This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

36. e 24?

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Vierter Band.

Profile.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim
1878.

Profile

von

Karl Hillebrand.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim
1878.

36 e 2

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Dem

alten Freunde

Giovanni Merlo

. . . . . „one in whom
The ancient Roman honour more appears
Than any that draws breath in Italy,"

widmet

diese Skizzen und Umrisse

der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Statt des Vorwortes. Ein Wort über moderne Sammelliteratur und ihre Berechtigung 1

I.

X. Doudan 12
H. de Balzac 36
Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) 76
M. Buloz 92
M. Thiers 107

II.

E. Renan als Philosoph 177
H. Taine als Historiker 207

III.

Die gefürsteten Mediceer 231
Ein fürstlicher Reformer 247
Gino Capponi 266

IV.

N. Macchiavelli 291
F. Rabelais 309
T. Tasso 340
John Milton 359

Berichtigungen.

Seite 13 Zeile 11 von oben lies **einen** statt **eine.**
„ 17 „ 4 „ „ „ **Haussonville** statt **Hausenville.**
„ 80 „ 9 von unten lies **Siegwartmiller** statt **Siegwart.**
„ 109 „ 11 „ „ „ **aufweist** statt **bietet.**

Statt des Vorwortes.

Ein Wort über moderne Sammelliteratur und ihre Berechtigung.

Seit vor nun vierzig Jahren Börne und Varnhagen auch in Deutschland die Sitte eingeführt ihre zerstreuten Aufsätze zu sammeln, hat die Kritik nicht aufgehört solche Sammelwerke anzugreifen und streng zu verdammen. Nun begnügen sich aber gemeiniglich die herbsten Tadler in einem solchen Falle die Vorrede und die Inhaltsauszüge des betreffenden Bandes zu lesen und, anstatt des Verfassers Ansichten und Behauptungen durch Beweise oder Thatsachen zu bekämpfen und wo möglich zu widerlegen, ihm Irrthümer nachzuweisen, ihn auf Stylfehler aufmerksam zu machen — lauter Bemerkungen, die ein Schriftsteller, dem es Ernst um seine Sache ist, immer mit Dank aufnehmen wird — fangen sie meist damit an, die Thatsache selber einer Sammlung heterogener Aufsätze als eine Art Vergehen gegen das Publicum darzustellen. Diese Art von Kritik scheint mir eine durchaus unberechtigte: sind die gesammelten Aufsätze eines Autors nicht werth aufbewahrt zu werden,

so sage man es aufrichtig: quod licet Jovi, non licet .... nun, man kennt ja den Reim: was Rosenkranz und Zeller erlaubt ist, dürfen Treitschke und Sybel nicht thun; was man H. Grimm oder Gottfried Kinkel nachsieht, kann einem J. Scherr und einem L. Steub nicht gestattet werden; Börne's Theater- und Varnhagens Bücheranzeigen hatten ein Recht auf Sammlung, selbst wenn es nur ein Dutzend eilig hingeworfne Zeilen waren; K. Frenzels oder P. Lindau's Besprechungen müssen in den rückständigen Jahrgängen der „National-Zeitung" und der „Gegenwart" vergraben liegen, und zwar weil wir der Meinung sind, daß jene einen bleibenden Werth haben, diese aber nicht. So verfährt die französische und die englische Kritik mit dergleichen Bänden. Sie prüft die Aufsätze nach ihrem innern Gehalt und ihrer Form, aber es fällt ihr nicht bei, einen Band Aufsätze von Max Müller, H. Reeve oder Froude, von E. Scherer, Renan oder Taine einfach beiseite zu werfen oder ein „Sammelsurium" zu nennen, weil sie früher schon in Zeitschriften, vielleicht gar in Zeitungen erschienen, oder weil sie verschiedene Gegenstände behandeln.

Es hängt diese auffallende Erscheinung wohl auch mit dem gewaltigen Respect vor dem „Buch" und der Geringachtung der Tagespresse zusammen, die noch vielfach im deutschen Publicum spuken. Ist diese Geringschätzung, ist jener Respect auch durchweg berechtigt? Stehen unsere großen Zeitungen wirklich so tief unter einer „Times" oder einem „Journal des Débats", als man es danach annehmen sollte? Lassen sich angesehene und achtungswerthe Schriftsteller in Deutschland noch

immer nicht dazu herab in Zeitungen zu schreiben, wie sie es in England und Frankreich thun? Oder, wenn sie hineinschreiben, sammeln sie sich nicht, arbeiten sie nicht so gewissenhaft und sorgfältig wie ihre westlichen Collegen? Muß alles, was in einem Tageblatt steht, auch Tagesarbeit sein? Wir glauben alle diese Fragen verneinen zu können: ein Blick auf das Feuilleton unserer Blätter von altem Rufe beweist, daß die gute deutsche Presse vollberechtigt mit der guten englischen und französischen Presse in dieser Beziehung wetteifern kann, und es handelt sich hier ja nur um die gute Presse. Ganz ähnlich ist es mit den Zeitschriften. Wer nur immer eine gewisse Anzahl Essays in der „Revue des deux Mondes" oder der „Fortnightly Review" veröffentlicht hat, sammelt sie nach einer Weile und bietet sie dem Publicum in Form eines oder mehrerer Bände. Warum sollte dieß den Mitarbeitern an den „Preußischen Jahrbüchern" oder der „Deutschen Rundschau" verboten sein?

Es liegt hier offenbar eine gröbliche Verkennung der Production- und Consumbedingungen der Epoche vor. Unsere Zeit hat keine Zeit, und nur wenigen ist es heutzutage vergönnt langathmige Bücher durchzulesen. Natürlich sprechen wir nicht von den Gelehrten, für welche eben die in Rede stehende Literatur nicht bestimmt ist. Die Muße ist ein Luxus, den sich keiner mehr gönnen kann. Wir alle arbeiten und haben wohl die Zeit, je nach der Natur unserer Arbeit einen Essay von dreißig Seiten oder einen Aufsatz von vier Spalten zu lesen; aber das Buch sparen wir für unsere freien Tage auf. Selbst dann wollen wir es nicht allzu lang, nicht

beschwert mit Anmerkungen, gefällig und fließend geschrieben, und bei mehrbändigen Werken lesen wir jeden Band bei seinem Erscheinen, weil wir den Muth nicht haben, ein Buch von fünf oder sechs fertigen Bänden in Angriff zu nehmen, wenn eben nicht, wie bei Gelehrten, das Bücherlesen die Facharbeit ist. Wenn nun Männer wie Macaulay oder Treitschke sich dazu hergeben, solche kleine Kunstwerke zu schaffen, so wissen sie wohl, warum sie es thun, und glauben ihrer Würde nichts zu vergeben, weil sie sich an ein gebildetes, aber auf anderem Gebiet arbeitendes Publicum wenden. Sie suchen deßhalb keineswegs die Wissenschaft zu vulgarisiren; sie wenden sich an philosophisch oder politisch, jedenfalls classisch gebildete Menschen, und sie suchen die feinsten Gedanken in edelster Sprache auf Grund tüchtigsten Nachdenkens oder gründlichster Studien in diese zierlichen Schmuckkästlein einzuschließen, die dadurch oft gehaltvoller werden als manche dicke Bände von solchen, die nie Schillers Kunst des „weisen Verschweigens" gelernt.

Auch den höchsten Forderungen der Kunst suchen solche Essay-Schriftsteller, wenn sie anders den Namen verdienen, gerecht zu werdeu. Die Kritik spricht viel von der Einheit, welche ein Buch haben müsse. Das heißt mit Worten spielen. Ein Gemälde muß Einheit haben, nicht eine Gemäldesammlung. Warum nicht das Allerverschiedenartigste in einem Bande zusammengedruckt sein könnte wie in einer Zeitschrift, ist durchaus nicht abzusehen. Jeder einzelne Aufsatz, und hätte er nur vier Seiten, soll componirt sein, Anfang, Mitte und Ende haben, in schönem, abgerundetem Gleichgewicht alle Seiten

des Gegenstandes je nach ihrer Wichtigkeit erschöpfend behandeln — aber daß das Buch — der Band — Plan und Gleichgewicht haben sollte, das ist eine Forderung, die nur von der Oberflächlichkeit und dem ganz äußerlichen Sinne dessen Zeugniß ablegt, der sie stellt. Auch hier ist also die Frage wieder nach dem Werthe jedes einzelnen Aufsatzes, nicht nach der zufälligen Form einer Sammlung, und fast möchte man sagen, wenn man z. B. an Sainte Beuve's 800 in dreißig Bände zerstreute Artikel denkt: je ungleichartiger, desto besser. Uebrigens wollen wir damit weder das Bestreben derer entschuldigen, die durch den einheitlichen Titel eines Buches dem heterogenen Inhalt eine Einheit zu geben vermeinen, noch das Verfahren jener preisen, die durch anspruchsvolle Aufschriften das Publicum locken zu müssen glauben, anstatt ihre Sammlungen einfach und schmucklos „vermischte Schriften" oder „gesammelte Aufsätze" zu nennen, obschon man selbst bei diesen nie weiß, ob sie sich nicht vielleicht gegen ihr besseres Wissen und Gewissen der ihnen von dem Verleger übermittelten Forderung des Publicums unterwerfen.

Man hat einem deutschen Schriftsteller vor kurzem seine naive Forderung: man solle seine Aufsätze lesen, wie sie geschrieben seien — stückweise — sehr übel genommen. Wir vermögen nicht recht einzusehen, was an dieser Forderung so Unerhörtes ist. Wird es irgend jemandem einfallen — si parva licet componere magnis — einen Band von Sainte-Beuve's „Causeries du Lundi" oder Macaulay's „Essays" von Anfang bis zu Ende in einem Zuge durchzulesen, von Montaigne's oder Scho-

penhauers, Bacons und Hume's Essays gar nicht zu reden? Man hat das Buch auf seinem Nachttisch, und liest heut einen Aufsatz über Bossuet, morgen über Warren Hastings, heut über Goethe, morgen über den heiligen Franciscus; man springt nicht sofort, nachdem man einen Aufsatz beendet, von Geschichte auf Philosophie, von Alterthum auf Neuzeit, von Literatur auf Politik über; sondern man schlägt das Buch zu, denkt über das Gelesene nach, wenn es zum Nachdenken anregt, und schlägt den Band andern Tages wieder bei einem andern Aufsatz auf: ein Aufsatz ist ja kein Capitel.

Handelt es sich nun keineswegs darum zu wissen, wo ein Aufsatz zuerst erschienen — niemandem ist es unbekannt, daß Sainte Beuve's unsterbliche Plaudereien, das unerreichte Muster dieser Gattung, Zeitungsartikel waren und allwöchentlich im „Constitutionnel" erschienen — sondern ob der Verfasser mit Ruhe und Ueberlegung geschrieben, und ob er etwas aufbewahrenswerthes geschrieben; ist es ganz einerlei, ob ein Band seine Einheit habe, wenn nur der jedesmalige Aufsatz sie hat, so ist es auch gleichgültig, welchen Vorwand der Verfasser benutzt hat um seine Gedanken mitzutheilen, wenn nur die Gedanken wirklich die Mittheiluug verdienten. Darum sollte man denn auch eigentliche Recensionen nie sammeln, soweit sie nur speziell sind, und den besprochenen Schriftsteller oder sein Werk nicht unter allgemeine Gesichtspuncte stellen; ja man sollte sogar die kurze oder lange Analyse der Werke, welche zu einem Essay Gelegenheit geboten, in der Sammlung wo immer thunlich abschneiden; aber das Recht der Auseinandersetzung seiner

Ansichten über Menschen, Ereignisse, Sitten u. s. w. an die Anzeige irgendeines neuerschienenen Buches zu knüpfen, soll unbestritten bleiben, wie Macaulay (wenn ich nicht irre in seinem Aufsatz über Machiavelli) es sich ganz unbefangen vindicirt, und wahrlich, es hat sich niemand darüber zu beklagen, daß ein mittelmäßiges Werk zu einem solchen Kunstgebilde den Vorwand gegeben. Auch hier also ist es immer wieder dieselbe Frage, welche sich der Kritiker aufzuwerfen hat: sind die mitgetheilten Ansichten originell, stichhaltig, anregend? nicht aber, hat der Verfasser irgendeinen armen Büchertitel zur Etikette für seine Waare genommen, ohne sich weiter viel um das Buch, das er anzeigt, zu bekümmern?

Weiter wird wohl eingewandt: wir hätten die Sachen ja erst vor kurzem in der Zeitung gelesen, oder wir könnten uns die Zeitungen, wo sie stehen, jeden Tag zusammensuchen. Nun ist das nicht gerade jedem bequem, und wenn die betreffenden Schriftsteller ehrlich in der Vorrede sagen, wie z. B. L. Ehlert und W. Ambros, H. Grimm und K. Frenzel: „Die Aufsätze sind da und dort erschienen", so hat sich auch der Käufer nicht zu beklagen, wenn er den Band kauft, anstatt sich mühsam die Blätter zusammen zu suchen, in denen Artikel des ihm liebgewordenen Schriftstellers stehen. Wer aber jene Aufsätze schon gelesen und sie nicht ein zweitesmal lesen will, braucht ja das Buch nicht zu erwerben. Auch hier wieder handelt es sich darum, den Leser zu befriedigen, ihm ein Wiederlesen der Arbeiten wünschenswerth zu machen. Wer heute die Börne'schen Pariser Briefe wieder liest, hat ein Recht sich zu beklagen, weil eben

jene Ergießungen demokratischer Galle heut absolut ungenießbar sind, während Heine's in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte Briefe, obschon die politische Weltanschauung im Grunde dieselbe ist wie die Börne's, heute noch ebenso herrlich frischen Genuß gewähren als vor beinahe einem halben Jahrhundert.

Indeß wir gehen noch weiter, selbst wenn Aufsätze nur eine einmalige Lectüre vertrügen, diese aber wirklich vertrügen, warum sollte der Verfasser dieselben nur den Abonnenten einer Zeitschrift oder Zeitung zukommen lassen? Warum sollte z. B. der Leserkreis der „Weser-Zeitung" oder der „Kölnischen Zeitung" nicht auch gediegene Aufsätze der „Neuen Freien Presse" lesen und umgekehrt? Oder sollen sie sich deßhalb auf alle die Blätter abonniren, wo ein Schriftsteller, den sie schätzen, seine kleineren Arbeiten zu zerstreuen pflegt?

Wir kommen zu dem letzten heikelsten Punkte, dem Punkte des Interesses. Man klagt, namentlich in Aufsätzen, die freilich keinen Neudruck verdienten, die Essayisten gemeinen „Schachers" an, weil sie alles, was sie je in flüchtiger Stunde hingeworfen, ein zweitesmal verwerthen wollen. Wenn aber Autoren anerkannterweise nur einen kleinen Theil ihrer periodischen Schriften auswählen, so können sie doch wahrlich nicht übertriebener Gewinnsucht beschuldigt werden, sondern höchstens schlechter Auswahl. Im Uebrigen hängt diese Anklage noch immer mit der alten Gewohnheitsansicht der Deutschen zusammen, der zufolge der Schriftsteller in einer so idealen Sphäre leben soll, daß das ärmliche Honorar und in Folge dessen das Hungerleiden, zu seinen Ehren-

pflichten gehört. „Der Priester lebt vom Altar," sagt der Franzose, und fast niemand gibt in London oder Paris einen Band heraus, der nicht erst stückweise in Zeitschriften und Tagesblättern erschienen wäre, sei es, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Arbeit zu lenken, sei es, wie man mit liebenswürdigem Cynismus sagt, pour en avoir double mouture. Wir vermögen darin so wenig etwas entehrendes zu sehen als darin, daß der vom Staate bezahlte Professor oder Physikus sich noch einmal von den Studenten und Kranken Collegiengelder und Rechnungen zahlen läßt. Uebrigens ist es Sache des Verlegers zu entscheiden, ob er literarische Erzeugnisse einer neuen Auflage werth hält oder nicht, denn im Grunde handelt es sich ja doch nur um eine neue Auflage in verändertem Format. Man erlaube uns ein Gleichniß: ein Juwelier kauft getragene Ringe und setzt aus den darin enthaltenen Steinen oder Perlen ein Halsband zusammen. Weder dem Käufer noch dem Verkäufer ist aus dieser veränderten Fassung irgend ein Vorwurf zu machen; es handelt sich eben darum, und damit kommen wir ein letztes mal auf unser caeterum censeo zurück, ob es echte oder falsche Juwelen waren, und wenn echt, von welchem Werthe — es brauchen ja nicht immer Diamante zu sein —; das Uebrige geht die Kritik nichts an.

Es wäre wirklich an der Zeit, dieser „gediegenen, tüchtigen, gründlichen" Kritik der Recensenten, die wöchentlich zehn Bände anzuzeigen haben, die sie materiell nicht gelesen haben können, die Thüre zu weisen, und die Kritik nur dann zu achten und zu beachten, wenn sie

ehrlich und gewissenhaft zu Werke geht, d. h. eine Geistesarbeit nach ihrem Inhalt und ihrer Ausführung fragt, nicht nach dem Orte, wo sie steht oder gestanden hat. Hast du eigene Gedanken oder nicht? Hast du Kenntnisse erster oder zweiter Hand? Bist du Herr der Sprache und wie behandelst du sie? Sind deine Bilder lebendig? Sind deine Arbeiten extemporirt oder die Frucht der Lebenserfahrung, des Nachdenkens, des Studiums? Sind deine Gefühle und Eindrücke mittheilenswerth, oder ist deine Persönlichkeit eine solche, deren Erlebnisse ganz uninteressant fürs Publicum sind? Bist du ein Händler in neu angestrichenen Gemeinplätzen oder gar ein specioser Paradoxenjäger, der nur Effect machen will? Widerstehen deine Ideen auch einer tüchtigen Beweisführung der Gegner? Bist du Künstler, Gelehrter, Denker oder auch nur ein interessanter Mensch, oder bist du nichts von alle dem? Bist du auch nur das, wofür du dich ausgibst, was es auch sein mag? Auf dieß und nichts anderes hat der Kritiker das Recht, den Schriftsteller zu prüfen.

Eine solche Prüfung sollte sich jedoch, und zwar mit unerbittlicher Strenge, bei jedem einzelnen Artikel einer solchen Sammlung erneuern; denn nur allzu oft kommt es vor, daß der Herausgeber bei der Auswahl seiner Arbeiten nicht sorgfältig genug oder mit zu wenig Selbstkritik verfährt, und neben solchen die ihres Gegenstandes oder der daran geknüpften Bemerkungen halber ein bleibendes Interesse haben, andere aufnimmt, die nur hic et nunc eine Bedeutung hatten und, als am Tage für den Tag geschrieben, in den Sammlungen, die wir

hier im Auge haben, hätten ausgeschieden werden sollen Für den Recensenten freilich, wenn er diesen Unterschied machen wollte, welchen der Verfasser in seiner blinden Vaterliebe nicht zu machen gewußt, wäre es erforderlich, daß er den Band auch gelesen hätte, was er eben weder Zeit noch Lust hat zu thun. So fällt er denn gleich über den ganzen Band in Bausch und Bogen das Verdammungsurtheil — oder wenn er mit dem Verfasser befreundet ist, wohl auch das ebenso unterschiedslose Lobesurtheil. Dieß ist allerdings unendlich viel bequemer als die Analyse eines Buches zu geben und dem Publicum zu sagen, was es enthält, wie es gewissenhafte Organe der Kritik denn auch thun; — wir nennen nur „die Göttinger gelehrten Anzeigen," das „literarische Centralblatt," die „Revue Critique" und die „Academy." — Aber wie viele solcher gewissenhaften Organe gibt es gegen die Hunderte von literarischen Blättchen, welche allwöchentlich — man denke nur an das, was die „Saturday Review" in diesem Fach leistet — in einem Aufsatze von zwei Spalten zwanzig bis dreißig neu erschienene Werke, jedes mit einem Dutzend Zeilen abthun! Doch berühren wir damit schon einen anderen Gegenstand, der vielleicht ein anderes mal das Thema unserer Betrachtungen abgeben dürfte: das Thema vom Zustand unserer Wochen- und Monatspresse.

December 1875.

I.

X. Doudan.

Wer ist Herr Doudan? So fragte halb Paris, als im Sommer 1876 Graf d'Haussonville und S. de Sacy, denen sich der in orleanistischer Gesellschaft unvermeidliche Cuvillier-Fleury angeschlossen hatte, zwei Bände Aufsätze und Briefe der Oeffentlichkeit übergaben, auf deren Titelblatt jener Name zu lesen war.[1] Wahrscheinlich hätte man nicht einmal jene Frage gestellt, geschweige denn das Buch aufgemacht, wäre nicht der feine und sichere Geschmack Sacys, der wohl was Gutes zu verkennen, aber nichts Schlechtes als gut anzuerkennen im Stande ist, eine Bürgschaft gewesen, daß hier etwas Lesenswerthes geboten würde. Auch versprach die Person des einführenden Grafen d'Haussonville dem Publicum sofort, daß der Vorgestellte aus bester Gesellschaft komme: denn Graf d'Haussonville ist bekanntlich der Schwiegersohn des Herzogs von Broglie und, so zu sagen, der geistige Testamentsvoll-

[1] Ximenes Doudan. Mélanges et lettres, avec une introduction par M. le Comte d'Haussonville et des notices par MM. de Sacy et Cuvillier-Fleury.

ſtrecker des Hauptes der „Doctrine". Das öffnete gleich eine Thürſpalte in die Salons von Gurcy, Broglie, ja von Coppet, und verhieß etwelche Echos an Frau von Staël und Benjamin Conſtant, ſowie die vollen Stimmen Royer-Collards oder Guizots. Mehr als alles das wirkte ein früher kaum bemerktes Wort Sainte-Beuve's, das in einer jener Einführungen des Unbekannten citirt war. Der große Kritiker hatte irgendwo in einer Anmerkung mit der ihm eigenen wachſamen Klarſicht für alles Halbwahre, ein Urtheil H. Rigaults gerügt, auch eine jener von der orleaniſtiſchen Geſellſchaft in die Mode gebrachten Treibhauspflanzen, die der rauhen Luft der Oeffentlichkeit nicht lange widerſtehen. Dieſer hatte von Chapelle, dem leichten und witzigen Freunde Lafontaine's, geſprochen, „wie er von einem Tréville, Joubert oder Doudan ſprechen würde, einem jener Geiſter „délicats nés sublimes" oder wenigſtens geboren, Alles zu verſtehen, und denen allein die Kraft und die Geduld zur Ausführung fehlte, während Chapelle nur ein Faulpelz ohne Höhe und Ideal iſt. Das allzu hoch geſteckte Ideal aber iſt es ja gerade, was jene höchſten Feinſchmecker entmuthigt." Da Cuvillier-Fleury dies Lob des unerreichten Kenners in Erinnerung brachte, nicht ohne mit der ihm eigenen Ichlichkeit hinzuzufügen: „Was Sainte-Beuve geſchrieben hat, denke ich," ſo ward die Neugierde aller derer, welche nicht das Glück gehabt, in den dreißiger und vierziger Jahren im Hotel de Broglie aus- und einzugehen, nicht wenig gereizt; man öffnete die Bände, blätterte nicht ohne Enttäuſchung in den Aufſätzen und las die 389 Briefe vom erſten bis zum

letzten, ohne sie lassen zu können, wenn Einen auch manchmal beim Lesen eine kleine Müdigkeit überschlich. Und so Viele lasen diese Briefe, daß nach zwei Monaten eine neue Auflage nöthig ward, ja daß die Freunde des gestern noch Unbekannten den Lesern zwei neue Bände mit nicht weniger als 320 weiteren Briefen bringen mußten.

Wer war Doudan? Ximenes Doudan, so sagen uns seine Freunde, war im Jahre 1800 geboren in Douai, dem flandrischen Athen, was sicherlich Niemand geahnt hätte, der nur seine Briefe gelesen; denn etwas weniger Flämisches läßt sich nicht leicht denken. Wie jeder Provinziale, der sich fühlt, war er früh nach Paris gekommen und hatte freiwillig, wie so viele andere unbemittelte Jünglinge Frankreichs, das grausamste aller Martyrien auf sich genommen, ein Martyrium, das der gefeiertste lebende Dichter Frankreichs eigens besungen hat, das Deutschland so glücklich ist nicht zu kennen, und gegen das Winckelmann's Prüfungszeit in Seehausen ein Paradies war: er bekleidete die Stelle eines Knabenaufsehers (vulgo pion, euphemistisch aber répétiteur genannt) am Gymnasium Henry IV. Es scheint eine harte und doch schöne Zeit gewesen zu sein, diese Zeit der Entbehrungen und der Jugendträume. Er verband sich eng mit den besten Gleichaltrigen, und Einer der Ueberlebenden, S. de Sacy, schildert mit der behaglichen Wärme, die uns immer wieder mit ihm aussöhnt, wenn wir über die Enge seiner Urtheile die Geduld zu verlieren im Begriffe sind, die Abende jener armen Jugend, so reich an geistigem Interesse, an Hoffnung, an ernster Arbeit. Ein glücklicher Zufall befreite Doudan

aus dem Joche der Armuth, ohne jenen inneren Reichthum zu beeinträchtigen. Gegen 1825 suchte der Herzog von Broglie einen Erzieher für das Kind seiner Schwiegermutter, Frau von Staël, aus ihrer späten Ehe mit Rocca. Man empfahl ihm den jungen Mann, und Doudan trat in das Haus ein, das er nicht mehr verlassen sollte: denn es fand sich, nach Beendigung seines Hauslehreramtes, daß er ein Freund des Hausherrn geworden war; und als dieser erst Minister des Aeußern, dann Ministerpräsident ward (1832—1836), folgte ihm der Schützling als Geheimsekretär und Kabinetschef. Nach dem Sturze der „Doctrinärs" trat er als maitre des requêtes in den Staatsrath, den er indeß auch bald wieder verließ, um ganz als Hausfreund der Familie de Broglie, sei es auf ihren Schlössern, sei es in Paris, zu leben. Obschon von zartester Gesundheit und stets über seine Gebrechen klagend, starb er doch als Zweiundsiebzigjähriger.

Man würde sich irren, sähe man in diesem einfachen Lebenslaufe eine Art verkappten Dienerthums, in Doudan einen Hausabbé des vorigen Jahrhunderts. Der Insasse des Hotel de Broglie bewahrte seine vollste Unabhängigkeit. War zwischen dem reichbegüterten Erben eines glorreichen Namens und mächtigen Geschlechts und dem armen Privatgelehrten bescheidenster Abkunft keine volle Gleichheit möglich, so wußte der jüngere Mann doch die Ueberlegenheit in das Alter — Broglie zählte fünfzehn Jahre mehr, als er — den hohen Geist, die tiefe Bildung, die weite Welterfahrung des Herzogs zu setzen, als deren Anerkennung dem stolzgeborenen Menschen weniger kostet, denn die Anerkennung der Geburt,

des Reichthums und der Macht, obschon Erbschaft und Erwerb ebenso bei den einen wie bei den andern Gütern ihre Rolle spielen. Ganz unbefangen stand er dagegen den Kindern seines Gönners — dem jetzigen Herzog de Broglie, dem Prinzen Paul, später Abbé de Broglie, der Gräfin d'Haussonville und deren Gatten — gegenüber. Die Briefe an den vielversprechenden Aeltesten, der so wenig oder doch so ganz Anderes gehalten hat, als er versprochen, gehören zu den liebenswürdigsten der Sammlung: er behandelt den frühreifen jungen Mann, den er auch später noch fortfährt zu dutzen, durchaus mit heiterer Laune, die indeß die Mahnung so wenig ausschließt als das Urtheil. „Ich finde Albert gar weltlich," schreibt er schon 1841 an die Schwester des damals Zwanzigjährigen. „Er ist immer bei den Großen. Er kommt nicht aus dem Ministerium des Aeußern heraus, sagt man. Ich sehe, man mästet ihn, um einen Ministeriellen aus ihm zu machen. Ich bin nicht sicher, daß es gut ist, sich früh daran zu gewöhnen, der Regierung Recht zu geben. Es ist das eine jener Wahrheiten, die man erst anerkennen muß, nachdem die Erfahrung Einen wieder und wieder darauf gestoßen."

Die Gesellschaft im Hause de Broglie, in Paris sowohl als in der Normandie und am Genfersee, war wohl in jedem Sinne die beste der Zeit zu nennen. Der Herzog selber war eben kein leichter Gesellschafter, und die Herzogin hatte Nichts von der sprudelnden Lebendigkeit ihrer Mutter. Er vergaß nie, auch nicht an der Familientafel, was er sich als dem Chef der Doctrine schuldig war. Sie blieb bis zu ihrem Tode

(1838), bei aller Güte und allem Verstande, die ungelenkige Methodistin, die sich nie recht im heiteren Frankreich zu akklimatisiren wußte. Heiter dagegen war das junge Volk, vor Allem Graf d'Haussonville, der ächte, muntere, stets zum Scherz aufgelegte Franzose. Jagden, Charaden, Liebhabertheater, bei denen Doudan natürlich den Souffleur abgab, waren an der Tagesordnung auf seinem Schlosse Gurcy. Alle Schriftsteller und Politiker von Bedeutung, sofern sie nicht des Legitimismus und des Republikanismus verdächtig waren, verkehrten bei dem Schwiegervater. Doch wehte ein gewisser Duft der Akademie und des Systems in den Salons, der die ganz Freien, deren die französische Gesellschaft immer nur Wenige zählt, gleicher Weise ferne hielt. Auch war man tugendhaft im Hotel de Broglie und dessen bewußt, vor Allem aber fest überzeugt, daß Niemand außerhalb seines Zauberkreises tugendhaft sein könne. Doudan selber scheint sich ein wenig in diese Auffassung hineingelebt zu haben, obschon er Biegsamkeit des Sinnes genug behielt, um z. B. einen Thiers zu verstehen und gern zu haben, auf den man in jener Atmosphäre mit Geringschätzung herabsah, weil er Kant nicht studirt hatte und kein Mann von „Gesinnung" war.

Eine freie, große, handelnde Persönlichkeit war Doudan darum doch nicht, wie man wohl aus dem Gesagten schon errathen haben wird. Dagegen war er treu, zartfühlend, taktvoll; obwohl kalt und zurückhaltend in der äußeren Erscheinung, wohl mit aus Schüchternheit. Seine Kreise im Umgange waren enge gezogen; er sprach wenig und nur mit den Vertrautesten, den Verstehenden;

aber dann auch lebhaft, sagt man, und mit unwiderstehlichem Zauber. Gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten, zog er es doch vor, keine Pflichten und somit keine Verantwortlichkeit zu haben. Eine gewisse nervöse Aengstlichkeit geht durch sein ganzes Auftreten und offenbart sich in der peinlichen Sorgfalt für seine Gesundheit, die ihm von früh auf zu schaffen macht, wie in dem Schrecken, welchen ihm die deutschen Bomben und die Tollheiten der Kommune an seinem Lebensabend einflößen. Ja, gegen Ende wird der fein- und tiefangelegte Mann in politischen Dingen ein simpler „trembleur" — ein „Heuler", wie man 1848 zu sagen pflegte, — der sich in Nichts von dem letzten Gewürzkrämer unterschied, der für sein Lädchen zittert. Bei ihm kam Alles zusammen: — Kränklichkeit, Feinheit des Geistes, Empfindlichkeit des Geschmackes, moralische Zartfühligkeit, natürliche Anlage zur Beschaulichkeit, ein auf die Elite der Nation beschränkter Umgang, — ihn vor aller Berührung mit der brutalen modernen Wirklichkeit zurückbeben zu lassen. „Wenn man keine eiserne Gesundheit hat, taugt man zu Nichts, sagt er selbst. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich eine gute Gesundheit gehabt hätte, so würde ich ein ganz anständiges Geschöpf gewesen sein; aber nur Gott und ich wissen, wieviel Hemmnisse mir dieser elende kleine Organismus überall in den Weg legt. Ich möchte einmal alle die Leute sehen, die mir mit lauter Stimme sagen, ich befände mich vortrefflich, ich möchte sie einmal sehen, wenn sie genöthigt wären, dieses kleine Netz von Spinnweben zu manövriren, das meine Person ausmacht. Ich

thue fast immer mein Bestes und gehe soweit meine körperlichen Kräfte es mir erlauben; aber wer kennt das Geheimniß der Kräfte seines Nachbars? Man betrachtet sich im Spiegel. Man findet, daß man volle Wangen, braune und belebte Farbe hat, man schlägt sich auf die Brust und es antwortet ein gleichmäßiger, voller Ton, der ein volles Leben verkündet, und man sagt sich: „Bah! Giebts denn auch Kranke?"

Des armen Doudan Brust gab kein solches Echo, und kam ihm ein Bischen Leben, so meint er, es sei „wie ein Lichtschimmer durch die zerbrochenen Scheiben eines kleinen baufälligen und verlassenen Häuschens." Hier übertreibt er. Wie auch sein Leibeszustand sein mochte, die klare Flamme seines Geistes ward nicht dadurch getrübt. Was sie nur beleuchte, Menschen, Thaten, Werke, Alles wird sonnenhell.

In Doudan's Beschaulichkeit ist Nichts vom Mystiker, aber auch Nichts vom Skeptiker; dafür hat er zu viel Autoritätsglauben; denn er ist ein ächter Träger der classischen Tradition: der liebe Gott, die Moral, die Regierung, für ihn speziell die Juliregierung, die stehen unerschüttert und unbezweifelt über Allem: was aber darunter vorgeht, das wird Alles nach seinem wahren Werthe geprüft und keine falsche Waare durchgelassen, dafür stehe ich. Es ist ein merkwürdiges Exemplar, dieser feine und durchdringende Doudan; mit seiner geschmackvollen und wohlwollenden Ironie, seiner Lebhaftigkeit und Allgemeinheit des Interesses, seiner Toleranz für alle Nuancen gesitteter Menschen und gesitteter Ansichten, mit seinem Ekel vor der Tageslitteratur und den Straßenpolitikern, der trotz seines Orleanismus aufathmet, wenn Louis Napoleon im December

1848 wieder Beamte einsetzt, „die nicht die Gewohnheit haben, Spirituosen zu trinken, Pfeifen anzurauchen und sich mit Damen zu umgeben, die ihren Namen nicht nennen und die man nicht wiedergesehen hat" — es ist merkwürdig zu sehen, wie dieser weitaussehende und weitumsehende Mensch, so redlich dabei und so billig, der sich von Nichts Unächtem täuschen läßt, das von Außen hereinkäme, absolut alle Sicherheit verliert, wenn es sich um seinen Freundeskreis handelt: große Namen wie die der herzoglichen Familie, große Worte wie die Guizots, große Berühmtheiten wie die A. W. Schlegels, den das Haus Broglie von Mme. de Staël geerbt, imponiren ihm so, daß er sich ganz von ihnen blenden läßt und sein gesundes Urtheil zu Hause läßt.

In der innern, zumal aber der auswärtigen Politik hat der Mann seit 1848 Nichts gelernt: die Welt ist ihm beim Ministerium Guizot stehen geblieben: der große Strom der Demokratie, der entfesselte Verkehr, die unwiderstehlichen Nationalitätsentfaltungen, die ganze moderne Politik, wie sie unterm zweiten Kaiserreiche die Weltgeschichte erobert, ist ihm unverständlich, eitel Ideologie; er bleibt auf dem Standpuncte der „spanischen Heirathen" und meint, damit sei er der Tradition Richelieu's getreu. Es wird ihm ganz unheimlich zu Muthe, wenn die Cavours, Garibaldi's, Bismarck's am Horizonte aufsteigen, und er zieht sich in den vornehm behaglichen Salon zurück, wo die gebildetsten und feinsten Geister Frankreichs in heiter witzigem Gespräche mit französischer Lebhaftigkeit, über Tisch, oder nach Tisch am flackernden Kaminfeuer, litterarische, religiöse, philoso-

phiſche, vor Allem pſychologiſche Fragen faſt leidenſchaftlich erregt erörtern. Wie ſollte er ſich hinauswagen in die rauhe, kaltfeuchte Luft, wo's Hiebe ſetzt und naſſe Füße? Auch die inſtinktive Furcht vor allem Uebertriebenen in Meinung, Ausdruck und Gefühl hing vielleicht mit dieſer angeborenen und allzuſehr gepflegten Zurückhaltung zuſammen, und jene Scheu mag ihn wohl auch zum Theil vom Schriftſtellern abgehalten haben, doch nur zum Theil; denn was ihn, den Hochbegabten, den von ſo vielen bedeutenden Männern willig Anerkannten, hauptſächlich von jeder Veröffentlichung abhielt, war zweifelsohne eine gewiſſe ablehnende Vornehmheit, eine ariſtokratiſche Geringſchätzung des Publikums, ein Ekel vor ſeiner Rohheit, ſeinem Lärmen. Indeß kam immerhin eine gewiſſe Faulheit und eine gewiſſe Impotenz dazu. Der Mann, der ſelbſt ſo vielen Berühmtheiten der Zeit vice cotis diente, wollte nicht gern ſelber etwas Mittelmäßiges geben; und er wußte, was mittelmäßig war, ſelbſt wenn Er es geſchrieben.

Denn mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe fühlte er, daß es ihm an der Macht des Schaffens fehlte, und doch hatte er nicht den Fleiß, nicht die unüberwindliche Liebe zur Darſtellung, um, wie Leſſing ſagt: „Alles durch Druckwerk und Röhren aus ſich herauf zu preſſen," und ſo die lebendige Quelle zu erſetzen, „die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt." Dies raubt denn auch den hier veröffentlichten Briefen einen großen Theil ihres Reizes, obſchon der abſolute Gehalt an Geiſt ungleich größer iſt als in den meiſten Briefſammlungen

berühmter Männer. Denn mit etwas muß der Menſch zahlen, wenn er das Intereſſe ſeiner Mitmenſchen in Anſpruch nehmen will. Hat ein Mann durch ſeine Thaten keine Spuren in der Geſchichte zurückgelaſſen, ſo verlangen wir gegenwärtige Perſönlichkeit oder bleibende Werke. Sonſt entbehrt die witzigſte Korreſpondenz leicht des nachhaltigen Reizes. Hier liegt ja gerade der Unterſchied zwiſchen der Leiſtung für die Oeffentlichkeit und der Privatmittheilung: jene hat ihren Werth für ſich, ſelbſt abgelöſt vom Individuellen, wenn ſchon daſſelbe immerhin den Werth erhöht; dieſe braucht durchaus jene objektive Leiſtung zur Folie, ſonſt gewinnt ſie keine allgemeine Bedeutung, und nur die lebendige Perſönlichkeit kann Einem dieſe Folie erſetzen. So hören wir einen Dilettanten bewundernd in unſerm Hauſe, wünſchen, das Publikum könne dies Talent mitgenießen, und finden uns oft gewaltig enttäuſcht, wenn der Freund, den Bitten nachgebend, in die Oeffentlichkeit tritt und den erwarteten Beifall nicht erntet. Nun iſt es freilich unmöglich, aus Doudan's Briefen nicht die treue, aufrichtige, reinliche, ſittliche Natur des Menſchen herauszufühlen; aber es bleibt das doch immer ein Vermuthetes, Abgezogenes, kein Gewiſſes, Lebendiges. Die Briefe müſſen für die Freunde des Mannes, denen er gelebt, durch ſein bloßes Daſein Etwas geweſen iſt, unſchätzbar ſein; dem Fremden ſagen ſie, trotz allen Geiſtes, nicht genug: er möchte wiſſen, was der witzige und feine Kopf Poſitives leiſten konnte, und da fühlt er ſich auf ein Paar Eſſays angewieſen, die eben dieſe Forderung nicht befriedigend erfüllen.

Die Herausgeber der Briefe Doudan's haben in der That ihrem Freunde keinen guten Dienst erwiesen, indem sie seiner Korrespondenz fünf kritische Aufsätze vorangeschickt, welche er zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Blättern veröffentlicht hatte. Nicht als ob die Sitte unserer Tage, vereinzelte Essays, selbst rein kritische, wiederzudrucken und zu sammeln, eine unberechtigte wäre: recht im Gegentheil ist ja der Essay die eigenste literarische Form unserer Zeit; aber er ist ein Genre, wo die Gefahr nahe liegt, entweder in den einfachen Bericht zu verfallen oder sich, im Halbbewußtsein der Vergänglichkeit des losen Blattes, auf dem man schreibt, und der Flüchtigkeit, mit welcher der Leser es durchlaufen wird, selber zu einer gewissen Flüchtigkeit verführen zu lassen. Hier ist also bei der Wahl strengste Selbstkritik und, treffen die Freunde die Wahl, wie hier, strengste Freundeskritik nothwendig. Ein Aufsatz, der uns so nach Jahren wieder vorgesetzt wird, muß ein eigenes Produkt sein; sonst können wir Nichts damit anfangen. Es giebt aber viele Arten produktiv zu sein, auch in einem kritischen Aufsatz, und selbst ohne die Macaulay'sche Freiheit zu nehmen bei Gelegenheit eines neuerschienenen Werkes seine eigenen Ansichten zu entwickeln, ein eigenes Werkchen über denselben Gegenstand zu schreiben. Auch die Sainte-Beuve'sche Kritik ist produktiv und wir lesen seine zwanzig bis dreißig Bände kleiner Aufsätze stets mit Genuß und Vortheil wieder: er weiß eben mit so einziger Kunst jedem Autor sein bewußt oder unbewußt umgenommenes Kostüm abzustreifen und uns denselben in seiner nackten Gestalt zu

zeigen, daß er etwas Positives leistet, das kaum einem Originalwerke an bleibendem Werthe nachsteht. Oder aber, ein Lessing entwickelt an einem Werke, dessen Vorzüge und Fehler er analysirt, eine ganze Theorie der betreffenden Kunstform und produzirt so ebenfalls das Bleibendste in der flüchtigsten Erscheinung. Ja, selbst ein Varnhagen, der uns mit klarem Blick und sicherer Hand ein Werk resumirt und oft aus dem unwirthlichsten Chaos glückliche und fruchtbare Gedanken herausholt, um sie zu einem Ganzen zu ordnen, schafft in einem gewissen Sinne. Wenn aber Doudan, auch im fließendsten und geschmackvollsten Stile, mit schöngewählten, natürlichen Bildern und mit hellem Witze, einige Arabesken zu Rossi und Victor Hugo, zu Kant und Reid hinwirft, aus denen wir weder die Personen noch die Gedanken Rossi's und Victor Hugo's, Kant's und Reid's und noch weniger die Person und die Gedanken Doudan's voll heraustreten sehen, so ist das eben Champagnerschaum ohne Champagner, mit dem uns, in Bezug auf Gedanken und Getränke höchst positiven, deutschen „Schwärmern" nicht gedient ist.

Das Wenige, was von Doudan's eigener Weltanschauung in diesen losen Blättern zu Tage tritt, finden wir weit angenehmer, weil anspruchsloser, in den Briefen wieder. Der conventionelle philosophische Spiritualismus, dem wir begegnen, ist ganz der aller französischen Gymnasiallehrer, welche das Lehrerseminar von Paris seit Cousin geliefert hat, ohne des Meisters Beredtsamkeit, allerdings auch ohne die Beredtsamkeit des Meisters zu verwässern, wie so viele seiner Schüler; man glaubt eine

Seite von Jouffroy zu lesen, aber ohne Jouffroy's Temperament, das so angenehm über die Sterilität des Gedankens täuscht: kein Argument, keine These, die mit sicherer Hand ergriffen und fest gehalten wäre: Alles geht auf Ungefähres hinaus, während man sich doch nicht wenig auf seine Präzision einbildet. Die Schärfe ist eben nur in der Form, nicht im Inhalt: die genauen Umrisse können uns nicht darüber täuschen, daß wir Thon, nicht Marmor vor uns haben. Der Grundgedanke dieses ganzen akademischen Spiritualismus, der sich ein so tiefsinniges Ansehen giebt und so vornehm auf Träumer wie auf Materialisten herabsieht, ist eigentlich der, daß die stillschweigende Convention, derzufolge ein geschiedter Franzose des 19. Jahrhunderts doch nicht mehr an die Dreieinigkeit glauben kann, aber Anstands halber den lieben Gott und die unsterbliche Seele nicht über Bord werfen darf, „der Weisheit letzter Schluß" ist. Hier wird nur der consensus hominum unter dem Namen der Phantasie und der Empfindung angerufen, um dem Verstand in seiner Noth beizustehen; aber diese Phantasie und diese Empfindung stellen sich doch als nichts Anderes heraus, denn als die uns von Jugend auf eingepfropften Begriffe und aufgezwungenen Gewohnheiten.

Ein ähnlicher Conventionalismus und — sagen wir's nur — eine ähnliche Denkfaulheit und Denkschüchternheit liegt auch den Ansichten zu Grunde, die Doudan hier über das Prinzip des Strafrechts und über Poesie und Litteratur, namentlich fremder Völker, äußert. Es sind die alten fadenscheinigen Reden über die

deutsche Nebelhaftigkeit und die englische Regellosigkeit, genau wie alle professeurs de rhétorique Frankreichs sie seit sechzig oder siebzig Jahren ihren Schülern halten, nur mit mehr Geschmack und Originalität in der Sprache; man sollte glauben, die Leute hätten ihren Begriff von deutscher Poesie aus der Messiade geschöpft, so reden sie von Unklarheit des Ausdrucks und der Gestalten in unserer Dichtung, und ich habe Doudan wirklich in Verdacht, „Wallenstein" und „Iphigenie" nur in der Uebersetzung oder aus Frau von Staël's „Deutschland" zu kennen, ja vielleicht gar dies Buch nur bis zu den Kapiteln über Klopstock und Herder gelesen zu haben: wie hätte sonst er, der klare, geschmackvolle Kopf, die unübertroffene Wirklichkeit Goethe'scher Gestalten und Schiller'scher oder Lessing'scher Sprache zu verkennen vermocht?

Natürlich fehlt dann das obligate selbstgefällige Spiegelbild des französischen Geistes mit seinem bon sens, seiner Klarheit, seiner Feinheit nicht, ein Geist, der bekanntlich im 17. Jahrhundert seinen vollendetsten Ausdruck gefunden. Schade nur, daß die heutigen Klassizisten immer vergessen, wie kühn und eigenartig jene Klassiker zu sein wagten, über die sich nicht hinauszugehen getrauen, wie kühn und eigenartig im Gedanken ein Fénelon, wie kühn und eigenartig in der Sprache ein Bossuet, wie kühn und eigenartig in beidem, in Gedanken und der Sprache, ein Régnier, ein Pascal, ein Molière, ein Lafontaine, ein Larochefoucauld, zu sein wagten. Wie frei die großen Franzosen aus Ludwigs XIV. Zeiten in literarischen Dingen dachten, hätte doch einem Doudan

nicht entgehen sollen, der sie nocturna manu und diurna zu durchblättern pflegte und dem sicherlich Pascal's „Gedanken" — auch die über den Styl — nicht unbekannt sein konnten. Aber vielleicht hätte er sich vor diesen ebenfalls bekreuzt, wie er es vor Fénelon's Ketzereien in dem „Brief an die Akademie" thut, der ihn fast eben so sehr entsetzt als V. Hugo's literarisches Glaubensbekenntniß in der Vorrede zum „Cromwell". Indeß auch Männer des großen Jahrhunderts, die nicht wie Fénelon in der Einsamkeit ihren Sonderlingsideen nachhingen, selbst solche, die sich an der Versailler Sonne wärmten, wagten freier als die heutigen Klassizisten zu denken. Gehörte wohl auch Labruyère zu Doudan's Vertrauten? Und wenn so, ist der Rigorist nie stutzig geworden, wenn er las: „Es giebt Künstler, deren Geist so weit ist als die Kunst, die sie üben. Sie geben ihr an Genie und Erfindung mit Wucher zurück, was sie von ihr und ihren Grundsätzen empfangen. Sie gehen über die Kunst hinaus, um sie zu adeln, entfernen sich von den Regeln, wenn diese nicht zum Großen und Erhabenen führen; sie gehen allein und ohne Gesellschaft, aber sie steigen hoch und dringen weit vor, immer ihrer selbst sicher, immer durch den Erfolg in der Ueberzeugung befestigt, daß man oft Vortheile aus der Unregelmäßigkeit zieht. Les esprits justes, doux, modérés — ich fühle mich unfähig, diese Worte zu übersetzen — kommen ihnen nicht nur nicht nach, bewundern sie nicht nur nicht, sondern verstehen sie nicht einmal und möchten es ihnen noch weniger nachthun. Sie bleiben ruhig in den Grenzen ihrer Sphäre, gehen bis zu einem gewissen

Punkte, welcher die Schranke ihrer Fähigkeit und ihrer Leuchte bildet; sie gehen aber nicht weiter, weil sie drüber hinaus Nichts sehen. Sie können zum Höchsten die Ersten einer zweiten Klasse sein und sich im Mittelmäßigen auszeichnen." Ich fürchte, das war ein wenig der Fall mit Doudan: und es sollte mich sehr wundern, wenn ein anonymes Wort Sainte-Beuve's, das man in des Kritikers Heften fand, nicht auf den Freund der Broglie'schen Familie ging: „Er hatte Feinheit (de la distinction); aber wie feine Geister, die fühlen, daß sie nicht viel Breite (étoffe) haben, hatte er sich früh enge gemacht."

Viel bedeutender als jene fünf Essais des ersten Bandes ist der Aufsatz, mit welchem der 4. Band der Briefsammlung schließt: eine in ihrer Art vortreffliche Abhandlung über die Umwälzungen im Geschmack; allein die Art hat eben selber von den Umwälzungen im Geschmack gelitten. Unsere Generation liest nur noch mit Ungeduld derlei akademisch-methodische Erörterungen über abstracte literar-ästhetische Fragen. Sollte aber die Zeit wiederkommen, wo man die Abhandlung des Longinus über das Erhabene mit Leidenschaft liest, so wird sie auch Doudan's Aufsatz über die Geschmacksströmungen und deren Ursachen gewiß eifrig zu Rathe ziehen. Warum die Herausgeber den versprochenen und viel angepriesenen Aufsatz über die Compositionskunst nicht gegeben? Haben sie vielleicht selbst beim Wiederlesen gefunden, daß ihre Jugenderinnerungen ihnen einen Streich gespielt, und daß die Zeit, von der ich eben geredet, noch nicht wiedergekommen ist?

Aber wir wären nicht nur ungerecht, wir wären perfid, wollten wir bei dem Schriftsteller Doudan verweilen

und den Briefschreiber Doudan nur nebenbei berühren. Noch einmal, es ist nicht seine Schuld, wenn er uns von allzu eifrigen Freunden als Schriftsteller vorgeführt wird. Er wollte es nie sein; und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht auch jene fünf Aufsätze, die der Briefsammlung vorausgehen, ihrer Zeit anonym in die Welt geschickt wurden, um guten Bekannten, die ein Buch verbrochen hatten, einen Liebesdienst zu leisten; jedenfalls schrieb er schon bei Uebersendung seines ersten schriftstellerischen Versuches (1830) über die französische Romantik an Guizot: „Ich möchte gern den Namen des Verfassers verbergen. Sie werden finden, daß das nicht wenig der Prätention des guten Spießbürgers gleicht, den Niemand kannte und der durchaus incognito reisen wollte."

Also vom Briefschreiber Doudan sollte ich jetzt reden. Das ist aber leichter gesagt als gethan. Wer beschreibt einen leichten und doch kräftigen Wein, feinster Blume und anregendsten Feuers? Ein Tropfen auf der Zunge würde mehr davon sagen, als alle Analysen des Chemikers. Aber auch den darf ich nicht geben: denn ich müßte jede Citation übersetzen, d. h. dem Wein alle seine Würze nehmen und Wasser dazu gießen. Auch wüßte man wirklich nicht, wo anzufangen und wo aufzuhören, so sprudelt Alles von frappanten und doch ganz ungesuchten Gedanken, Bildern, Eindrücken, Beobachtungen aller Art, und man überrascht sich alle Augenblicke auf dem Neid, sein eigenstes Gefühl auf diese Weise von einem Andern ausgesprochen zu sehen, während man doch stolz darauf sein sollte, daß ein so eminenter

Kopf dasselbe gedacht und ein so edles Gemüth dasselbe empfunden hat, was man allein gedacht und empfunden zu haben glaubte. Man muß die Briefe eben selber lesen, im Französischen lesen. Sie erinnern oft an die besten Seiten der Sévigné, namentlich in den lebendigen, gedrängten Schilderungen und Anekdoten; doch sind sie anspruchsloser, einfacher. Die Sprache ist unnachahmlich in ihrer Feinheit und Lebendigkeit. Es ist wie die lebhafte Plauderei eines geistreichen Menschen, die ein Stenograph im Nebenzimmer niedergeschrieben hätte. Alles funkelt von Witz, und es ist kein Wortwitz, sondern echter Gedankenwitz. Dabei nie ein roher Ausdruck, noch weniger eine rohe Gesinnung. Alles ist reinlich drinnen und draußen. Eine gewisse vornehme Ironie ist über das Ganze ausgegossen, namentlich wo von der Politik und ihren plumpen Händen die Rede ist oder von literarischen Tagesmoden und moderner Ruhmfabrikation. „Sie gehen grosso modo zu Werke. Grosso modo ist das Geheimniß der Erfolge in dieser Welt. Man muß sprechen, verstehen, handeln grosso modo.... Während Ihr bewegt und bebend einen Schmetterlingsflügel betrachtet, haben Euch die Cyklopen schon zehn gebratene Hühnerflügel verschlungen. Die Welt geht schnell und nimmt's nicht allzu genau. Wenn ihre schwerfälligen, mit Wallfischöl geschmierten Räder den zarten und leichten, in den Diamant geschnittenen Räderchen begegnen, die sich schnell und geräuschlos auf geglätteter Axe drehen, so giebt's einen Stoß; aber die Räderchen sind doch von Diamant und brechen nicht."

Bei aller ablehnenden Zurückhaltung horcht der fein-

lächelnde Zuschauer indeß doch auf Alles, was vorgeht: auf jeder Seite hören wir das Echo einer bewegten Zeit: Bücher, Ereignisse, Menschen gehen an uns vorüber und auf Alles fällt ein rascher Strahl seiner Blendlaterne. Wer glaubt nicht Thiers selber zu hören, den jungen Thiers, wenn er bei Tisch über Algier spricht: „Man sah in seinen Reden die Araber verhängten Zügels alle Hügel Afrika's herunterstürmen und das französische Fußvolk mit seinem abgemessenen Feuer den Sturm zerstreuen, der von den Bergen heruntertost; dann die Erinnerungen an die Armee von Aegypten und die gekrümmten Säbel, und die Turbane der Mameluken, und die Namen von Heliopolis und den Pyramiden, und die römische Legion gegen die numidischen Reiter." Ein alter Herr, der das Alles mit anhört, nähert sich und spitzt die Ohren „wie Hiob's etwas mageres Pferd, das den Boden stampft beim Ton der Trompete," und ein Anderer sagt: „Sonderbar; ich bin seiner Ansicht nicht, aber der kleine Mann gemahnt mich doch an die Art und die Handbewegung und die Lebhaftigkeit der Rede des Kaisers — an den Tagen, wo er ein wenig unvernünftig war."

Dann lese man wieder dies Urtheil über Lamennais, dem das treffende Wort vorausgeht: „Wenn man Nichts weiß, glaubt man nur allzu leicht, man habe neue Ideen." „A propos, man sagt, M. de la Mennais habe selber einen neuen Band gedacht. Was wiederholt er wohl darin? Und wen will er auffressen? Ist es eine Abhandlung über die gebieterische Nothwendigkeit, seine Feinde beim Lichte des Evangeliums zu er-

würgen? Was für ein hübsches kleines Lämmchen, dieser Rhetor! Uebrigens sind seine Bücher immer genau so eingerichtet, wie die Prozessionen bei den Auto-da-fés. Höchst angenehme Gesänge, schöne Blumen, schöne Kerzen, herrliche Meßgewänder, die glänzen wie Schmetterlingsflügel, schöne Sprüche aus der heiligen Schrift von schönen Stimmen vorgetragen, unter einem schönen Himmel, und am äußersten Ende, in der Perspektive, ein schöner Scheiterhaufen von drei Klaftern Holz, schön angezündet, um darauf seinen Herrn oder seinen Diener zu verbrennen, je nach dem Geist der Zeiten! Der Teufel hole ihn!" Und nicht allein die Mitlebenden, Victor Hugo, „ein Michel Angelo in Porzellan," George Sand, Lamartine und hundert Andere, müssen dem Skizzenzeichner sitzen, auch historische Persönlichkeiten weiß er in wenig Strichen hinzuwerfen.

„Sie hat," sagt er von Frau von Maintenon, „ihren Weg gemacht, sachte, geräuschlos, mit einer unermüdlichen Sanftmuth und einer unbesiegbaren Ausdauer. Sie hat erst alle möglichen guten Gefühle erheuchelt und sie am Ende wirklich empfunden. Im Gegensatz zu dem, was man gemeiniglich von ihr glaubt, bin ich sicher, daß sie mit sechzig Jahren besser war, als mit dreißig. Zudem da die Welt sich durchaus nicht für sie interessiren wollte, hatte sie sie gezwungen, sich schließlich unter ihren eigenen Schutz zu nehmen. Sobald sie ihr kleines königliches Glück gemacht gehabt, hat sie eingesehen, daß auch das nicht der Mühe lohnt und hat, ganz aufrichtig, die Bahn der Entsagung betreten. Um zu entsagen, muß man sein Theil an der Welt ge-

habt haben. Sie hat damit angefangen, sich selber das Theil zu verschaffen, da man ihr nicht dabei half, und dann hat sie gesehen, daß sie ein Werk gethan, das trügerisch ist, und als die vernünftige Person, die sie war, hat sie ihr Theil anderswo gesucht, etwas traurig und düster, wie ein Müder, der viel und unnütz gearbeitet."

Wie die Portraits, so die Schilderungen und Urtheile, die meist wieder Schilderungen werden, und in denen er stets auf feinste Weise den Menschen im Schriftsteller hervorkehrt, da ihn bei jedem Schriftwerke die Individualität des Autors viel mehr interessirte, als der Gegenstand — wohl nicht immer mit Unrecht. Nachdem er Sainte-Beuve's „Port Royal" gelesen, meint er: „Der treffliche Sainte-Beuve bediene sehr wohl die Messe M. de St. Cyran's. Er geht auf den Fußspitzen in der stillen Kirche; er zündet die Kerzen an; er läutet die Glocken. Er geht bescheiden spazieren längs des Teiches von Port Royal; vorübergehend macht er der Mutter Angelika eine tiefe Verbeugung; denkt auch ein wenig an die Herzogin von Longueville; M. Nicole jedoch sagt von ihm, es sei ein Samenkorn, das auf ziemlich gute Erde gefallen, das aber die Vögel des Himmels vor der Zeit wegtragen." Reizend ist auch die Seite über den guten Abbé Bautain, dem sein Bischof auseinandersetzt, daß die Vernunft gar nicht so unvernünftig ist, als es behauptet wird, daß sie dem Glauben recht gute Dienste leisten kann, um zur Erkenntniß Gottes zu gelangen; ebenso über George Sand's „Lettres d'un Voyageur," von deren falschem Pathos er sich nicht einen Augenblick überrumpeln läßt, wie wir

Andern es doch alle mehr oder weniger uns haben geschehen lassen. Ueberhaupt ist sein literarisches Urtheil sehr sicher und fest, obschon auch es bisweilen verdunkelt wird, wie wenn er Edgar Quinet's Rhetorik, die sicherlich der Lamennais' nichts nachgab, bewundert, oder wenn er von der pompe du langage in „Hermann und Dorothea" spricht, wenn er meint, man stehe bei Göthe nie auf dem festen Boden der Wahrheit und wenn er bei Dante nur „energische und bizarre Karrikaturen" findet. Hier kommt eben doch immer wieder der Stockfranzose heraus, dessen Eigenthümlichkeit gerade in dieser Begrenzung liegt: „sobald er weiter will, sieht er Nichts mehr," um La Bruyère's Wort zu wiederholen, und ohne zu vergessen, wie viele Geister Frankreich hervorgebracht, die keine Stockfranzosen waren. Aber innerhalb dieser Grenzen ist er anmuthig, witzig, belebt, verständig, harmlos, geschmackvoll; das Ideal eines gesitteten und heiteren Gesellschafters, bei dem Einem die Zeit nie lange wird.

Doudan selber fühlte sehr wohl diese nationalen Grenzen und hielt sich auch meist darin, wie er auch jene andere, ihm persönliche Grenze fühlte, die ihn vom thätigen Leben ausschließt. Liest man seine wohlgefällige Schilderung der kleinen Provinzialstädtchen mit ihrer Kapitelstraße — „in jeder Provinzstadt ist eine rue des chanoines" — und kommt dann zu der drastisch spöttischen Beschreibung eines Wahltages, wo der Schloßherr vor's Thor geht und den aufgescheuchten Wählerhühnchen die Brosamen hinwirft, um sie anzulocken, so sieht man sofort, wohin sein Sinn stand. Und

es war nicht nur nervöse Aengstlichkeit und Furcht vor derber Berührung, es war wirklich eine weitere und tiefere Weltanschauung, welche ihn von der zufälligen Wirklichkeit mit ihren Leidenschaften und Vorurtheilen und Augenblicksinteressen ab-, zur Betrachtung der ewigen Menschennatur und des eigenen Selbst hinwandte: „Was die Welt anlangt, so bin ich dies Jahr vollends zu einer Verachtung derselben gelangt, welche der Langeweile gleichkommt, die sie mir immer eingeflößt," schreibt er 1840. „Alle kleinen Fehler eines Jeden unter uns werden Laster darin, durch eine Art Ansteckung, die in jeder großen Vereinigung von Menschen liegt, aus demselben Grunde, aus dem der Typhus in einem großen Spitale entsteht, in das Jeder nur ein kleines unschädliches Fieber mitgebracht hatte. Ich könnte predigen über die Welt. Setzt einen Menschen in ein hübsches kleines Haus am Eingang irgend eines einsamen Thales, mit einem halben Dutzend guter Bücher, so wird er wohlwollend sein, milde, hülfreich für seine Nachbarn jenseits des Flusses; mit einer Wehmuth (serrement de coeur), die ihm unerklärlich ist, wird er den Rauch betrachten, der aus den fernen Wohnungen aufsteigt, die Sonne, die untergeht, den Schnee, der fällt, oder die Blumen, die wachsen. Führt ihn sechs Wochen lang in einen Pariser Salon, und er wird ein Lästermaul werden, hart, hochmüthig, wenn er der Stärkere ist; niedrig, wenn er der Schwächere ist; er wird bis in den Grund seiner Seele denken, was es Mode ist zu denken; er wird zehn Jahre Einsamkeit brauchen, um nur nothdürftig wieder die Unabhängigkeit und den

Frieden seines Geistes zu erlangen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Welt und der Teufel Eins und Dasselbe sind, auch habe ich die Welt langweilig gefunden wie den Teufel.“ Moralisch hat Doudan immer in jenem friedlichen Thälchen gewohnt. Weder er noch seine Leser gewinnen dabei, wenn er es zuweilen verläßt, um „mitzuthun.“

H. de Balzac.

I.

Der langerwartete Briefwechsel Balzac's scheint bei dem Publikum nicht die Gunst gefunden zu haben, auf welche die Freunde des Romanschreibers gerechnet hatten.*) Die Frage ist nur, an wem die Schuld dieser kalten Aufnahme liegt, an dem Autor, dem Herausgeber oder dem Publikum.

Der ungenannte Sammler dieser Briefe hat, so scheint es, keine Mühe gespart, die Sammlung so vollständig als möglich zu machen; mancher Leser dürfte sie vielleicht sogar allzu vollständig finden, indem auch viele unbedeutende Zettel mit aufgenommen sind, andere wichtigere Briefe oft dieselben Gegenstände in ähnlichen Worten behandeln. Indeß sind jene stets von sehr geringem Umfange und immerhin bezeichnend für Balzac durch die Form, wenn nicht durch den Inhalt; bei die-

---

[1]) Correspondance de H. de Balzac. 1819—1850.

sen war die Wahl schwer und es durfte füglich dem Leser überlassen werden, dieselbe zu treffen. Schlimmer ist es schon, daß wir nur die Stimme des einen Gesprächsführers vernehmen, nie die Antworten seiner Korrespondenten; aber die verhältnißmäßig nahe Vergangenheit, die uns vorgeführt wird, und der ganz private Charakter von Balzac's meisten Freunden machten diese Zurückhaltung zur Pflicht. Uebrigens ist der Text sorgfältig durchgesehen; die Anmerkungen sind stets genau und hinreichend, ohne je aufdringlich oder weitschweifig zu werden.

War nun aber Balzac als Mensch und Schriftsteller bedeutend genug, um es zu rechtfertigen, daß man ein Menschenalter nach seinem Tode dem Publikum sein geheimstes Leben aufdecke? Die Ansichten über Balzac's literarische Bedeutung gehen weit auseinander: zwei Dinge jedoch wird jeder Leser zugeben wollen, selbst der, welcher den bleibenden künstlerischen Werth der Balzac'schen Romane nicht anerkennt; und zwar: einmal daß keine literarischen Erzeugnisse der Zeit Louis Philippe's charakteristischer für dieselbe sind als die Balzac's; dann, daß seine Werke durchgängig künstlerische Absicht verrathen, was man von wenig so voluminösen Produkten jener an literarischen Industrie- und Modewaaren reichen Zeit sagen kann. Was den Menschen anlangt, so müssen diese Briefe selber reden. Es wäre ein trauriges Zeichen für unsre Generation, wenn sie kein Verständniß und kein Interesse für solche Charaktere mitbrächte. Es ist ja recht gut und schön, daß man sich in unseren Tagen so lebhaft für Geschichte

interessirt; aber man sollte doch auch nicht vergessen, daß die Geschichte von Menschen gemacht wird. Wir erfahren allerdings aus diesen Briefen wenig oder nichts über das politische, literarische oder gesellschaftliche Leben der dreißiger und vierziger Jahre in Paris; das darf nicht verhehlt werden; dagegen lernen wir einen bedeutenden Menschen mehr kennen, den wir bis dahin nur ahnten, und das hat doch wohl auch seinen Werth, einen Menschen von stets arbeitender Phantasie, der mehr im Reich der Träume, als in dem der Wirklichkeit lebte, obschon seine Träume gerne eine sehr realistische Gestalt annahmen, einen Menschen, der das Höchste in der Kunst gewollt, wenn er es auch nicht immer erreicht, der die fleckenloseste Ehrenhaftigkeit aus den schwierigsten Lebensverhältnissen herausgebracht, im erschöpfendsten Kampfe um's Dasein nie den Glauben an das Ideal verloren, in einer Lebenssphäre, wo hochgespannte Auffassung der Familien- und Geschlechtsverhältnisse wenig Anklang findet, den Seinigen und der Einzigerwählten rührende Treue bis in den Tod bewahrte. Wenn das dem Publikum kein Interesse einflößt, so mag das das Publikum mit sich selber ausmachen.

Man hat Balzac vorgeworfen, in dieser seiner Korrespondenz zu viel von sich selber zu reden, und seine Briefe, mit denen Doudan's zusammengehalten, wo das Ich so wenig in den Vordergrund tritt. Solche Vergleichungen treffen aber doch nur äußerst selten den richtigen Fleck. Doudan saß sein liebes langes Leben über in einem gut gepolsterten Sperrsitze und flüsterte den befreundeten Nachbarn seine witzigen oder kritischen Be-

merkungen über das, was auf der Bühne vorging, in's Ohr. Wie hätte er da viel von sich selber sprechen sollen, es sei denn, um dem Freunde mitzutheilen, daß er es zu heiß im Hause finde und Anwandlungen von Kopfweh spüre, welche persönliche Bemerkungen er sich denn auch keineswegs versagte. Balzac hockt in seiner Mansarde in unabläſſiger Arbeit, unaufhörlich beſchäftigt, die Geſtalten ſeiner Phantaſie heraufzubeſchwören und jeden Augenblick aus ſeinen Geſichten geweckt von läſtigen Gläubigern oder ungeduldigen Verlegern. Findet der arme Gehetzte einen Moment, um der Mutter, der Schweſter, der Geliebten zu ſchreiben, ſo iſt's wohl natürlich, daß er von ſeinen Peinigern redet, von ſeinen Plänen ihnen zuvorzukommen oder zu begegnen, von ſeinen literariſchen Entwürfen, ſeinen Zukunftsträumen, wo ſich alle ſeine Theuren um ihn verſammeln werden im ſchwereroberten Friedensthale. Was hat eine ſolche fieberhafte Utopiſten- und Spekulantenexiſtenz gemein mit dem behäbigen Daſein des geiſtigen Epikuräers, dem das Morgen ſtets geſichert iſt und den keine Ausgeburten eines ſtets überreizten Gehirns am Schlafen hindern? Wo Balzac zum Publikum redet, bringt er ſich ſelber nie zum Vorſchein: nicht einer ſeiner vierzig Bände enthält auch nur eine dem Unbekannten faßbare Anſpielung auf ſein eigenes, inneres oder äußeres, Leben. Denn er war keineswegs der Anſicht Alfred de Muſſet's:

. . . que c'est ton métier, misérable poète,
De faire de ton âme une prostituée.

Seine Muſe war keuſch wie ſein Leben, obſchon ſie, wie dieſes, auch die Berührung des ekelſten Kothes nicht

scheute. Man sehe einmal hinter die Coulissen bei Alfred de Musset — zwei neue Biographien erlauben es uns ja — und man frage sich, wer mehr Dichter im Gemüthe war, der empfindsame Wertherianer, der von idealem Weltschmerz und getäuschter Liebe verzehrt zu sein vorgiebt, während er, ohne rechte Sinnlichkeit, noch heiteren Leichtsinn, nur aus Eitelkeit und Leerheit, von Genuß zu Genuß taumelt, um am Ende in der brutalsten Materie unterzugehen, oder der objektive Realist, der eine Welt der Verderbtheit und des Materialismus fast wohlgefällig malt, während in seinem Busen die reine Flamme edelsten Idealismus unauslöschbar lodert. Wäre etwas an diesem Egotisten — man verzeihe mir, wenn ich versuche, diesen inhaltvollen Anglicismus bei uns einzubürgern — wenn etwas an Balzac besonders zu rügen wäre, so ist es eine beinahe allzugroße Zartheit des Gemüthes, welche der Kunst oft Abbruch thut. Einer gewissen Selbstsucht bedarf der Künstler, der Alles, auch seine Empfindung, dem Höchsten seines Lebens, der Kunst, zum Opfer bringt: in solchem Sinne war Goethe Egoist, als er sich von Friederiken trennte; in diesem Sinne — um schnell einige Stufen herab und wieder auf das Niveau zu steigen, auf dem Balzac steht — war George Sand Egoist, sie die ganz anders als Dieser mit ihrem Talente und mit ihren Gefühlen, wie mit der Zeit und den irdischen Gütern Haus zu halten wußte. Der übertriebne Balzac setzte immer seine ganze Person ein; er nahm sich die Dinge viel zu sehr zu Herzen; auch seine Geisteskinder wurden ihm nicht gleichgiltig genug, lösten sich nicht genugsam los von ihm, weil er

nie die Nabelschnur zu zerschneiden über sich bringen konnte, und so zitterte Alles in ihm mit, anstatt aus ihm herauszutreten. In diesem Sinne war auch er Egoist, oder vielmehr Egotist, und in diesem Sinne war sein Egoismus vom Uebel; aber dieser Egoismus ist doch das gerade Gegentheil von der gemeinen Selbstsucht, die nur sich und ihre persönlichen Interessen bedenkt, wie er entfernt ist von dem höheren Selbstbewußtsein, das nur seine Mission und die ihm anvertrauten unpersönlichen Interessen im Auge hat: denn er besteht darin, daß man die Welt zu seinem Ich erweitert, anstatt sie für sein Ich auszubeuten oder dies sein Ich gegen sie zu vertheidigen.

Uebrigens ist die Korrespondenz Balzac's keineswegs von ausschließlich persönlichem Interesse: neben reizenden und lebendigen Schilderungen von freilich meist fremden Sitten und Gegenden, Auftritten und Menschen begegnen wir den feinsten psychologischen Bemerkungen nicht nur über die eigene Person, sondern auch über die Charaktere Anderer. So fern er sich auch von der militanten Politik und Literatur hält, sein politisches wie sein literarisches Glaubensbekenntniß fehlen nicht. Mehrere Male in seinem Leben, ehe er seine richtige Bahn als Schriftsteller und auf dieser den so heiß ersehnten Erfolg gefunden, gedachte er in der Politik seinen Weg zu machen, schrieb in Zeitungen, stellte sogar seine Kandidatur für das Haus der Abgeordneten auf, die natürlich keinen Anklang fand; aber auch dann blieb er außer aller Fühlung mit den Parteien, unberührt von den Tagesfragen, unbekannt mit den gegebenen Inter-

essen, über den Dingen statt drinnen stehend. Auch blieben ihm, wie leicht vorauszusehen war, alle Wege verschlossen. Zum Glück für ihn. So gesund, so tief auch seine politischen Ansichten sein mochten, zum thätigen Politiker fehlte ihm so gut wie Alles: pekuniäre Unabhängigkeit und Muße, gesellschaftliche Stellung oder Verbindungen, Erfahrung, Charakter, Temperament. Er sah die Politik, wie Alles in der Welt, als Künstler an, nicht als Mann der Praxis; und da der Künstler das Wesen der Dinge besser zu durchschauen pflegt als der Praktiker, so sah auch der einsame Luftschlösserarchitekt besser als mancher Rufer im Streit, was dem französischen Staate Noth that. Was es war, haben die Ereignisse seitdem gelehrt — und während gewandte Staatsmänner und gelehrte Historiker im neuen Frankreich eine gemischte Staatsverfassung einzuführen suchten, ohne nur zu ahnen, daß alle Vorbedingungen dazu fehlten, sah der Romanschriftsteller in seinem Dachstübchen ganz klar, daß die Familie Orleans, die Pairie und die Deputirtenkammer nur dem Namen nach eine Dynastie, eine Aristokratie, einen herrschungsfähigen Mittelstand darstellten; und, trotz all seiner adeligen Sympathien begriff er sehr wohl, daß in unserem Jahrhundert eben nur der Mittelstand die herrschende Klasse sein könne, daß er es in England trotz der aristokratischen Sitten thatsächlich ist, daß aber die Herrschaft des Mittelstandes jedesmal in flachste Demokratie ausarten muß, wenn derselbe wie in Frankreich kein Gegengewicht in einer mächtigen Tradition und in befestigten Interessen findet. Es genügte ihm deshalb nicht, daß es in Frankreich einen König

und Adelige gebe, er wollte, daß jener im Glauben der Nation lebe, dieſe auf dem Fundamente ausgedehnten Grundbeſitzes eine thatſächliche Macht beſitze; aber, weil er meinte, daß dies herbeizuführen ſei und herbeigeführt werden müſſe, ſtatt ſich zu fragen, wie man Frankreich ohne dieſe beiden Faktoren am beſten regieren könne, war er für die praktiſche Politik verdorben.

Auch in das Weſen der Geſchichte hatte der Romanſchreiber eine ganz andere Einſicht, als die demokratiſchen Fachhiſtoriker jener Zeit, für die z. B. Ludwig XIV. nur „ein kleiner Geiſt und ein kleiner König" war, wie er es für alle „die mittelmäßigen Köpfe war, für die Leute ohne Bildung oder die, welche, ſchlecht oder ſchief gebildet, nicht den Muth haben, ſelber die falſche Richtung, die man ihnen gegeben hat, zu ändern und die ſich begnügen, die fertigen Urtheile anzunehmen, ohne ſich die Mühe zu geben, ſie weiter zu prüfen und zu controliren", eine Menſchenklaſſe, die nirgends zahlreicher iſt, als in Frankreich. Gerade Balzac's Auffaſſung von Ludwig's XIV. wahrer Größe beweiſt einen ſeltenen hiſtoriſchen Sinn.

Die religiöſen Ueberzeugungen Balzac's waren tiefe. Er war aufrichtig und warm katholiſch — nicht prinzipiell oder ſtreitbar wie die Klerikalen und die Neukatholiken jener Zeit; recht im Gegentheil war ihm der Lammenais'ſche chriſtliche Demokratismus ebenſo fern als die Logik jeſuitiſchen Abſolutismus; ihm machte die katholiſche Religion einen Theil der geſammten nationalen Ueberlieferung aus und er faßte die Vergangenheit

Frankreichs, seine Civilisation und seinen Staat als ein Ganzes. Der Konventionalismus hatte damit eben so wenig zu thun als der Fanatismus: er glaubte an die katholische Religion wie ein loyaler Vasall an das Königthum: sie war ein von der Zeit Geheiligtes, das zu seinem Gemüthe und zu seiner Phantasie sprach, während es zugleich seiner Auffassung vom Staate und der Gesellschaft unentbehrlich war. Man ist oft versucht, wenn man Balzac's Romane liest, ihn für einen ganz modernen Menschen zu halten: im Grunde war er ein Mann des 16. Jahrhunderts, der sich in unserer Welt nicht zurecht zu finden wußte und sich peinlich abmühte, sich selbst und Andern in moderner Sprache seinen Standpunkt klar zu machen, wie er sich abmühte, mit den Mitteln moderner Gewerbthätigkeit sich eine Art von Existenz zu gründen, die eben nur ererbt wird. Die Kunst ist dabei vielfach zu kurz gekommen; noch mehr die Börse.

Auch vom literarischen Treiben seiner Zeit hielt sich Balzac ganz fern, ohne Hochmuth jedoch. Das Koterienwesen widerstrebte ihm in innerster Seele; er verfolgte darum nicht minder, so viel es ihm seine unausgesetzte Arbeit erlaubte, die geistige Bewegung seiner Zeit. Seine Urtheile sind stets sicher und die Mode hat keine Macht über ihn: was er über Barbier und Nodier sagt, ist, als wäre es heute geschrieben, wie denn auch die Beschreibung von Nodier's Tode, der als echter Franzose der alten Schule mit Geist, Anmuth und kirchlichem Beistande endet, ein kleines anspruchsloses Meisterstück ist. Und wer hat besser als Balzac in diesen Briefen

Scribe's Talent charakterisirt? „Er kennt das Handwerk, aber ignorirt die Kunst. Er hat Talent, aber kein dramatisches Genie, und es fehlt ihm durchaus an Stil." Von Georges Sand's Geist und Charakter hatte er eine sehr hohe Idee; aber von ihrer Rhetorik ließ er sich nicht überrumpeln: nie theilte er die Bewunderung für den Dithyrambenstil ihrer philosophisch sein sollenden Werke oder gar für die unerträgliche Affektation der Schlichtheit in ihren Dorfgeschichten, welche dem nicht von der Mode Fortgerissenen ja unwahrer als Florian's Schäferromane erscheinen müssen. Was aber wirklich großartig und einzig bei Sand ist, wie z. B. der erste Band von „Consuelo", das würdigte Balzac nach Verdienst: „Wenn Sie die Geschichte (von Moulin-Joli in den „Lettres d'un Voyageur") nicht kennen, lesen Sie sie; G. Sand hat nie Etwas besser erzählt." Walter Scott's Romane gehen ihm jedoch über alle anderen; aber selbst da behält er immer genug Kritik, um zu unterscheiden; auch bei Beyle, dessen „Chartreuse de Parme" er mit Recht für ein Meisterstück hält, wußte er zu tadeln.

Einiges Thatsächliche erfahren wir übrigens doch auch über die Schriftstellerwelt — so nicht Weniges, was Frau von Girardin zum Ruhme, Herrn von Girardin nicht gerade zur Ehre gereicht; ebenso werden uns einige politische Persönlichkeiten von Bedeutung nahe gerückt, doch sind die Excurse in die politische und literarische Mitwelt weder zahlreich, noch von besonderer Wichtigkeit. Einen größeren Platz nehmen die Beschreibungen fremder Länder — Rußlands, Deutschlands, Italiens — sowie die Schilderung häuslicher Scenen ein; Hauptgegenstand

der Korrespondenz ist jedoch, das soll nicht geleugnet werden, der Briefschreiber selber. Dieser aber, ich kann es nicht oft genug wiederholen, ist eine selte edlen und psychologisch interessante Natur und um den Menschen Balzac den deutschen Lesern etwas näher zu bringen, empfehle ich ihnen gerade vorliegende Briefsammlung. Da ihr aber keine Lebensbeschreibung vorangeht, da überhaupt keine vollständige und zuverlässige Biographie Balzac's vorhanden ist, so will ich versuchen, diese Lücke auszufüllen, indem ich gelegentliche Notizen und zerstreute Anspielungen aus diesen Briefen selber zusammenstelle und sie durch die früher schon zugänglich gemachten Mittheilungen zu vervollständigen suche. Unter diesen nimmt das Buch seiner Schwester, der Frau L. Surville, „Balzac, sa vie et ses oeuvres“ begreiflicherweise den ersten Rang ein, was die Jugendgeschichte anlangt, während das Büchlein für die spätere Periode ganz lückenhaft und oberflächlich ist, was sich hinlänglich dadurch erklärt, daß die Verfasserin nach ihrer Verheirathung (1820) fast immer fern von ihrem Bruder lebte. L. Gozlan's „Souvenirs des Jardies“, „Balzac en pantoufles“ und „Balzac chez lui“ füllen diese Lücke nur sehr unvollkommen aus; gar Frau von Girardin's, A. Baschet's, Lamartine's und Werdet's biographische Notizen enthalten Nichts als allgemeine Betrachtungen, Ausrufungszeichen, zum Höchsten allerhand mehr oder minder verbürgte Atelieranekdoten ohne besonderen Werth. Immerhin findet man hier, wie bei Sainte-Beuve, Ph. Chasles (Mémoiren) und A. Nettement, die ebenfalls Balzac persönlich gekannt, Einzelheiten, die,

zusammengestellt, ein ausgeführtes Bildniß herzustellen erlauben würden.

Ich gebe im Folgenden nur Sicheres als Canevas für den zukünftigen Biographen; und Charakteristisches, als Lockspeise, um den im Obigen gekennzeichneten Buche Leser, dem edlen Dichter vielleicht neue Freunde anzuwerben.

II.

Die Balzac'sche Familie stammte aus dem Süden, wie die so vieler französischen Schriftsteller und Redner dieses Jahrhunderts. Der Vater Honoré's war 1746 in Languedoc geboren und unter Ludwig XVI. avocat au Conseil. Die Hülfe, die er alten Gönnern bei ihrer Flucht aus Frankreich leistete, lenkte unter der Schreckensherrschaft eine gefährliche Aufmerksamkeit auf ihn und nur mit Mühe gelang es einem seiner Freunde, einem einflußreichen Konventmitgliede, ihn Robespierre's Augen zu entziehen, indem er ihm im Norden Frankreichs eine Stelle in der Militärintendantur verschaffte. Hier blieb er bis zum Jahr 1797, wo er sich, schon einundfünfzigjährig, mit der jungen, hübschen und reichen Tochter eines seiner Vorgesetzten verheirathete, um bald darauf als Direktor des städtischen Krankenhauses nach Tours berufen zu werden. Dort ward Honoré de Balzac im Jahre 1799 geboren. Der Vater, ein fleißiger Arbeiter und trefflicher Verwalter, fühlte sich bald zu Hause in der neuen Heimath, nahm jedoch die Bürgermeisterstelle, die ihm nach etwa zehnjährigem Aufenthalte in der Stadt angeboten wurde, nicht an, weil er sich einer solchen

Verdoppelung seiner Geschäfte nicht gewachsen fühlte. Er starb 83jährig (1829), ohne noch den Ruhm des Sohnes erlebt zu haben, und ohne diesem ein unabhängiges Vermögen zu hinterlassen, weil er noch als Junggeselle all' sein Kapital als Leibrente angelegt hatte, wodurch denn bei seinem Tode eine ganz gewaltige Lücke in die Jahreseinkünfte der Familie kam.

Die Mutter Honoré's hatte, wie das ja vielen Müttern genialer Söhne nachgesagt wird, „eine große Lebhaftigkeit des Geistes und der Phantasie" und „eine unermüdliche Thätigkeit." Sie hing leidenschaftlich an ihren Kindern, verursachte aber diesen, namentlich dem Aeltesten, durch ihre nervöse Reizbarkeit manche bittere Stunden. Es geht offenbar auf sie, wenn er einmal ausruft: „wen ich am meisten bedaure nach den Nervösen, ja fast mehr als sie, ist ihre Umgebung." Noch kurz vor seinem Tode, den sie um einige Jahre überlebte, brachte ein Ausbruch ihrer Empfindlichkeit einen Mißton in das Liebeskonzert, welches das Ende seines vielgeplagten Lebens beruhigend erfüllte. Von den Geschwistern stand die Zweitgeborne, Laure, Honoré am nächsten, wie in den Jahren so in der Gesinnung. Sie heirathete im Jahre 1820 einen Ingenieur, M. Surville, und zog mit diesem in die Normandie, blieb aber bis zu des Bruders Tode dessen Vertraute und eifrige Korrespondentin. Eine zweite Schwester, Laurence, heirathete im folgenden Jahre einen Herrn de Montzaigle, und Balzac's Beschreibung des Bräutigams und seiner Familie (Brief 13) gehört zum Besten der Sammlung. Wie viele dieser Jugendbriefe, ist er ganz außerhalb

Balzac's bekannter Weise. Später, vor dem Publikum und auch bis zu einem gewissen Grade in seinen vertraulichen Briefen, wird Balzac's Humor, wenn er sich je noch dazu herbeiläßt, meist etwas schwerfällig und immer angespannt; hier im Jüngling sprudelt es von heiterem, harmlosem, echt französischem Witz. Doch tritt an gewissen feinen und tiefen psychologischen Bemerkungen schon der Seelenkenner zu Tage, den wir in den Werken des gereiften Mannes bewundern. Laurence starb schon nach wenigen Jahren der Ehe. Der jüngste Bruder, Henri, das Schooßkind der Mutter, verursachte dieser und dem Aeltesten viele Sorgen. Balzac's Anstrengungen, Geld zu erwerben, waren nicht zum Wenigsten durch den Leichtsinn des jüngeren Bruders bedingt, der endlich in die Kolonien zog, wo wir ihn aus den Augen verlieren.

Honoré de Balzac verfolgte in seiner ersten Jugend den üblichen französischen Studiengang, ohne irgend welche Frühreife an den Tag zu legen. Ja in dem damals sehr angesehenen Gymnasium von Vendôme, wo er sieben Jahre nach französischem Brauch als Hausschüler zubrachte, galt er für eine langsame Intelligenz und einen schlechten Arbeiter. Als er mit fünfzehn Jahren wegen seines beunruhigenden Gesundheitzustandes aus dieser Anstalt, in welcher Ferien unbekannt waren, von seinen Eltern nach Hause gerufen ward, stellte sich's heraus, daß er auf seine Weise studirt hatte. Seine Krankheit war in der That eine Art Gehirnkrankheit — une congestion d'idées —, welche er sich durch eifriges und unausgesetztes Lesen historischer, juristischer, philo-

sophischer und theologischer Werke zugezogen. Der Junge war nämlich bald hinter die reiche Bibliothek der Oratorier gekommen, welche jene berühmte Anstalt gegründet, und hatte sich so einzurichten gewußt, daß er täglich wegen irgend einer Unart oder Nachlässigkeit ins Carcer geschickt wurde, wo er dann alle seine Stunden mit Lesen von Büchern zubrachte, die weit über die Fassungskraft seines Alters zu gehen schienen. Frische Luft, körperliche Uebungen und das Familienleben gaben dem Knaben bald sein geistiges und leibliches Gleichgewicht wieder. Als kurz darauf die Familie Balzac nach Paris übersiedelte, war Honoré wieder der alte heitere, lebendige Junge von früher.

Doch auch in Paris scheinen die Lehrer nicht viel von dem Jungen gehalten zu haben und er verließ bald die Schule, um durch Privatunterricht und Besuch der Vorlesungen in der Sorbonne die Lücken seiner Bildung auszufüllen; denn seine Mutter war so streng als liebend und mochte den Knaben nicht unbeschäftigt sehen. Aber auch hier wieder sehen wir ihn mehr in den öffentlichen Büchereien als hinter seinem lateinischen Aufsatz und seinen lateinischen Versen, und schon jetzt begann er auf dem langen Wege vom Hause nach der bibliothèque royale, von da nach der Sorbonne den Grund zu seiner eigenen, nachmals so berühmt gewordenen Bücherfammlung zu legen, den Geschmack für seltene und schöne Drucke, der ihm sein Leben über blieb, auszubilden. Wie viele solcher Liebhabereien und solcher ausgewählter Privatsammlungen sind nicht an jenen Seinequais entstanden, auf denen die Antiquare ihre Waare auszulegen

und die jungen wie alten Bewohner des lateinischen Quartiers Spazier- und Arbeitsstunden zu verblättern pflegen! Man fühlt es Balzac's ganzer Geistesrichtung an, daß er sich der Université-Dressur zu entziehen gewußt: sein Gedanke hat eine Originalität, seine Gefühlsweise eine Zartheit, welche die gewöhnliche höhere Gymnasialbildung und Erziehung nicht duldet. Seiner Form andererseits mangelte es immer an dem Maße und dem Geschmack, die jene klassische Tradition ihren Nachfolgern einzuimpfen pflegt. Kein Wunder, wenn er wenig verstanden wurde. „Seine Eltern sahen in ihm wie seine Lehrer einen höchst gewöhnlichen Jungen, den man sogar treiben mußte, damit er seine lateinischen und griechischen Exercitien mache. Seine Mutter, die sich besonders mit ihm abgab, ahnte so wenig, was ihr ältester Sohn schon war und was er einst werden würde, daß sie die scharfsinnigen Bemerkungen, die ihm manchmal entfuhren, dem Zufall zuschrieb. Du verstehst sicherlich nicht, was du sagst, Honoré, pflegte sie dann manchmal zu sagen. Er, statt aller Antwort, lächelte, mit jenem feinen, spöttischen, gutmüthigen Lächeln, das ihm eigen war." (Mad. Surville.)

Auf den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters, der keine Bildung für vollständig hielt, so lange sie nicht mit gediegenen juristischen Kenntnissen verbunden, studirte Honoré Rechte, diesmal mit Eifer und Erfolg und indem er schon die Praxis mit der Theorie verband; denn er wohnte und arbeitete die drei Jahre über bei einem Notar, dem er denn auch viel von der Sicherheit und der fast übertriebenen Genauigkeit zu danken hatte,

sophischer und theologischer Werke zugezogen. Der Junge war nämlich bald hinter die reiche Bibliothek der Oratorier gekommen, welche jene berühmte Anstalt gegründet, und hatte sich so einzurichten gewußt, daß er täglich wegen irgend einer Unart oder Nachlässigkeit ins Carcer geschickt wurde, wo er dann alle seine Stunden mit Lesen von Büchern zubrachte, die weit über die Fassungskraft seines Alters zu gehen schienen. Frische Luft, körperliche Uebungen und das Familienleben gaben dem Knaben bald sein geistiges und leibliches Gleichgewicht wieder. Als kurz darauf die Familie Balzac nach Paris übersiedelte, war Honoré wieder der alte heitere, lebendige Junge von früher.

Doch auch in Paris scheinen die Lehrer nicht viel von dem Jungen gehalten zu haben und er verließ bald die Schule, um durch Privatunterricht und Besuch der Vorlesungen in der Sorbonne die Lücken seiner Bildung auszufüllen; denn seine Mutter war so streng als liebend und mochte den Knaben nicht unbeschäftigt sehen. Aber auch hier wieder sehen wir ihn mehr in den öffentlichen Büchereien als hinter seinem lateinischen Aufsatz und seinen lateinischen Versen, und schon jetzt begann er auf dem langen Wege vom Hause nach der bibliothèque royale, von da nach der Sorbonne den Grund zu seiner eigenen, nachmals so berühmt gewordenen Büchersammlung zu legen, den Geschmack für seltene und schöne Drucke, der ihm sein Leben über blieb, auszubilden. Wie viele solcher Liebhabereien und solcher ausgewählter Privatsammlungen sind nicht an jenen Seinequais entstanden, auf denen die Antiquare ihre Waare auszulegen

und die jungen wie alten Bewohner des lateinischen Quartiers Spazier- und Arbeitsstunden zu verblättern pflegen! Man fühlt es Balzac's ganzer Geistesrichtung an, daß er sich der Université-Dressur zu entziehen gewußt: sein Gedanke hat eine Originalität, seine Gefühlsweise eine Zartheit, welche die gewöhnliche höhere Gymnasialbildung und Erziehung nicht duldet. Seiner Form andererseits mangelte es immer an dem Maße und dem Geschmack, die jene klassische Tradition ihren Nachfolgern einzuimpfen pflegt. Kein Wunder, wenn er wenig verstanden wurde. „Seine Eltern sahen in ihm wie seine Lehrer einen höchst gewöhnlichen Jungen, den man sogar treiben mußte, damit er seine lateinischen und griechischen Exercitien mache. Seine Mutter, die sich besonders mit ihm abgab, ahnte so wenig, was ihr ältester Sohn schon war und was er einst werden würde, daß sie die scharfsinnigen Bemerkungen, die ihm manchmal entfuhren, dem Zufall zuschrieb. Du verstehst sicherlich nicht, was du sagst, Honoré, pflegte sie dann manchmal zu sagen. Er, statt aller Antwort, lächelte, mit jenem feinen, spöttischen, gutmüthigen Lächeln, das ihm eigen war." (Mad. Surville.)

Auf den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters, der keine Bildung für vollständig hielt, so lange sie nicht mit gediegenen juristischen Kenntnissen verbunden, studirte Honoré Rechte, diesmal mit Eifer und Erfolg und indem er schon die Praxis mit der Theorie verband; denn er wohnte und arbeitete die drei Jahre über bei einem Notar, dem er denn auch viel von der Sicherheit und der fast übertriebenen Genauigkeit zu danken hatte,

mit der er in seinen Romanen juristische Verwickelungen zu schildern weiß. Mit zwanzig Jahren hatte Balzac seine Prüfungen bestanden und konnte in die ihm vom Vater in landesüblicher Weise bereitete, behäbige und gesicherte Stellung eintreten. In der That war ein alter Freund des Vaters, der eine ausgedehnte Klientel als Anwalt besaß, bereit, den jungen Mann in seinem Geschäft zu associiren, ihm dasselbe in wenig Jahren gegen eine geringe Einlage ganz abzutreten. Eine gute Heirath in französischem Sinne sollte die Existenz des Jünglings noch glänzender gestalten. Der Vater war nicht wenig erstaunt, als sein Sohn sich entschieden weigerte, die ihm gebotene Stellung anzunehmen und ebenso entschieden erklärte, die schriftstellerische Laufbahn ergreifen zu wollen. Nach lebhaften Erörterungen gab indeß der Alte doch nach, obschon er gerade jetzt Verluste erlitten und obschon er seinem Sohne nicht das mindeste Talent zutraute. Auch ward seine Nachgiebigkeit im Freundeskreise nicht wenig getadelt. Vielleicht hoffte er, Honoré würde, nach kurzer Prüfung und rascher Enttäuschung, für immer von aller Großmannssucht geheilt, ins Nest zurückkehren. Es wurden ihm 1500 Franken jährlich für zwei Jahre Probezeit in Paris bewilligt, während die Familie ihrer verminderten Mittel wegen die theure Hauptstadt verlassen mußte. So bezog denn der junge Mann im Frühling 1819 das Dachstübchen, aus welchem die ersten Briefe unserer Sammlung datirt sind. Seine ersten literarischen Versuche rechtfertigten alle schlimmen Prognostica der Familie. Ein Trauerspiel „Cromwell", an dem er mit wahrer Begeisterung und unermüdlichem

Fleiße gearbeitet, ward von dem befreundeten Auditorium, dem er es vorlas, mit beredtem Stillschweigen angehört; und als er es seinem Schwager mittheilte, war dieser aufrichtig genug, ihm zu erklären: „der Verfasser möge treiben, was er wolle, nur von der Literatur solle er lassen.“ Honoré antwortete ruhig: „Das Trauerspiel ist mein Genre nicht, das ist Alles“ und ergriff die Feder, um etwas Anderes zu schreiben.

Indeß verging die Zeit und mit ihr die Gesundheit des angehenden Schriftstellers. Schon im Jahre 1820 war man nicht reich in Paris mit 1500 Franken jährlich, insbesondere wenn man sich, wie der junge Balzac, sofort einen Diener miethete, um keinen Preis eine Aufführung des „Cinna“ im Théâtre français versäumen wollte und der Versuchung nicht widerstehen konnte, eine Erstlingsmelone zu verspeisen oder einen schöngebundenen Lavater in seiner Mansarde aufzustellen; denn schon ist er der Mann, der, wie ein Zeitgenosse, Philarète Chasles, von ihm sagt: „sich in einer Marmorwanne badete, wenn er keine Stühle hatte, um sich und seine Freunde zu setzen, und in Meudon ein herrliches Haus baute, ohne Treppe.“ Da galt's hernach sich Wochen lang krumm legen, den Magen zuschnüren und von Brod und Wasser leben, dabei angestrengt zu arbeiten, oft zwölf Stunden hintereinander; schon beginnt die fatale Nothwendigkeit des schwarzen Kaffee's, der ihm bekanntlich ein unentbehrlicher, aber keineswegs unschädlicher Lebensgefährte werden sollte. Die Briefe an Schwester und Mutter bleiben indeß immer heiter und zuversichtlich wie zuvor: „Ich habe die Hoffnung, jeden

Monat einen Roman für 600 Franken zu verkaufen, genug um fertig zu werden, bis mein Vermögen gemacht ist, welches ich mit Euch theilen werde; denn ich werde es machen, daran zweifelt nicht." Dabei ist er stets zärtlich und liebevoll in den Briefen, wie's seine innerste Natur wollte, wenn auch die Mutter den Ueberarbeiteten oft unnütz genug reizte. Als diese aber den Zustand des Sohnes erfuhr, ließ sie ihm keine Ruhe mehr, bis er sich dazu verstand, zu den Seinigen nach dem benachbarten kleinen Städtchen Villeparisis zu ziehen, wo er dann drei Jahre lang, mitten unter der Unruhe des Familienlebens, zwanzig Bände schlechter Romane unter angenommenem Namen schrieb, die er später sämmtlich verleugnete und die in der That untergegangen zu sein scheinen.

Es war vorauszusehen, daß eine Natur wie Balzac dies literarische Tagelöhnerleben auf die Dauer nicht ertragen konnte: ihm war die literarische Produktion ein Priesterthum, wie sollte er sie lange zum Handwerk herabwürdigen? Und er hatte die Freiheit gekostet, die Freiheit in der Armuth, die Freiheit des Dachstübchens, aber immerhin die Freiheit, die ihm mit allen ihren Sorgen und Qualen zuträglicher war, als das Leben im summenden Familienkreise guter, gescheidter, liebevoller, aber reizbarer und unruhvoller Menschen. So entschloß er sich denn von Neuem, in Paris sein Glück zu versuchen, diesmal selbst ohne die 1500 Franken, die ihm sein Vater beim Beginn seiner Laufbahn ausgesetzt. Er fühlte die Nothwendigkeit pekuniärer Sicherheit und Unabhängigkeit, welche für den Künstler vielleicht eben so zwingend wie für den

Politiker, der ja ohne dieselbe für die öffentliche Thätigkeit geradezu unfähig ist. Wie die meisten Berufenen, denen das Glück nicht schon in der Wiege gelächelt, dachte er anfangs, indem er einen Theil seines Lebens der Sklavenarbeit opferte, die Freiheit zu erobern, die ihm nöthig war, um der Muse sein Leben in freiem Dienste zu widmen; und erst als alle seine Mühe fruchtlos blieb, verstand er sich dazu, aus dem Zwecke auch das Mittel zu machen, vom Altar zu leben wie der Priester. „Mit 1500 Franken Rente, die mir gesichert wären," meinte er in seinen naiven Anfängen, „könnte ich an meinem Ruhme arbeiten; aber für solche Arbeiten braucht's Zeit; und zuerst gilt's zu leben! Ich habe also nur dies ignoble Mittel, mich zu independentisiren. So laß denn die Presse seufzen, schlechter Autor! Nie ist das Wort so wahr gewesen. Schreiben, schreiben alle Tage, um eine Unabhängigkeit zu erobern, die man mir verweigert; versuchen, frei zu werden durch Romanschreiben! Und welche Romane! Ah Laure, was für ein Gesunkensein von meinen Ruhmesplänen!" Das konnte er nicht ertragen und, da seine Spielernatur sich nie verleugnete, so verfiel er nun auf den Gedanken, das nöthige Befreiungskapital durch eine kühne Spekulation in einem Wurfe zu erlangen. Es war die erste jener utopistischen Unternehmungen, deren Folgen ihn sein Leben über lähmten; denn leserlicher als irgendwo steht das Gesetz, wonach des Menschen Natur sein Schicksal ist, unter dem Bildnisse dieses seltenen Mannes.

Wie die meisten späteren, war auch diese erste Unternehmung trefflich ausgedacht und wäre ohne Zweifel

geglückt, wie sie und die folgenden in den Händen Anderer wirklich glückten, hätte er nur das Wichtigste dazu mitgebracht: den Einsatz, den es zu verdoppeln und verdreifachen galt. Diesmal handelte es sich um eine jener Volksausgaben der französischen Klassiker, welche, damals noch unbekannt, seitdem so sehr vervielfältigt worden sind. Die Spekulation mißlang; er vermochte sich keine Publizität zu verschaffen, verkaufte keine zwanzig Exemplare und sah sich genöthigt, um nur die Lagerkosten nicht bestreiten zu müssen, die ganze Auflage — es war ein Molière und ein Lafontaine — als Makulatur zu veräußern. Der Buchhändler, der sie ihm abnahm, ward reich bei dem Geschäft. So trat er denn, anstatt mit dem erhofften Vorschuß und Rückhalt, seine zweite literarische Carrière mit Schulden an. Diesen zu begegnen wollte er nun, wie einst Richardson, als Buchdrucker ein Vermögen machen: der Freund und Gläubiger, der ihm das Geld zu seinem buchhändlerischen Unternehmen vorgeschossen, half ihm auch diesmal wieder, vielleicht in der Hoffnung, sein erstes Kapital wiederzuerlangen, indem er den Vater Balzac's zur Hergabe der Summe beredete. Ein Druckerpatent kostete 15,000 Franken unter Karl X., der Associé verstand das Handwerk trefflich, war aber so wenig Geschäftsmann als Balzac selber; die jungen Leute übernahmen Arbeit für zahlungsunfähige Kunden; schon in Verlegenheit, glaubten sie durch vortheilhaften Ankauf einer Letterngießerei sich aus der Schlinge zu ziehen, die sie sich, wie vorauszusetzen gewesen war, nur noch enger um die Kehle schnürten. Umsonst halfen Balzac's Eltern wieder und

wieder; umsonst suchte der Sohn jetzt die Druckerei los zu werden, bis er endlich dieselbe um einen Spottpreis losschlagen mußte, der nicht hinreichte, die noch geschuldete Ankaufssumme der Gießerei, geschweige denn die früheren und die neu kontrahirten Schulden zu zahlen. Da nahm seine Mutter, der er schon soviel schuldete, alles Uebrige auf sich, indem sie den Rest ihres Vermögens opferte, wogegen er sich verpflichtete, ihr eine hinreichende jährliche Pension zu zahlen. Der einzige Gewinn, den er von seinem Wagniß einheimste, war die Bekanntschaft mit gewissen industriellen Verhältnissen: die Schilderung der Druckerei David's in den „Illusions perdues" danken wir diesen Versuchen, wie wir die „Interdiction" seinen früheren Notariatserfahrungen, den „César Birotteau" aber den Erlebnissen danken, welche acht Jahre später den armen Balzac durch alle die quälenden Vorstadien einer unvermeidlichen Faillite führten.

Balzac war acht und zwanzig Jahre alt, tief verschuldet, allein auf seine Feder angewiesen, als Schriftsteller unbeachtet, oder schlimmer als das, ungeachtet, als er gegen Ende der Restauration seine eigentlich künstlerische Thätigkeit begann. Das große Werk schwebte ihm von Anfang an als ein Ganzes vor, wie wir es jetzt aus dieser seiner Korrespondenz erfahren, während man bislang geneigt war anzunehmen, er habe erst später mit einem gemeinsamen Titel System und Plan in die Gesammtheit seiner Romane zu bringen gesucht. Die „Comédie humaine" sollte das ganze französische Leben des 19. Jahrhunderts schildern, das politische wie das

militärische, das bureaukratische wie das literarische und künstlerische, das industrielle wie das kommerzielle, den Richterstand und die Geistlichkeit, die Aristokratie, das Bürgerthum, das niedere Volk, die Provinz wie die Hauptstadt, die gesellschaftlichen Verwicklungen und Leidenschaften, wie die geheimen Gedanken der Zeit. Soviel der Aesthetiker daran auszusetzen haben mag, der Philosoph, der Geschichtsforscher, der Sociolog, wie man heute zu sagen pflegt, müssen zugeben, daß die Aufgabe vollständig gelöst, daß vielleicht keine Zeit, kein Land nach einer besseren Quelle studirt werden kann, als Frankreich unter Louis Philipp, und daß kein Schriftsteller dieses Jahrhunderts die menschlichen Leidenschaften und das menschliche Verhängniß, welches in diesen Leidenschaften besteht, tiefer ergründet, vollständiger geschildert hat, als er. Neben Balzac stand bei Beginn dieses Werkes, als seine Muse und Trösterin, eine Frau (Mme. de Berny), die wir nur nach ihrem Einfluß auf den Schriftsteller kennen, die aber durch ihren sicheren Geschmack, ihre Aufrichtigkeit, ihr lebhaftes Interesse für die Literatur, vor Allem ihre aufopfernde Freundschaft für den Dichter, diesem eine Welt war. Ihr war er unbegrenzt ergeben, wie sie bis an ihren frühen Tod und während der fünf schwersten Jahre seines Daseins nur für den Jüngling-Mann gelebt zu haben scheint. Bis an sein Ende, und als längst eine Andere, ihrer Würdige, ihre Stelle in seinem Herzen eingenommen hatte, blieb er ihrem Andenken treu und vergaß nie, was sie ihm gewesen. In seinem liebevollst gearbeiteten Werke, dem „Lys de la vallée“, hat er, wie wir jetzt erfahren, der

Freundin in der Person der Heldin, Mme. de Mortsauf, ein rührendes und schönes Denkmal gesetzt.

Vor Allem galt's die Anerkennung des Publikums zu erobern. Das erste Werk der „Comédie humaine", das durchdrang, war die „Peau de chagrin" (1831). Die feineren Köpfe im Publikum, die doch am Ende immer das letzte Wort haben, wurden aufmerksam; scharfsichtige Verleger suchten den Vogel mit den goldenen Eiern in ihren Käfig einzufangen. Die liebe Geldnoth zwang Balzac, seine zukünftige Arbeit unterm Preise zu verpfänden, um nur schnell Baares in der Hand zu haben, und so begann die Sklavenarbeit von Neuem, durchschnittlich nicht unter 16 Stunden täglich, oft 23 Stunden hintereinander, ohne die geringste Rücksicht auf Tag und Nacht, so im Wachen wie im Schlafen. Was that's ihm? Hatte er doch seine Bahn gefunden; konnte er doch leben mit den Gestalten seiner Einbildung, sich dem hohen Ziele immer mehr nähern, das er sich vorgesetzt. Auch hielt mit der unermüdlichen Arbeitskraft die unerschöpfliche Hoffnungsfähigkeit Schritt: „Briefschreiben," heißt's in einem der Briefe an die Herzogin von Abrantès, welche ihm damals nach Mme. de Berny und der schönen Herzogin von Castries*) am Nächsten

*) Die Herzogin von Abrantès, die Wittwe Junot's, ist bekannt durch ihre Memoiren. Die Herzogin de Castries, deren Bekanntschaft Balzac auf eine höchst romanhafte Weise machte — sie schrieb ihm anonym nach dem Erfolg der Peau de chagrin — war, nach Philarète Chasles un demi-cadavre élégant geworden, infolge eines Falles vom Pferde, bei dem sie das Rückgrat gebrochen. Sie scheint, immer nach P. Chasles, der Typus der leichtsinnigen und pikanten Grande Dame der Restauration gewesen

ſtand, „Briefſchreiben! ich kann's nicht. Die Ermüdung iſt zu groß. Sie wiſſen nicht, was ich vor drei Jahren über mein Vermögen hinaus ſchuldete: ich hatte nur eine Feder um zu leben und 120,000 Fr. Schulden zu zahlen. In wenig Monaten werde ich Alles bezahlt ..., meinen armen kleinen Haushalt eingerichtet haben; aber noch ſechs Monate habe ich alle Qualen des Elends vor mir, und ich genieße ſie als die letzten. Ich habe bei Niemandem gebettelt, ich habe keine Hand ausgeſtreckt um eine Zeile (lobender Kritik) oder um einen Heller; ich habe meine Kümmerniſſe, meine Wunden verborgen. Und Sie, die wiſſen können, ob man mit ſeiner Feder leicht Geld verdienen kann, Sie können mit Ihrem Frauenblick den Abgrund ermeſſen, den ich Ihnen aufdecke und an deſſen Rande ich gewandelt bin ohne hineinzuſtürzen. Ja, ich habe noch ſechs gar ſchwere Monate durchzumachen, um ſo ſchwerer, als wie Napoleon des Krieges müde war, ich geſtehen darf, daß der Kampf mit dem Unglück mich zu ermüden beginnt." Der arme Balzac! Die ſechs Monate ſollten neunzehn Jahre werden und nur der Tod ihn von dem „Kampf mit dem Unglück" erlöſen.

III.

Der erſten Kataſtrophe von 1827 folgte eine zweite im Jahre 1836, eine dritte im Jahre 1846, eine vierte

---

zu ſein, welche damals das 18. Jahrhundert neu aufzulegen verſuchte. Sie war eine Maillé, d. h. vom vornehmſten legitimiſtiſchen Adel, verſchwägert mit den Montmorency und Fitzjames. Sie ſaß Balzac ſpäter für eine ſeiner Herzoginnen.

endlich, Dank der Februarrevolution, im Jahre 1848. Immer größer wurde, trotz der belgischen Nachdrücke, welche die Hälfte des Absatzes konfiscirten, die Einnahmen mit dem wachsenden Rufe des Schriftstellers, immer gewaltiger schwoll aber auch die Schuldenlast an: „Die 150,000 Franken, die ich in diesem Jahr verdient" (1840), schreibt er an eine Freundin, „haben mir die Ruhe nicht gegeben;" und sie zu erlangen, hatte er sechzehn Bände und zwanzig Akte schreiben müssen! Jeder Versuch aber, seiner Lage durch eine glänzende Spekulation, statt durch die Feder, Herr zu werden, stürzte ihn nur noch tiefer hinein, wie wenn er nach Sardinien reiste, um dort die metallhaltigen Schlacken der Bergwerke aus der Römerzeit auszubeuten. Ein großer Theil seines Honorars geht auf die Druckkosten, wie eine ungeheure Zeit auf die Korrekturen verloren; jeden Druckbogen sah er fünf- bis sechsmal durch, und in der sechsten Revision war oft kaum noch eine Sylbe so, wie sie auf dem ursprünglichen Manuskript gewesen. Dabei ist er der unpraktischste Haushalter. Er meint zu sparen, indem er sich ein Landhaus baut. „War's eigentlich in Wahrheit eine Wohnung zu nennen?" fragt sich L. Gozlan, „dieses Schweizerhäuschen mit grünen Läden, in das nie der Schatten einer Commode gekommen, nie eine Ahnung von einem Vorhang aufgehängt worden war?" Natürlich sah es da drinnen nicht sehr gemüthlich aus; da aber auch der Garten keinen Schatten hat, um darunter zu arbeiten, läßt er ausgewachsene Bäume hinverpflanzeu, damals noch ein unerhörtes Unternehmen, und da er die Konstruktion des Hauses einem Archi-

tektendilettanten überlassen hat, ist's kein Wunder, daß es keine Fundamente hat, ihm fast über'm Kopf zusammenstürzt, und er froh sein muß, es zum zehnten Theil der Kosten los zu werden. „Sie fragen mich," schreibt er an Gräfin Hanska, seine spätere Gemahlin, „wie es kommt, daß ich, der, wie Sie so nachsichtig sind zu sagen, Alles kennt, Alles beobachtet und durchschaut, so oft geprellt und getäuscht werde. . . . Wenn ein Mensch dazu kommt, ein Whistspieler ersten Ranges zu sein und bei der fünften ausgespielten Karte weiß, wo alle anderen Karten sind, glauben Sie nicht, daß er manchmal gerne seine Wissenschaft bei Seite läßt, um zu sehen, wie das Spiel gehen wird, wenn er's den Gesetzen des Zufalles überläßt?" Doch hat er auch eine andere plausiblere Erklärung: „Wenn meine Kräfte und Fähigkeiten Tag und Nacht angespannt sind zu erfinden, zu schreiben, wiederzugeben, zu malen, mich zu erinnern, wenn ich, langsamen, oft verwundeten Flügels, daran bin, die geistigen Felder der literarischen Schöpfung zu durchziehen, wie kann ich da zugleich auf dem Boden der Materialitäten sein? Als Napoleon in Eßlingen war, war er nicht in Spanien. Um im Leben, in der Liebe, in der Freundschaft, in den Geschäften, in den Beziehungen jeder Art nicht betrogen zu werden, liebste, einsame und abgeschlossene Gräfin, muß man eben nur das Eine treiben; muß einfach Financier, Weltmann, Geschäftsmann sein. Gewiß sehe ich sehr gut, daß man mich betrügt, daß man mich betrügen wird, daß Der oder Jener mich verräth oder verrathen wird, oder sich mit einem Büschel meiner Wolle fortmacht; aber im Augen-

blick, wo ich es vorausfühle, vorausſehe, wo ich's weiß, muß ich mich ſonſtwo ſchlagen; ich ſehe es, wenn ich von der Nothwendigkeit des Augenblicks fortgeriſſen bin, durch ein Werk, das drängt, durch eine Arbeit, die verloren wäre, wenn ich ſie nicht beendigte. Ich vollende oft eine Hütte bei dem Lichte eines meiner brennenden Häuſer. Ich habe weder Freunde noch Diener, Alles flieht mich, ich weiß nicht warum, oder vielmehr, ich weiß es nur zu gut, weil man einen Mann nicht liebt und bedient, der Tag und Nacht arbeitet, der ſich nicht für andere Leute zerſtreut, der zu Hauſe bleibt, den man aufſuchen muß und deſſen Macht — wenn er je welche haben ſollte — erſt in zwanzig Jahren zum Vorſchein käme, weil der Mann die Perſönlichkeit ſeiner Arbeiten hat, und jede Perſönlichkeit verhaßt iſt, wenn ſie nicht zugleich eine Macht iſt." Und anderswo: „Man verbringt die zweite Hälfte ſeines Lebens damit, das abzumähen, was man während der erſten Hälfte in ſeinem Herzen hat wachſen laſſen; das nennt man „Erfahrung ſammeln!"" ... „Schöne Seelen gelangen ſchwer dazu, an Bosheit, Verrath, Undank zu glauben. Wenn ihre Erziehung in der Hinſicht gemacht iſt, erheben ſie ſich aber auch zu einer Nachſicht, die vielleicht der letzte Grad der Verachtung für die Menſchheit iſt." Man glaubt Leopardi zu hören.

Nicht alle ſeine Verrechnungen ſind der Prellerei derer zuzuſchreiben, mit denen er ſich einließ. Er betrog ſich eben ſo oft ſelber, kaufte auf Spekulation Bilder großer Meiſter, ſeltene Geräthſchaften, alte Möbel, theure Bücher, von denen er ſich hernach nicht zu trennen vermochte; denn Balzac kann als der Vater der

leidigen bric-à-brac-Manie unserer Zeit angesehen werden; nur war's bei ihm nicht Mode, sondern ächtes künstlerisches Interesse. Die Rembrandtischen Salonbeschreibungen seiner Romane sind zum Theil nur Schilderungen seines eigenen großen Wohnzimmers in Chaillot, wo er, um dem Nationalgardendienst zu entgehen, unter dem Namen einer Wittwe Durand wohnte. Durch eine unscheinbare Hausthüre, über eine baufällige Treppe und nach einem dunklen Vorzimmer gelangte man plötzlich in diesen prächtigen Raum, dessen vier Fenster ganz Paris beherrschten, und wo er im Dominikanergewand allein mit den Geschöpfen seiner Phantasie wie mit wirklichen Wesen lebte. Das Zimmer war ein wahres Museum von kostbaren Kunstgegenständen (Nettement). Noch großartiger trieb er's später in seinem unbewohnten Hause in der Nähe des Triumphbogens. Hier führte er in Wirklichkeit aus, was er in den Jardies sich begnügt hatte, mit Kreide auf die Wände zu schreiben: „Hier eine Bekleidung in pariſchem Marmor; hier ein Stybolat in Cedernholz; hier ein Plafond von Delacroix; hier ein Kamin von Cippolin-Marmor." (Gozlan). Kein Wunder, wenn das schwerverdiente Geld schnell verschwand.

So gequält von Sorgen, geplagt von seinen Verlegern, den Gerichtsvollstrecker und den Druckerjungen vor der Thüre, arbeitete er bei seiner Tasse Kaffee immer weiter an seiner imaginären Welt. „César Birotteau", eines seiner Meisterwerke, wurde in fünfundzwanzig Tagen geschrieben, „die Füße im Senf, wie die „Payſans", den Kopf im Opium," geschrieben worden. Das merkt

man nun freilich seinen Romanen stark an: es fehlt ihnen ausnahmslos an Oekonomie: die kann eben nur aus langem Mitsichherumtragen eines Gegenstandes und ruhiger Ausführung hervorgehen. An Gedanken, an Beobachtungen, an Charakteren haben wir die Fülle, und sie beruhen auf tiefster Weltanschauung und psychologischer Einsicht, die Anlage aber ist stets außer Gleichgewicht: die Exposition nimmt fast immer die Hälfte jedes Werkes ein; und die Auflösung ist ebenso oft überstürzt, wenn sich die Geschichte nicht im Sande verliert. Auch der Styl litt unsäglich unter dieser fiebernden Arbeit. Nie ist Balzac's Satzbau auch nur fließend; der Ausdruck ist nur zu oft gesucht, unnöthiger Weise neologistisch. Man sieht, er tastet nach dem richtigen Wort, ringt mit der Sprache, häuft Adjective auf Adjective und findet erst im letzten das richtige. Umsonst korrigirt er dann auf dem Druckbogen wieder und wieder herum: er erschwert sich dadurch nur die Arbeit ohne Gewinn für diese: im Gegentheil fühlt man überall die Flickerei: dem Styl fehlt es an Einheit.

Noch verderblicher als für die Werke waren die Folgen dieser Lebensführung natürlich für den Schöpfer dieser Werke. Oft fühlte er sich geistig erschöpft und physisch unterliegend. So nach seiner zweiten finanziellen Katastrophe, welche eintrat, als er gerade das heißersehnte Ziel erlangt zu haben glaubte, und welche mit dem Tode Mme. de Berny's coïncidirte. Man kann nichts Tragischeres lesen als den langen Brief (den 170. der Sammlung), den er im Oktober 1836 an diejenige schreibt, welche vierzehn Jahre später Mme. de Balzac

werden sollte. „Ich bin niedergeschlagen, aber nicht überwältigt; mein Muth ist mir geblieben. Das Gefühl der Verlassenheit und der Einsamkeit, in der ich mich befinde, betrübt mich mehr als mein Unglück. In mir ist nichts Egoistisches; ich muß immer meine Gedanken, meine Anstrengungen, meine Gefühle auf ein Wesen beziehen, das nicht Ich ist; sonst habe ich keine Kraft. Ich möchte keine Krone, wenn ich Niemanden hätte, zu dessen Füßen ich niederlegen könnte, was die Menschen auf mein Haupt gesetzt. Welch' langes und trauriges Lebewohl habe ich diesen verlornen, auf immer dahin gegangenen Jahren gesagt! sie haben mir weder volles Glück, noch volles Unglück gegeben, sie haben mich leben lassen, erfroren auf der einen Seite, verbrannt auf der andern, und da wäre ich nun, nur durch das Pflichtgefühl im Leben zurückgehalten. Ich bin in das Dachstübchen eingezogen, wo ich jetzt bin, mit der Ueberzeugung, daß ich darin arbeiten und erschöpft sterben werde; ich glaubte es besser zu ertragen als ich's thue. Seit mehr als einem Monate stehe ich um Mitternacht auf und gehe um 6 Uhr Morgens zu Bette, habe mir genau das Maß von Nahrung auferlegt, das nöthig ist, um nicht Hungers zu sterben, damit das Gehirn nicht auch die Ermüdung habe, welche aus der Verdauung entsteht; und doch fühle ich nicht nur Schwächezustände, die ich nicht beschreiben kann, sondern auch so viel Leben im Gehirn, daß ich sonderbare Störungen darin verspüre. Manchmal verliere ich das Gefühl der Senkrechtheit, welches im kleinen Gehirn ist; selbst im Bette kommt es mir vor, als ob mein Kopf nach rechts oder

links falle und, wenn ich aufstehe, ist mir's, als ob ein furchtbares Gewicht im Kopf mich vorwärts treibe ..."

Immer mehr zog er sich, ohne gerade ein Menschenfeind zu werden, von der Welt zurück, die er „haßte, weil sie das Herz verletzt und den Geist einengt;" aber nur zu sehr blieb er in Interessenberührung mit ihr; doch auch diese vermochte seiner durchaus edlen Natur nichts anzuhaben. Würdiger, vornehmer als er, mitten in seinen Bedrängnissen, gegenüber den Verlegern und Zeitungsdirektionen war, konnte man nicht sein; so in seinem Verhältnisse zu Emile de Girardin, dessen Gemahlin, die ihm nahe befreundet war, er den feinsten Ablehnungsbrief schreibt, der wohl je der geachteten Gattin eines wenig geachteten Mannes geschrieben worden; so gegen Buloz, den er sich zum Feinde machte, und dessen einflußreiche „Revue des deux Mondes" er sich verschloß, weil er auf seinem Rechte bestand. „Einst wird man wissen," sagt er zur Gräfin Hanska, die die Verläumdungen, welche ja nie ausbleiben, ernster nahm als er, „einst wird man wissen, daß, wenn ich von meiner Feder gelebt habe, nie zwei Centimes in meine Börse gekommen sind, die ich nicht hart und mühsam verdient habe; daß Lob und Tadel mir höchst gleichgültig gewesen, daß ich meine Werke mitten unter dem Haßgeschrei, dem literarischen Musketenfeuer aufgebaut habe und daß ich fester und unbeirrter Hand vorwärts ging."

So ging der Mann auch an der höchsten und gesuchtesten Ehre, die einem Franzosen zu Theil werden kann, an der Wahl in die Akademie ruhig vorüber. Balzac hatte ein unglaubliches Selbstgefühl, er spricht von sich

selber wie von Napoleon, glaubt an seinen Ruhm bei der Nachwelt so sicher wie an einen vorausberechneten Kometen, aber er ist, wie ohne Hochmuth, so ohne alle Eitelkeit. Er wußte die Akademie zu ehren als ein Stück der großen französischen Tradition, aber nie opferte er seine Würde, um diese Auszeichnung zu erbetteln, wie er nie sein literarisches Gewissen opferte, um Geld zu erlangen. Wohl wußte er, daß seine zerrütteten Vermögensverhältnisse ihm den Weg in die Akademie versperrten, welche auch in dieser Hinsicht die französische Respektabilität vertritt. „Wenn ich," schrieb er dem väterlichen Freunde, der seine Wahl betrieb, „wegen der achtungswerthesten Armuth nicht in die Akademie gelangen kann, so werde ich mich nie bewerben, wenn mir einst das Glück seine Gunst zuwenden wird." Und daß es ihm seine Gunst zuwenden werde, daran zweifelt er nie; denn er hat eine unbegrenzte Zuversicht zu sich selbst: „Nie ist der Strom, der mich fortzieht, reißender gewesen," schreibt er 1836 von seinem Bankerotte; „nie hat ein furchtbarer majestätisches Werk ein menschliches Gehirn in Bewegung gesetzt. Ich gehe und gehe zur Arbeit wie ein Spieler an's Spiel. Ich schlafe nur noch fünf Stunden; ich arbeite achtzehn, ich werde todt ankommen; aber Ihr Andenken erfrischt mich zuweilen. Ich kaufe die Grenadière (ein Landgut), zahle meine Schulden. Ich brauche noch so ziemlich ein Jahr, um zu einer vollständigen Liquidation zu gelangen; aber das Glück, nichts schuldig zu sein, das ich unmöglich glaubte, ist jetzt keine Chimäre mehr."

Man hat Balzac aus diesem hohen Selbstgefühle

ein Verbrechen gemacht; die Kritiker namentlich haben ihm nie verziehen, daß er sie verachtete; aber man muß nicht vergessen, welcher Art die Kritik war, die damals das Mittelmäßigste in den Himmel hob und sich so unendlich überlegen glaubte, weil sie in dem großen Werke Balzac's die nur allzuleicht auffindbaren Fehler zu entdecken verstand. Wie groß der poetische Fond von Schöpfungen sein muß, die trotz so augenfälliger Mängel ihre Macht bewahrten, fiel ihnen nie ein. „Denke nicht soviel an die Kritiker," schreibt er schon früh an seine Schwester; „das sind gute Vorzeichen; die Mittelmäßigkeit diskutirt man nicht;" und später an seine Geliebte, welche ihn auf eine, von ihm wie gewöhnlich ignorirte, hämische Recension aufmerksam machte: „Sie wissen ja, wie gleichgültig ich für den Tadel wie das Lob der Leute bin, die nicht die Erwählten meines Herzens sind, namentlich aber für die Meinung des Journalismus und im Allgemeinen dessen, was man das Publikum nennt." Er hatte neben seiner naivunbändigen Ruhmsucht doch auch eine Art jungfräulicher Scheu vor der Publizität und vor Allem einen Abscheu vor unrechten Mitteln, um zum Ruhm zu gelangen, die in dem damaligen Frankreich ganz einzig waren. Er wollte seinen Ruhm wirklich verdienen, nicht erschleichen: der innere, bleibende Werth seiner Werke sollte ihn ihm erobern, nicht die Kamaraderie und die Reklame. Und wie vollständig gelang ihm dieß! Während man in Frankreich noch seinen Werth in Frage stellte, war er schon in ganz Europa populär und lebte das Personal seiner Romane, die Rastignacs und die Maufrigneuse,

schon als wirkliche Figuren, wie sie für ihn selber lebten, für die Gesellschaft von Venedig und St. Petersburg. Sainte Beuve erzählt, daß einst im innersten Rußland eine Dame beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als sie gehört, der große Balzac sei in Fleisch und Blut gegenwärtig. Der Grund dieser auswärtigen Berühmtheit liegt, wie bei Bulwer, wohl hauptsächlich darin, daß Balzac wie Bulwern, im Guten wie im Schlimmen, gewisse nationale Eigenschaften und Traditionen fehlten, welche man daheim nicht gerne mißt, die nach Außen aber immer als Schranke wirken; zum Theil auch in der Eitelkeit der vornehmen Gesellschaft Osteuropa's, welche doch immer noch nach den älteren westeuropäischen Salon-Damen und Herren, als nach ihren Mustern blickt und diese in Balzac's Romanen getreu geschildert zu finden glaubte. Ihm war Beides eine unendliche Genugthuung: der weitverbreitete Ruhm seines Namens und die Autorität als Kenner vornehmer und eleganter Kreise.

So mächtig übrigens auch seine Ruhmsucht war, sie trat vor seinem Liebesbedürfniß zurück. „Im Grunde," schreibt er 1844, als er schon, trotz der Kritik, seine literarische Stellung erobert hatte, an seine künftige Gattin, „ist das Spiel, das ich spiele, dies: vier Menschen werden in diesem halben Jahrhundert einen ungeheuren Einfluß ausgeübt haben: Napoleon, Cuvier, O'Connell. Ich möchte der vierte werden. Der Erste hat vom Blute Europas gelebt . . ., der Zweite hat sich dem Erdreich vermählt; der Dritte hat ein Volk in sich verkörpert; ich werde eine ganze Gesellschaft in meinem Kopfe getragen haben. Ist's nicht ebensogut so zu leben, als

alle Abende zu sagen: Pique, Trumpf, Coeur . . . oder nachzuforschen, warum Mme. So und So dieses oder jenes gethan? Aber es lebt in mir auch ein anderes Wesen, das viel größer ist als der Schriftsteller und viel glücklicher als er; das ist Ihr Sklave. Mein Gefühl ist schöner, größer, vollständiger, als alle Befriedungen der Eitelkeit oder des Ruhmes. Ohne diese Fülle des Herzens hätte ich nicht den zehnten Theil meines Werkes vollendet, ich hätte den nöthigen Muth dazu nicht gehabt." Der ganze Balzac ist in diesen Zeilen, sein kindischer Ehrgeiz und sein kindliches Gemüth; auch sein Schicksal des ewigen Hoffens und Jagens nach einem Ziel, das ihm immer wieder entgeht und das er erst im Tode erreichen sollte: äußere Unabhängigkeit, inneres Glück.

Von Jugend auf hatte er von einer hohen Liebe geträumt. „Mich dem Glück einer Frau zu widmen, ist mein ewiger Traum, und ich bin verzweifelt, ihn nicht zu verwirklichen." „Aber," fügt er charakteristisch hinzu, „ich begreife Ehe und Liebe nicht in der Armuth." Denn nur das vornehme, müßige Weib, das seinen Körper pflegen kann wie seinen Geist und sein Gemüth, war ihm Weib, obschon er reizende Frauencharaktere aus der niedern und Mittelklasse geschildert hat: in der Wirklichkeit aber hörte eine Frau mit verarbeiteten Händen auf, eine Frau für ihn zu sein. Diejenige, die er fand, verwirklichte auch in dieser Hinsicht seine kühnsten Träume; und die Bewunderung, die er ihrer hohen Geburt, ihrem vornehmen Wesen, ihrem Reichthum, ihren großartigen Lebensgewohnheiten zollt, wie sie nur von denen gezollt

wird, die derlei stets nur aus der Ferne gesehen, diese Bewunderung war ein Stück seiner Liebe, und nur die werden ihm das verargen, welche von der Komplexität menschlicher Leidenschaften keinen Begriff haben.

Schon vor dem Tode der Freundin und Gönnerin seiner Jugend hatte er im Jahre 1833 die Frau kennen gelernt, die ihm mehr als Freundin und Schwester sein sollte und sein Herz bis zu seinem Tode ausfüllte. Gräfin Hanska war eine Polin aus altem, fast souveränem Geschlecht, von damals noch gewaltigem Reichthum, verheirathet an einen russischen Edelmann, dem Balzac selber noch befreundet war und den er hoch schätzte. Erst nach dessen Tode nahm das Verhältniß einen mehr als freundschaftlichen Charakter an; doch versprach Gräfin Hanska nicht vorm Jahre 1846 dem drängenden Freunde ihre Hand, und die Ehe selbst ward erst wenig Monate vor Balzac's Tode im Frühling 1850 abgeschlossen: beide waren bereits Fünfziger, er schon der furchtbaren Krankheit anheimgefallen, die ihn wegraffen sollte; sie fast unfähig, sich zu bewegen, kaum vermögend, mit ihrer zitternden Hand den Heirathskontrakt zu unterschreiben. Siebzehn Jahre lang sahen sich die alternden Geliebten nur von Zeit zu Zeit, in Italien, Deutschland, Rußland. Um ihre Gegenwart nur ein Paar Tage zu genießen, schien ihm ja eine zehntägige Reise nicht zu beschwerlich, und die Tage, welche er auf der einsamen „Insel im Meere" — das Meer waren die Kornfelder, die Insel der Park, in dessen Mitte sich das fürstliche Schloß seiner Geliebten erhob — waren die glücklichsten seines Lebens. Ihr schrieb

er täglich, und diese langen Briefe sind unstreitig die interessantesten der Sammlung. Leider fehlen wenigstens drei Viertel derselben, welche die Gräfin bei einem Brande ihres Schlosses einbüßte.

Das Verhältniß war ein merkwürdiges, im neuen Frankreich geradezu unerhörtes: es erinnert an die lange Liebe des Chevalier de Boufflers und Mme. de Sabran's, deren reizende Briefe uns vor nicht langer Zeit einen so schönen Einblick in die Gemüthstiefe des vorigen Jahrhunderts erlaubt, dem ja zu allen seinen großen Reizen auch dieser nicht fehlte. Die Tochter Gräfin Hanska's, eine reizende jugendliche Erscheinung, und ihr Gatte, ein feiner, gebildeter junger Edelmann in des Wortes schönstem Sinne, hingen fast eben so an Balzac wie die Mutter, und für ihn bildeten alle Drei im Rahmen des großartig vornehmen Schloßlebens im Herzen Rußlands ein Einziges. Jeder hatte einen Spitznamen. Balzac selber hieß Bilboquet in dieser Truppe der Saltimbanques (Seiltänzer), wie er sie nach einem damals unglaublich populären Boulevardstücke getauft hatte. Familienverhältnisse, vielleicht auch eine kleine Scheu vor der wirren, verschuldeten Lage Balzac's, schoben die eheliche Verbindung immer wieder hinaus, während Balzac Jahre lang liebevoll und wie immer verschwenderisch an dem Neste baute, das in einem Winkel der Champs-Elysées seine Geliebte aufnehmen und alles Raffinement des abendländischen Luxus mit aller Fülle des morgenländischen vereinigen sollte. Derselbe Mann, der (in den Contes drolatiques) die rabelais'sche Zote aufs Kühnste erneuert, der (in der Fille aux yeux d'or, in der Cou-

sine Bette) die abscheulichsten Verirrungen der Hypercivilisation und verderbter Sinnlichkeit geschildert hat, erscheint uns hier, wie auch bei allen Zeitgenossen, die ihn persönlich gekannt, wie beseelt und ausgefüllt von reinster fast mädchenhafter Liebe für eine Einzige, der er Altäre baut, ein Widerspruch, der tief durch die idealbedürftige, sinnlich erregbare Nation geht, schon im mittelalterlichen Ritterthum und seiner Dichtung hervortritt, sich in Pascal's, in Abbé de Rancé's Leben bis zur Tragik steigert. Balzac hat ähnliche Gedanken, wie der merkwürdige Stifter des schweigenden Trappistenordens — eines Ordens, der nur in Frankreich Wurzel gefaßt hat — man weiß, daß Rancé erst nach dem Tode seiner Geliebten auf immer dem weltlichen Leben entsagte. An seine erkrankte Geliebte schreibt Balzac im Jahr 1844: „Wenn die Hoffnung meines ganzen Lebens mir schwände, wenn ich Sie verlöre, würde ich mich nicht tödten, würde ich kein Priester werden; aber ich ginge in einen unbekannten Winkel, in der Arriège oder den Pyrenäen, um dort langsam zu sterben, ohne mich weiter um irgend was in der Welt zu kümmern; alle zwei Jahre ginge ich zu Anna (Gräfin Hanska's Tochter) und spräche von Ihnen. Ich schriebe auch nicht mehr. Wozu sollte ich schreiben? Sind Sie nicht die ganze Welt für mich?" Nachdem er Lauzun's, des bekannten Wüstlings, Memoiren gelesen, ruft er aus: „Wie glücklich ist man doch, wenn man nur eine Frau liebt!"

Wer war französischer, Rabelais oder Pascal, Rancé oder Lauzun? Es sind zwei Seiten einer selben, dem

Schreiber dieses trotz so langer Lebensgemeinschaft unbegreiflichen, unergründlichen Natur. „In Frankreich," sagt Balzac selber in einem Briefe an die Freundin, „sind wir heiter und witzig und lieben; wir sind heiter und witzig und sterben; wir sind heiter und witzig und schaffen; wir sind heiter und witzig und dabei konstitutionell; wir sind heiter und witzig und vollbringen erhabene und tiefe Dinge. Wir hassen die Langeweile, aber wir haben darum nicht weniger Gemüth wir gehen an Alles heiter und witzig, frisirt, pommadirt, lächelnd ..... Man hält uns für ein leichtsinniges Volk. ... Wir leichtsinnig! unter der Herrschaft des 1000-Frankensackes und Sr. Maj. Louis Philipps. Sagen Sie Ihrer lieben Fürstin, daß Frankreich auch zu lieben weiß. Sagen Sie ihr, daß ich Sie seit 1833 kenne und daß ich im Jahre 1845 bereit bin, von Paris nach Dresden zu reisen (es gab noch keine Eisenbahn), um Sie einen Tag zu sehen!" Und am 1. Januar 1846: „Ein Jahr mehr, Theuerste, und ich nehme es mit Freuden hin; denn diese Jahre, diese dreizehn Jahre, die im Februar voll sein werden, an dem glücklichen, tausendmal gebenedeiten Tage, wo ich jenen angebeteten Brief erhalten, der mir Glück und Hoffnung eröffnete, scheinen mir ewige unzerbrechliche Bande. Das vierzehnte beginnt in zwei Monaten; und jeder Tag dieses Jahres hat meine Bewunderung, meine Anhänglichkeit, meine Pudeltreue vermehrt." Und als er endlich den Preis errungen (November 1849), der Trauungstag festgesetzt ist, kann er seiner Schwester schreiben: „Das Geschenk ihrer Neigung erklärt mir alle meine

Kümmernisse, meine Schmerzen, meine Mühen: ich bezahlte im Voraus an's Unglück den Preis eines solchen Schatzes. . . . Ich finde sogar, daß ich sehr wenig gezahlt habe. Was sind fünfundzwanzig Jahre Arbeit und Kampf, um eine so herrliche, so glänzende, so volle Liebe zu erobern? Seit vierzehn Monaten bin ich nun hier (auf dem Schlosse Mme. Hanska's) in dieser Wüste, denn es ist eine Wüste, und es kommt mir vor, als wären sie wie ein Traum verflogen, ohne eine Stunde Langeweile, ohne eine Wolke, und das nach fünf Reisejahren und sechzehn Jahren beständiger Freundschaft."

Endlich am 14. März 1850 fand die Trauung in der Dorfkirche von Vierzschovnia statt. „Diese Verbindung ist," so schrieb er am nächsten Tage an eine seiner ältesten Freundinnen, „eine Belohnung, die Gott mir aufgespart hatte für so viel Widerwärtigkeiten, Arbeitsjahre und überstandene Qualen. Ich habe keine glückliche Jugend gehabt, keinen blühenden Frühling; aber ich werde den glänzendsten Sommer, den süßesten Herbst haben." Zwei Monate später verschied der Dichter in den Armen seiner Gemahlin, wenige Tage nachdem er mit ihr den schönen Freihof am Arc de l'Etoile erreicht, den er gebaut, sie und sein Glück zu beherbergen.

Gräfin d'Agoult.

(Daniel Stern.)

Daniel-Stern hat George Sand nur um wenige Monate überlebt. Wie ihre große Rivalin hat auch

Madame d'Agoult die Geschichte ihrer Jugend geschrieben;*) wie jene ist sie darin, sei es absichtlich, sei es vom Tode überrascht, an der Schwelle der Lebensepoche stehen geblieben, wo sie aus den geebneten Bahnen der Gesellschaft entgleiste, um sich bald darauf als Schriftstellerin zu entpuppen. Nicht Nélida, nicht die Arabella der „Lettres d'un Voyageur," nicht die Beatrix Honoré de Balzac's zeigt sich uns in diesen „Erinnerungen", sondern das schöne und kluge Töchterlein des Grafen Flavigny und Fräulein Bethmann's von Frankfurt am Main; die Pensionärin des Sacré Coeur und die Hofdame von Madame la Dauphine, der Tochter Ludwig's XVI. Allein wie in der Histoire de ma vie schon die ganze Natur der Geliebten Alfred de Musset's und Chopin's und der ganze Geist der Verfasserin von „Lelia" hervortritt, so ist es leicht, in Mes Souvenirs schon alle die Züge zu erkennen, welche aus der Freundin Liszt's und der Geschichtschreiberin der Februarrevolution eine der hervorragendsten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft machten.

Wer diese Erscheinung einmal gesehen, wird sie nicht vergessen haben. Wie eine Ueberlebende aus verschollener Zeit ging sie um: aber die Zeit, die sie dem Beobachter heraufbeschwor, war nicht die Sturm- und Drangperiode der dreißiger Jahre; es war die klassische Zeit französischer Vornehmheit, wie wir sie uns unter Ludwig XIV. vorstellen. Niemand, dem die Vorgeschichte Madame d'Agoults unbekannt gewesen wäre,

*) Mes Souvenirs. Paris 1877. Ein Band in 8vo.

hätte in dieser ruhig edlen Erscheinung die Spuren vergangener Stürme herausgelesen. Sollten die Stürme vielleicht das ganze Wesen nicht so tief erschüttert haben, als sie es uns wohl glauben machen möchte? Jede Bewegung der Greisin war zugleich würdevoll und anmuthig; ihre hohe Gestalt hatte das natürlich Königliche der Porphyrogeneten; unter den schneeweißen Haaren war die Schönheit des Antlitzes eine so reine, daß man sich fragte, ob sie unter den blonden Locken der Sechzehnjährigen harmonischer sein konnte. Ihre Unterhaltung hatte einen großen negativen Reiz: Madame d'Agoult war eine vollendete Hörerin, und die meisten Gesprächsliebhaber finden ja einen größeren Genuß am Gehörtwerden als am Hören. Sie selbst gesteht: „Mein Geist zeigte sich wenig in der Unterhaltung. Je n'ai jamais eu (man verzeihe das Nichtübersetzen des Unübersetzbaren) ni verve, ni trait, ni saillies, ni reparties;" noch auch Gedanken und eigene Eindrücke, möchte ich hinzufügen. Man ging um nichts reicher aus ihrer Unterhaltung heraus. Sie selbst erklärt dies aus „ihrem Ekel vor Gemeinplätzen und der Unmöglichkeit, den Geist Anderer zu borgen." Hätte sie aber eigenen Geist gehabt, so hätte sie wohl nicht an das Borgen zu denken brauchen, und wäre sie nicht so sehr mit sich beschäftigt und mißtrauisch in sich selbst gewesen, so hätte sie sich auch nicht vor ein Paar Gemeinplätzen gefürchtet. Sie dachte doch immer vorerst an den Eindruck, den sie machte, und diese Präokkupation lähmte ihr Interesse an den Dingen und hemmte folglich ihre Mittheilung.

Daniel Stern — und hier liegt wohl das ganze

Geheimniß ihres Geistes und Charakters — war keine ursprüngliche Natur. Sie war eine fast geniale Anempfinderin und Andenkerin; aber das eigene Leben stockte in ihr, kam nur durch Anregung von Außen, vornehmlich aber durch den Wunsch, sich nach Außen zu produziren, in Fluß. Nicht allein ihre Bücher, auch ihre Unterhaltung machte diesen Eindruck; selbst ihre Lebensführung ist man versucht zu glauben, war weniger das Ergebniß rascher Impulse, als des Bedürfnisses, eine Rolle zu spielen. Ihre Begabung für Sprachen, Musik, vor allem für rasche Aneignung fremder Ideen war eine unglaubliche, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie wirklich oft für eigen hielt, was sie so schnell aufgefaßt und zum Ihrigen gemacht hatte. Alles in ihr war zusammengesetzt, aber mit einer so vollendeten Kunst, daß die Löthungen dem oberflächlichen Beschauer ganz verborgen blieben. Und wie ihr Leben und ihre Erscheinung bewußtes Kunstwerk waren, so auch ihre keineswegs verächtlichen Schriften, nur in geringerem Grade: sie sind immer höchst einsichtig komponirt; der Stil sorgfältig gefeilt, die ganze Anordnung und meist auch der Ausdruck geschmackvoll. Aber der Mangel an Unmittelbarkeit tritt hier noch fühlbarer hervor, als in ihrer Persönlichkeit. Sie sagt einmal in einer Anmerkung dieser ihrer Memoiren von George Sand das durchaus ungerechtfertigte Wort, das man geradezu umkehren könnte, „sie entlehne Jean Jacques Rousseau Alles, was nicht spontan in seinem Stile sei.“ Viel eher dürfte man bei Daniel Stern von Entlehnung und Mangel an Spontaneität reden

Selbst ihre Einfachheit erscheint fast immer als eine gewollte.

Mir ist kein Zweifel, daß die Lorbern George Sand's Daniel Stern am Schlafen verhinderten; nicht nur später, das erhellt aus jedem ihrer Werke, nicht am wenigsten aus diesen ihren Memoiren, nein — von Anfang an. Nachdem der alte Hof weggefegt, an dem ihr bei ihrer Schönheit, ihrer Geburt, ihrem Reichthum, der Gunst der Herzogin von Berry eine einzig glänzende Zukunft bevorstand, war es nur natürlich, daß die vornehme Dame, die sich nicht zur Verborgenheit resigniren konnte, und noch nicht mit einer Herzogin de Broglie an Gelehrtheit und Liberalismns wetteifern mochte, lieber als ein glänzendes Meteor im literarischen und künstlerischen Zigeunerthum, denn als eine Herrscherin in den Bürgersalons vor den erstaunten Augen der Mitwelt vorübergehen wollte. Wie viele unverstandene, romanbedürftige weibliche Seelen George Sand auf dem Gewissen hat, ist unberechenbar. Man wird mir zutrauen, daß ich ihr daraus ebenso wenig ein Verbrechen mache, wie Göthen aus seinen Werthernachahmern; wie aber von diesen nur der einzige Siegwart auf die Nachwelt gekommen ist, so wird von George Sand's Opfern wohl nur Daniel Stern von unsern Enkeln noch genannt werden.

Alles das klingt vielleicht strenger als es gemeint ist. Die Eitelkeit, der Wunsch sich auszuzeichnen, bemerkt zu werden, die Neugierde auch einmal zu kosten von der verbotenen Frucht sind dem Ehrgeiz, dem Thatendurst, dem Bedürfnisse nach Bewegung so nahe ver-

wandt, daß man sich besinnen muß, ehe man sie allzuhart verdammt. Sie werden erst hassenswerth, wenn sie lästig werden, Anderes und Andere nicht neben sich aufkommen lassen, das Gemüth verhärten, oder wenn sie den Werken oder Thaten des Eitelen selber Eintrag thun, indem die Selbstbewunderung bis zur Selbstkritiklosigkeit gesteigert wird. Das war nun keineswegs der Fall bei Daniel Stern: fast nie hat sie aus Schwäche gegen sich selbst Gedanken und Worten ein Leben gegönnt, das dem künstlerischen Totaleindruck ihrer Werke hätte schaden können; nie hat sie sich Andern in's Licht gestellt. Eher schon könnte man ihr vorwerfen, daß ihre Eitelkeit keine ganz naive, kindliche, harmlose war, wie die der meisten Franzosen; daß etwas Raffinirtes und Ueberlegtes darin zu verspüren ist. Da fühlt man schon den Einfluß des deutschen Blutes. In Deutschland wird die Eitelkeit auf äußere Vorzüge, wie Schönheit, Geburt, Reichthum, Eleganz, Berühmtheit, so streng beurtheilt, daß, wenn ein Deutscher eitel ist, er seine Eitelkeit gern auf innere Vorzüge wendet und sie hier sogar verbirgt, wie auch der Neid des Deutschen weit mehr auf Charakter- und Geistesüberlegenheit, als auf Rang und Erscheinung geht. Bei Daniel Stern nun streiten sich das deutsche und das französische Element, oder vielmehr sie haben einen Vertrag mit einander geschlossen, daß jedes seine Art Eitelkeit an den Tag legen darf, wenn es nur nicht das andere bei derselben Beschäftigung verhindern will. Hier muß aber gesagt werden, daß die französische Selbstgefälligkeit, mit der die alternde Verfasserin von ihrer Jugendschönheit, ihren

Ahnen, ihrer vornehmen Gesellschaft spricht, geradezu liebenswürdig, weil unbefangen und natürlich, erscheint, während ihre Eingebildetheit auf ihre Tugenden — sie hat sie alle ohne Ausnahme — und ihren Geist, das ewige Sichselbstanalysiren, manchmal recht fatal werden. Wie denn auch ihre Kindlichkeiten oft den Charakter verstimmender Absicht haben und man z. B. nicht umhin kann, zu denken, die kleine Marie de Flavigny sei nur eine so leidenschaftliche Zoologin gewesen, weil George Sand schon als Aurora Dupin eine so eifrige Botanikerin war, wie in späteren Jahren Mme. Sand's lebhafte Parteiergreifung für die Bewegung von 1848 Mitursache gewesen sein mag, daß sich die Tochter des Faubourg St. Germain zeitweise zum Mittelpunkte einer Gesellschaft machte, die geistig und moralisch in's Faubourg St. Antoine gehörte. Die ganze Mittelmäßigkeit von 1848 sammelte sich damals um die übergelaufne Emigrantentochter und erst gegen Ende des zweiten Kaiserreichs sollte es ihr gelingen, einen vielseitigen, toleranten, feinen, geschmack- und geistvollen Kreis aus Leuten aller Parteien, Ständen und Richtungen, mit Vorherrschen des liberalen Bonapartismus, um sich zu bilden.

Daniel Stern versichert, „das Vergnügen von sich selbst zu reden, den meisten Leuten so angenehm, sei gar nicht im Spiel bei dem Entschluß, den sie gefaßt, ihre Memoiren zu schreiben. Mit Pascal habe sie das Ich immer hassenswerth gefunden." Ihr Schatten verzeihe mir, wenn ich ehrerbietigst und höflichst zu bemerken wage, daß ich das wirklich nicht glauben kann. „Das Vergnügen von sich selbst zu sprechen," hat Ma-

dame d'Agoult nur zu oft verführt, die Menschen und Dinge zu vergessen, in denen sie aufgewachsen ist, um uns Studien über ihren eignen Charakter und Geist zu geben und bei der Gelegenheit eine philosophische Gelehrsamkeit auszukramen, die manchmal recht lästig wird. Ueberall, wo sie Verhältnisse und Personen schildert, ist sie unterhaltend und fein trotz der berühmtesten französischen Memoirenschreiber. Ihre Schilderungen des Bethmann'schen Hauses in Frankfurt, des Schloßlebens in Mortier, des Klosterdaseins in Paris, der Höfe Ludwig's XVIII. und Karl's X., der Salons der Restauration gehören zum Reizendsten, was über diese reizende Epoche geschrieben worden; wo sie Selbstpsychologie treibt, wird sie oft geradezu unerträglich. Und auch ihre Sprache, so einfach, si voisine des choses, wie Sainte-Beuve von der Sprache der Alten sagt, wenn sie ihre Zeitgenossen schildert, wird affektirt und anspruchsvoll, dabei unbestimmt und allgemein, sobald sie auf ihre Ansichten und Gefühle zu reden kommt: die Worte hören auf, die Zeichen von Dingen zu sein (verba sunt rerum notae, sagt Cicero), vielleicht weil die Dinge nicht oder doch nur schwach vorhanden sind. Sie hat zu viel Geschmack, zu gute Schule, einen zu guten Instinkt auch des Schicklichen und des Maßvollen, um, wie Madame Allart de Méritens, sich zu bogenlangen rhetorischen Ergüssen sogenannter poetischer Prosa hinreißen zu lassen;*) aber diese unlesbaren Schwär-

*) Mme. Allart, ebenfalls Romanschriftstellerin und Geschichtschreiberin, wie Daniel Stern, die nur wenige Jahre jünger

mereien der schönen und leichtsinnigen Freundin Sir Henry Bulwer's und Chateaubriand's machen in ihrer Breite und Geschmacklosigkeit doch den Eindruck viel größerer Ursprünglichkeit als die knapper gehaltenen, aber auch unendlich viel prätentiöseren Erörterungen Madame d'Agoult's über Tugend, Unsterblichkeit und geheimnißvolle Mächte. Auch hat Madame Allart, trotz ihrer für eine Frau seltenen Gelehrsamkeit, trotz der Anerkennung, welche ihre Schriften im Publikum, wie bei den ausgezeichnetsten Zeitgenossen gefunden, in ihren Bekenntnissen Nichts von dem unsagbar feierlichen Tone der Selbstschätzung, der in diesen Erinnerungen Madame d'Agoult's herrscht. Goethe sagt einmal, Jeder, auch der unbedeutendste Mensch, dürfe seine Memoiren schreiben; denn Jeder, der etwas von sich zu sagen habe, sei interessant. In diesem Sinne hat Kügelgen von sich geredet und uns Alle erfreut, ja entzückt. Hier aber geht durch die ganze Selbststudie, wenn auch unausgesprochen, das Bewußtsein einer großen literarhistorischen Bedeutung. Daniel Stern spricht immer ganz unbefangen von sich selbst, als ob sie Jean Jacques Rousseau oder Goethe, Alfieri oder George Sand wäre. Sie legt sich

---

war als sie, hat ebenfalls einen Band intimer Memoiren, unter dem sonderbaren Titel: „les enchantements de Prudence" hinterlassen, worin sie mit größter Offenheit ihre verschiedenen Liebesverhältnisse erzählt. Zwei Drittel des Buches sind sentimentalschwärmerischer Gallimatias; der Rest aber äußerst interessant. Vor Allem kommt die Persönlichkeit der Dame dabei als eine unwiderstehlich anmuthige, reizende und naive heraus, an der bei aller Gründlichkeit der Studien auch nicht eine Spur des Blaustrumpfes zu entdecken ist.

stillschweigend eine Wichtigkeit bei, die sie nun einmal doch nicht gehabt hat; und auf diese Weise tritt in ihr weder eine Individualität, noch eine Zeitströmung zu Tage, wie das bei so vielen Schilderungen viel unscheinbarerer Existenzen oft der Fall ist. Daniel Stern hat eben doch trotz ihrer bedeutenden Eigenschaften keinerlei Einfluß auf die geistige oder politische Geschichte ihrer Zeit und ihres Landes ausgeübt; und sie wird keine sehr tiefen Spuren in dieser Geschichte zurücklassen, wie sie auch bei Lebzeiten nie die Blicke der ganzen Nation auf sich gezogen. Dies ist sicherlich keine Rüge.

Das Beste und Feinste bleibt oft unbeachtet von der Mitwelt, selbst in Ländern wie Frankreich und England, wo die Anerkennung einer kleinen, stillen Gemeinde von wirklichen Kennern, Schätzern und Genießern des literarisch Guten sofort die Anerkennung des Publikum nach sich zieht. So ist Mérimée, so Beyle, so Musset erst spät aus dem Kreise der Feinschmecker in den der Vielesser übergegangen, während Lamartine und Hugo, Mme. Sand und Balzac von vornherein die ganze Nation mit sich beschäftigten. Daniel Stern hatte immer nur ganz vorübergehende Erfolge und zwar succès d'estime und succès de curiosité. Letzterer Art war die nun schon längst vergessene „Nélida," in der sie wie später Mme. Sand in „Elle et Lui," und Mme. Colet in „Lui" ihre eigne Sache in einem berühmten Verhältnisse vor dem Publikum plaidirte. Es ist dies die einzige Episode in Daniel Stern's Leben, die durchaus unschön wirkt. Nicht weil der Roman schlecht ist, wie der Mme. Colet's, während Mme. Sand's moralisch

unentschuldbares Werk wenigstens literarisch ein Meisterwerk ist; auch nicht allein weil die That unedel ist: man verzeiht der Liebesleidenschaft viel, wenn sie sich in ihr Gegentheil verkehrt; nein, weil, wie in Frau v. Stein's „Dido," der unerfahrenen, geschmacklosen Ausführung ein unschönes Gefühl, das der verletzten Eitelkeit und unkeuscher Rechthaberei zu Grunde liegt. D. Stern aber hatte nicht die Entschuldigung Mme. Colet's, welche ja nie weder gesellschaftliche, noch geistige, noch sittliche Vornehmheit gekannt hatte, und sie konnte nicht einmal, wie Mme. Sand, den mildernden Umstand eines unbändigen Temperaments und heftiger Leidenschaft anrufen. Schön und taktvoll hat H. de Balzac in seiner „Beatrix" (Béatrix ou les amours forcés), welcher Mme. Sand als „Mlle. des Touches" gegenübersteht, während Theophile Gautier, G. Planche, St. Beuve sich um sie bewegen, jenen Grundzug im Charakter Daniel Stern's hervortreten lassen, der in ihrem eignen Romane eben nicht schön und taktvoll hervortritt.

Eine wirkliche Anerkennung erndteten und verdienten die Geschichte der Februarrevolution, Dante und Goethe, der Aufstand der Niederlande; namentlich das erstere, denn letztere beide gehören zur Kategorie der trefflichen aber unnöthigen Bücher — subjektiv wie objectiv unnöthig —, während Ersteres eine wirkliche Lücke befriedigend ausfüllte, Vieles enthält, was sonst nicht zu finden ist und aus innerem Drange herausgeschrieben ist. Doch auch hier war die Anerkennung nur eine kühle: dem großen Publikum boten diese Werke nicht genug Alcohol und Nahrung; dem delikaten nicht ge-

nug Blume und Eigenartigkeit. Es war saubere, gewissenhafte Arbeit, die bei der Mittelclasse der Leser viel Anklang fand. Das sind aber gerade die Arbeiten, von welchen die Nachwelt am Wenigsten zu wissen pflegt.

Vielleicht das Bleibendste aller ihrer Werke wird wohl noch dieser Band Memoiren sein. Nirgends wird man die Gesellschaft der Restauration treuer und lebendiger geschildert finden, als hier; und fast hat man den Eindruck, als ob es recht Schade wäre, daß Daniel Stern so viel über Goethe und Dante, über die Februar-Revolution und den Abfall der vereinigten Niederlande geschrieben, und so wenig über ihre Zeitgenossen. Nach dieser Seite hin lag offenbar ihr Talent, das sie vernachlässigt hat, weil sie nach höherem Lorber trachtete und es unter ihre Würde fand, mit Geschmack, Feinheit und Scharfsichtigkeit zu — das Wort muß heraus — zu klatschen, wie es die Besten ihrer Landsleute nicht verschmäht haben zu thun. Wie reizend sind die Porträts des alten Tanzlehrers Abraham, der allein noch die großen Ueberlieferungen des vorigen Jahrhunderts im Menuet und Bückling bewahrt hat, das des trefflichen Abbé Gallard, des guten toleranten Priesters jener noch von keinem Fanatismus umdüsterten Jahre, das Sophie Gay's, der lärmenden Berühmtheit des Kaiserreichs. „Sie hatte noch den Gestus und den Accent desselben, den Reim Gloire und Victoire; den Turban auch, den Mameluckenturban, mit Ossian's Harfe, zu der man den „schönen Dunois" sang: ganz ein Generalstabsair, ein Schwadronenstaub, ein Säbelblitzen

im Sonnenstrahl, etwas Unerhörtes und Unbeschreibliches!" Madame de Sévigné hätte es nicht besser machen können. Und solcher Federzeichnungen ist das Buch, namentlich die zweite Hälfte, voll. Die kurze Charakteristik der ganzen Epoche, die den einzelnen Schilderungen vorangeht, gehört zum Trefflichsten, was man in der Art lesen kann. Ein eigenthümlicher Reiz der grande dame ruht auf dem Ganzen, aber einer grande dame, welche einmal den Bann gebrochen hat und mit Allem, was unser Jahrhundert an bedeutenden Menschen hervorgebracht, in Berührung gekommen ist. Wie die alten Douairières des Faubourg St. Germain, wie die Salons, die Konzerte, die Theater jener Zeit vor Einem aufleben! Und es war eine schöne Zeit.

Irgend ein Kritiker hat mir die Ehre angethan des Näheren nachzuweisen, wie ich heute Schwarz, morgen Weiß sage, weil ich einmal die Restaurationszeit als eine schöne beneidenswerthe, dann als eine traurige und bedauernswürdige bezeichnet habe. Vielleicht hat der gestrenge Herr doch bei aller Genauigkeit nicht genau genug gelesen. Wohl war es eine schlimme Zeit für das politische und nationale Leben Deutschlands und Italiens, die goldne Zeit der Kongresse und der Censur, der geheimen Verbindungen und der Zollhäuser, des Spielbergs und der Karlsbader Beschlüsse. Aber es war nicht überall so: in Frankreich und England war ein gesundes öffentliches Leben, wurde mit Geist und Feuer um die höchsten Interessen gestritten, für beide Länder sind die Jahre Royer-Collard's und Canning's auch in politischer Beziehung die schönsten und ruhm-

reichsten Jahre des Jahrhunderts geblieben; und wohl hat ein Nachgeborner wie Renan das Recht sich nach der „Heiterkeit" jener Tage zu sehnen, „wo die Hoffnung, die Freiheit, eine vornehme Herrscherfamilie alten guten und edlen Blutes über alle Dinge den weichen und warmen Strahl einer Frühlingssonne verbreiteten." Und so nüchtern kleinlich die Politik der deutschen und italienischen Regierungen jener Zeit auch sein mochte, selbst die unreifen, unklaren, unpractischen Bestrebungen der Patrioten und Liberalen Deutschlands wie Italiens hatten etwas Idealisches an sich, das noch jetzt die Märtyrergeneration jener Zeit mit einem poëtischen Heiligenscheine umgiebt.

Dann aber: die Politik ist nicht Alles: wer wird läugnen wollen, daß auch in Deutschland und Italien, geschweige denn in Frankreich und England, jene Zeit, welche noch so manche Tradition aus dem vorigen Jahrhundert herübergerettet hatte, an religiöser Duldsamkeit und Innigkeit, an gesellschaftlicher Eleganz und Anmuth, an poetischer Schöpfungskraft und philosophischer Forschung, daß sie namentlich an künstlerischem Leben reicher und frischer war, als irgend eines der folgenden Jahrzehnte: die Zeit Wessenberg's und Hermes', Heine's und Hegel's, der Malibran und der Sontag, Rahel's und Pückler's. Madame d'Agoult, selbst das Kind einer gemischten Ehe, wie sie damals in ganz Europa üblich waren, entwirft eine höchst treffende Charakteristik der religiösen Stimmung jener Tage und konstatirt ganz richtig, daß der fromme Eifer, der nach der Julirevolution in den vornehmen Kreisen Mode wurde und den

sie mit ihrem ruhigen Witze unbarmherzig geißelt, dem Adel der Restaurationszeit ganz unbekannt war, und wie mächtig damals noch die Geistesgewohnheiten des 18. Jahrhunderts waren, trotz Bonald und J. de Maistre, Chateaubriand und Lamennais. Der heiter unbefangene, sichere Ton, der in dieser Gesellschaft herrschte, ist verschwunden wie die Steifheit und Starrheit, welche den Hof der Herzogin von Angoulême charakterisirte: der importirte Sport hat die höfische Eleganz, die Klubs haben den französischen Salon getödtet, welche in Madame d'Agoult's Jugend noch in voller Blüthe standen, und welche sie meisterhaft heraufzubeschwören weiß, eben weil sie hier ganz ihre Bewußtheit und Befangenheit verloren hat. Weniger vernehmbar ist in ihren Aufzeichnungen das Echo der parlamentarischen Tribüne, der P. L. Courier'schen Satire, der Béranger'schen Lieder, der Lamartine'schen Klagegesänge, der ersten Oden V. Hugo's.

Dagegen dringt schon die heitere Kohorte des Virtuosenthums, die reichste, lebendigste, die je dagewesen, in die vornehmen Räume des Faubourg St. Germain ein, freilich noch als gesellschaftlich Untergeordnete, als die bezahlten Divertisseurs der vornehmen Herren und Damen. Aber Paganini führt den Bogen, das kleine Wunder, Franz Liszt, rührt die Tasten, Cherubini dirigirt das Konservatorium und Rossini schreibt den „Barbier", Rubini, Tamburini, Lablache sekundiren der Pasta, der Malibran, der Sontag; und schon hält man die Ausgezeichnetsten nach dem Gesange im gesellschaftlichen Kreise zurück. Etwas von dem unbeschreiblichen Reiz,

den die lieblichste Sängerin aller Zeiten von sich strahlte, und der selbst heute nach fünfzig Jahren noch die Züge des hausbackensten alten Philisters wie mit einem heitern Frühlingsglanze erhellt, wenn er von der anmuthigen Tochter des Andalusiers redet, etwas davon ergreift sogar die kühle Gräfin, wenn sie erzählt, wie die Sängerin, nach Beendigung des Concertes, gerne nach den anderen Künstlern zurückblieb und sich bei der Unterhaltung belebte. Doch muß auch sie im Grunde herhalten, um dem Porträt ihrer Rivalin als Folie zu dienen. „Sie (die Malibran) war originell wie ihr Talent. Sie zeigte keine Spur von Prätention und ich glaube, sie hatte keine. Ganz anders war Mlle. Sontag. Verdorben durch die Schmeicheleien Deutschlands, kaprizirt auf Vornehmheit und schöne Manieren, durstig nach Lob, noch durstiger nach Geld und von wenig Geist, suchte sie die große Dame zu spielen und fing es ungeschickt an. War sie für ein Konzert engagirt, so kam sie am Ende an, entschuldigte sich kaum, sang launisch, und hatte für ihre Bewunderer, wenn sie nicht Fürsten, Botschafter, Bankiers, Juden oder Direktoren der schönen Künste waren, nichts als Impertinenzen oder Schweigen."

Man sieht, es ist eine große Dame, die sich nicht zustellen braucht, welche das Porträt gezeichnet. Und solcher knappen, geschmackvollen, bisweilen recht mechanten Zeichnungen haben wir die Fülle hier: wir glauben in jener goldenen Jugendzeit unseres Jahrhunderts zu athmen und wir sind der Gräfin dankbar, uns nicht allein jene Zustände geschildert, sondern auch uns ge-

zeigt zu haben, wie eine selten begabte, in den feinsten Lebensformen aufgewachsene, klug aufhorchende und scharf zusehende Weltdame zu Werke geht, um ein solches Bild zu entwerfen; am Ende des Bandes aber angekommen, vergessen wir, daß die schöne, heiterweltliche Hofdame von Madame la Dauphine einst die unglückliche Idee gehabt hat, im Leben wie in den Schriften die Rolle einer Titanide, dann einer Diotima zu spielen, und daß sie ihre wahre Bahn erst gefunden hat, als es schon zu spät war. Fast zu spät müßten wir sagen; denn wir wollen über unserm Bedauern und Vermissen dessen, was die geistreiche Frau uns hätte geben können, nicht vergessen, was sie uns in diesem ihrem letzten Vermächtniß gegeben hat: ein Paar hundert Seiten ausgesuchtester Sittenschilderungen, voller Leben, Unbefangenheit, Anmuth und seltener Intelligenz.

M. Buloz.

Paris ist wieder um einen hervorragenden Vertreter der „Generation von 1830" ärmer geworden. Dieser war keiner der Himmelstürmer, welche die Gesetze des Parnaß oder des Staates umstürzen wollten, keiner der Apostel, die Religion und Gesellschaft zu erneuern unternahmen; er war kein Redner und kein Schriftsteller kein Staatsmann und kein Priester, und doch wird er am Ende eine tiefere Spur zurückgelassen haben als alle

die Romantiker, Saint-Simonisten, Neukatholiken und Parlamentarier von 1830. M. Buloz hat die „Revue des Deux Mondes" geschaffen.

Es ist schwer, die historische und nationale Bedeutung der „Revue des Deux Mondes," es ist unmöglich die Verdienste M. Buloz' um Gründung und Erhaltung dieser Zeitschrift zu überschätzen. Die „Revue" ist die permanente Literaturausstellung Frankreichs geworden, welche den Vorzug über den Kunstsalon hat, daß kein Parlament von Geschwornen, sondern ein aufgeklärter Despot über Aufnahme und Abweisung entscheidet, wodurch denn, da dieser Despot wirklich Despot ist, d. h. keinen Herrn über sich hat, weder in Gestalt eines Unterrichtsministers, noch einer Akademie, noch eines Verlegers, und da er seine Sache versteht, wie kein Anderer, nicht leicht etwas Schlechtes zugelassen wird um den Raum wegzunehmen, fast unmöglich etwas Gutes verweigert wird, das die Nation zu kennen ein Interesse hat. Daß bedeutende Leistungen vierzig Jahre lang, wie Schopenhauer's Hauptwerk, zwanzig Jahre lang, wie Gottfried Keller's Novellen, der Nation im großen Ganzen unbekannt blieben, ist seit dem Dasein der „Revue," oder vielmehr seit dem Siege der „Revue" im Kampf um's Dasein, geradezu eine Unmöglichkeit in Frankreich. Ich sage seit dem Siege; denn der Kampf war kein leichter: Buloz brauchte mehr als zehn Jahre, um die concurrirenden Organe aus dem Felde zu schlagen; womit die Fach-, Local- oder Parteizeitschriften nicht gemeint sind, welche ja ihre volle Berechtigung haben, neben dem Centralorgan; wie die Privatbanken neben

der Bank von Frankreich, welche den ganzen Handel des Landes regelt, garantirt und beschleunigt. Wohl ward Buloz von den Umständen begünstigt: Das ganze hochbegabte Stürmer- und Drängergeschlecht, das im „Globe" seinen ersten Waffengang gethan und seine bedenklichste Jugendtollheit ausgegohren hatte, trat zugleich mit der etwas älteren doctrinären Gruppe der „Revue française" — Broglie, Guizot u. A. —, mit welcher sie die politische Lage verband, in das neue Unternehmen ein, sicherte ihm so einen Stock hervorragender Talente und gab ihm zugleich die Richtung, welche auf lange hin die ganze französische Bildung fortreißen sollte. Da es nun den französischen Schriftstellern vor Allem darauf ankommt gelesen zu werden und das Bedürfniß einer hohen Zahlung erst in zweiter Linie in Rechnung gezogen wird, so ließen sich jene ersten Mitarbeiter auch später nicht durch die glänzendsten Anerbietungen weglocken. Die Mignet und Guizot, Thierry und Cousin, Villemain und St. Beuve, George Sand und A. de Musset, selbst der am Hungertuch nagende G. Planche, blieben bis zu ihrem letzten Athemzuge der „Revue" getreu. Sie aber lockten wieder die Generation von 1860: die Renan, Taine, Montégut, Scherer, Réville, welche es natürlich vorzogen neben so bewährten Waffenbrüdern zu kämpfen. Die Zeitschriften zweiten Ranges, welche daneben aufzukommen suchten und meist ein kummervolles Leben fristeten, spielten von da ab die Rolle, die unsere kleinen Universitäten gegenüber Leipzig und Berlin spielen: junge Talente übten sich und zeigten sich, manche vielleicht die Buloz erst abgewiesen hatte. Sah er sie aber gedruckt, so erspähte

sie sein immer waches Falkenauge sofort, riß sie aus ihrer Dunkelheit, wo sie der Nation noch Jahre lang hätten verborgen bleiben können, und stellte sie allen gebildeten Franzosen vor, indem er so beiden, den Lesern und den Verfassern, einen unschätzbaren Dienst leistete: denn dem Leser ersparte er den Zeitverlust des Wählens und Probirens, dem Schriftsteller gab er 100,000 Leser, und die gewähltesten Europa's: gelang es ihm nicht darunter sich ein Publikum zu erobern, so durfte er wohl nur sich selbst anklagen; ein deutscher Schriftsteller hat immer die Ressource sich zu trösten: ja, wenn man mich kennte! Der Einfluß auf die Bildung der Nation, den die „Revue" so gewonnen, ist ein außerordentlich großer und im Ganzen heilsamer: die Traditionen des französischen Geschmacks werden aufrecht erhalten und doch die Zeitströmung mit in's alte Bett aufgenommen; durch die Centralisirung und Beschleunigung des geistigen Umsatzes wird die Einheit der nationalen Cultur gewahrt und vor einem Herabsinken des Niveaus geschützt; vor Allem wird die geistige Thätigkeit stets in Athem, die Verbindung der geistig Producirenden mit den geistig Consumirenden stets in Gang erhalten, was kein kleiner Vortheil ist, selbst wenn eine Zeit verhältnißmäßiger Brache eintritt.

Denn eine Nation, so begabt und so thätig sie auch sein mag, bringt nicht alle Jahre vierundzwanzig Bände bleibender Literaturwerke hervor: ein großer Theil eines solchen Sammelbandes muß natürlich vorübergehender Natur sein: Unterhaltungs- und Tagesliteratur. Die augenblickliche Auskunft muß eine breite Stelle darin

haben; die Mittheilung wenig bekannter Thatsachen, selbst wenn sie nicht in künstlerisch vollendeter Form geschieht, muß ein Hauptzweck bleiben; ja selbst die producirende Mittelmäßigkeit, die auch ein Recht hat ihre Waare an den Mann zu bringen, indem sie die Lücken ausfüllt, die aufnehmende Mittelmäßigkeit, welche auch ihre sauber zubereitete, nicht allzusaftige Kost verlangt, vor Allem die gute Mittelmäßigkeit, soll ihr Feld haben, vorausgesetzt, sie verdrängt das Aechte nicht. Es ist aber das Verdienst des Gründers und langjährigen Directors der „Revue," ohne den sie nicht da wäre, oder doch nicht das wäre, was sie ist, allem Dem gerecht geworden zu sein, soweit man in menschlichen Dingen verschiedenen, fast widerstreitenden Anforderungen gerecht werden kann. M. Buloz hat die französische Bildung des 19. Jahrhunderts in eine handliche Form geknetet und in hunderttausenden von schmackhaften Wecken in's ganze Bürgerthum gebracht: heute verträgt der französische Gaumen und Magen kaum mehr eine andere Nahrung — und die Nahrung ist keineswegs eine schlechte, wenn auch manchmal eine etwas monotone.

Der unermüdliche Literaturhändler hatte als Korrektor in einer Druckerei begonnen, er ist das Ideal des Korrektoren geworden und eigentlich sein ganzes Leben über ein genialer Korrektor geblieben. Die „Revue des deux Mondes," in der er bald, kraft seines Willens und seines Wissens, Alleinherrscher geworden, hatte im Jahre 1831 bescheiden begonnen: er hinterläßt sie als eine finanzielle, politische und literarische Großmacht, mit der Jeder zählen muß, welcher irgendwie in Frankreich öffentlich

zu wirken beansprucht. Wenn ich vom Wissen M. Buloz's spreche, so muß das ganz fachlich genommen werden: der Mann wußte Nichts außerhalb seines Handwerks und, obschon er in seiner Eigenschaft als Korrektor seiner eignen Zeitschrift, über vierzig Jahre lang Jahr aus Jahr ein zwölf dicke Bände über alle denkbaren Gegenstände des menschlichen Wissens sorgfältigst gelesen hatte, blieb er doch stets von jungfräulichster Unwissenheit. Dagegen verstand er sein Handwerk besser als vielleicht je Einer das seine verstanden; und auch hier war es die Liebe zur Sache, welche ihm das Verständniß, das Verständniß, welches ihm die Liebe zu seiner Sache gab, wie es in allen Dingen der Fall zu sein pflegt, die man gut treibt. Worin nun bestand sein Handwerk, worin die Ueberlegenheit, mit der er es betrieb?

Vor Allem war und blieb M. Buloz Zeit seines Lebens ein sparsamer Schweizer. Schon lange, nachdem er mehrfach Millionär geworden, lebte er in der frugalsten, bürgerlichen Weise, nahm keine Droschke, wo er gehen konnte und deckte seine breitschulterige Hausknechtgestalt mit einem verschossenen Sammetrocke, der nie seine Identität wechselte, wie oft er auch geflickt worden sein mochte. Seine Wohnung war schlicht und einfach möblirt: nur ein herrliches, leider nur halbvollendetes Oelportraitchen von George Sand in ihrer jugendlichen Männertracht von Delacroix's Hand leuchtete Einem darin entgegen und verrieth, mit weß Geistes Kindern der Alte in seiner Jugend verkehrt. Seine Söhne hielt er knapp, und Alles in seinem Haushalte athmete eine gewisse Enge und Beschränktheit. Er war zugleich Haupt-

eigenthümer und Chefredacteur der „Revue“: er handelte daher stets mit dem Instinct des Eigenthümers und des Publizisten zugleich, wo sonst der Eine dem Andern Dinge zumuthet, die er nicht leisten kann. Buloz versöhnte diese scheinbar widerstreitenden Interessen in seiner Person; und der Eigenthümer kam gewiß nicht zu kurz dabei. Was er umsonst haben konnte, zahlte er sicherlich nicht aus falschverstandener Generosität. So vor Allem nicht den ersten Beitrag, den ein Schriftsteller, und wäre es Victor Hugo selbst gewesen, in seiner „Revue“ veröffentlichte. Die Ehre, zum ersten Male in so illustrer Gesellschaft zu erscheinen, mußte genügen — und genügte thatsächlich allen bedeutenden Schriftstellern Frankreichs in diesem Jahrhundert. Auch die Zahlung, die nach diesem Noviziat erfolgte, war und blieb eine ärmliche; dieselbe für alle. Das Glück — und der Blick — des Mannes war eben gewesen, von Anfang an die künftigen Größen der französischen Literatur, so lange sie noch wohlfeil zu haben waren, an sich zu ziehen, ihnen eine Oeffentlichkeit zu bieten, die schon damals nirgends sonst zu finden war und so die Arbeit der Einen mit der Gesellschaft der Andern zahlen zu können. Die Sparsamkeit ging aber weiter: es durfte keine leere halbe Seite in dem Bande sein und lieber fiel ein Absatz in dem Artikel unter seiner unbarmherzigen Scheere, als daß er das Honorar für eine Seite gezahlt, die nicht vollgedruckt war.

Auch das ständige Redactionspersonal war ein wenig zahlreiches, wenig kostspieliges, während die Zahl der freien Mitarbeiter sich auf Hunderte bezifferte. Lange Jahre hatte

er nur den unglücklichen Victor de Mars als Leser und Sekretär. Der starb über der Strapatze. Es wurde ihm kaum ein Nachruf von zehn Zeilen gewidmet. Nun suchte er sich auszuhelfen, bis sein ältester Sohn herangebildet sei; auch der starb ihm, gerade als er ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo er der „Revue" hätte nützlich sein können. Man sagt, er beweinte noch bitterer das Loos der „Revue" als das des Sohnes. War doch die „Revue" sein Alles: Geliebte und Gattin, Freundin und Tochter, sein einziger Gedanke bei Tag und Nacht. Kein Gang, kein Brief verdroß ihn, wenn's ihr Interesse galt. Noch in seinen späten Jahren — er ist vierundsiebzig alt geworden — machte der Mann zweimal im Monat die lange Reise von Savoyen, wo der zum Krösus gewordene Korrektor seine Güter hatte, nach Paris, am 29. und 13. jeden Monats. Da saß er dann und las alle Druckbogen von der ersten Zeile bis zur letzten, las, schnitt, strich, Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, aß selbst nur eilig mit seiner Familie in der Arbeitsstube. Kein Druckfehler entging ihm, keine zweifelhafte Orthographie und, entgingen sie ihm, verursachte die Scham ihm schlaflose Nächte. Meist war noch der betreffende Verfasser dabei zugegen und nun begann der hartnäckige verzweifelte Kampf zwischen dem Schriftsteller und dem Verleger, oft bis früh in die Morgenstunden. Und man glaube nicht, nur Anfänger hätten sich dieser Prokrustestortur unterwerfen müssen: selbst ein Guizot mußte sich die Lenden zur Vertheidigung seines Stiles, seiner Komposition, ja seiner Gedanken gürten. Oft kam's zu heftigen Worten, die der grobe Greis dann aber bald gut-

müthig wieder zurücknahm, und da der hartnäckige Alte zudem auch noch harte Ohren hatte, so hörte man oft das Kampfgeschrei bis unten in die Rue Bonaparte. Keiner, der nicht erschöpft und grollend aus diesem Streite geschieden wäre, Keiner, der sich nicht geschworen hätte, daß sei das letzte Mal — und Wenige, die nicht nach sechs Monaten, wenn sie ihre Arbeit bei ruhigem Blute wieder lasen, gefunden hätten, daß die scharfe Gärtnerscheere am richtigen Orte eingeschnitten und das Ganze dadurch gewonneu habe. Die Mittelmäßigkeiten vor Allen zogen Vortheil aus der Prozedur; wenigstens für den Augenblick, obschon dieselbe auf die Dauer die Saftlosen zu Grunde richtete und nur die mehr oder minder Markigen dabei gediehen. Aber für den Augenblick machte diese Kochkunst auch eine Wasserſuppe ganz genießbar, bis der Leser merkte, daß das Zeug ihn doch eigentlich nicht recht nährte.

Der Mann hatte seine eigenen Ideen über literarische Form; und zur Form gehörte auch die Pagination, die rechte Vertheilung der Absätze auf einer Seite, vor Allem der Titel. Der Titel mußte gleich den eingeschlafenen Philister aufrütteln. Ich erinnere mich, ihm meinen ersten Aufsatz (über „Johanna die Wahnsinnige" nach Bergenroth's Studien) unter einem unscheinbaren Titel gegeben zu haben. Wie ward mir, als ich das lachsrothe Heft in die Hand nahm und sah „Une Enigme de l'histoire," was sich dann als mein anspruchsloser Essay herausstellte. Auch mußte stets irgend welcher Vorwand angegeben werden, der zum Schreiben autorisirt hatte, neue Quellen, neue Bücher u. s. w. Vor

Allem mußte die Sache „Aktualität“ haben, und hatte sie sie nicht, so mußte man ihr künstlich eine schaffen. Dann verlangte er, daß jeder Aufsatz in Kapitelchen eingetheilt werde, denen eine allgemeine Einleitung vorangehen mußte. Für Manche ist diese Form eine Art Chrie geworden, die sie mechanisch ausfüllen. Es giebt gewisse Schriftsteller, die lebendige Revueartikelschreibmaschinen geworden sind; der Direktor schnitt die Stücke zu und die Nähmaschine fügte sie zusammen; man weiß genau bei der ersten Seite, was folgen wird und wie die Dinge sich folgen werden. Ebenso im Ausdruck. M. Buloz war kein Purist; aber er haßte Archaismen und Neologismen mit dem Instinkte der Selbsterhaltung; nur die langen Sätze konnten ihn noch heftiger in Harnisch bringen: er zerhackte sie sogleich in seinem Zorn. Er fand, der französische Stil käme sehr herunter: es gäbe heute gar keine Franzosen mehr, die französisch zu schreiben wüßten: es blieben nur noch zwei „Prussiens“ übrig, die es verständen; der Eine war Rudolph Lindau, der Name des Anderen ist mir entfallen. Man sieht, er war kein Pedant] und theilte das landläufige Vorurtheil der Franzosen gegen die fremden Barbaren keineswegs. Er war schwer zugänglich; war man aber einmal „de la Revue,“ so verging auch kein Monat, wo kein Bettelbrief des Alten an Einen kam, der dann ebenso geschmeidig wurde, als er unbiegsam war, wenn er einmal das Manuskript in Händen hatte. Auch liebte er nicht, daß man in ein anderes Blatt als seines schreibe: nur für das „Journal des Débats“ machte er eine Ausnahme.

Seine „Revue“ sollte vor Allem, ja ausschließlich der Mittelklasse der Geister wie der Gesellschaft als Organ dienen. Wie in der Form, so sollte im Wesen ein gewisses Maß des „Juste-Milieu“ herrschen; daher denn auch die Originale sich wohl einfanden, aber nicht recht in ihr zu Hause fühlten. Sie wollte weder von Materialisten noch von Klerikalen, von Republikanern oder Legitimisten etwas wissen und war auch in der großen literarischen Fehde der Dreißiger Jahre das Blatt der Mittelpartei. Hier nun liegt die schwache Seite des großen Organs der französischen Bourgeoisie: es hat einen neuen Klassizismus der schönen Literatur großgezogen, in dem aber, im Gegensatz zum Klassizismus des 17. Jahrhunderts, auch der Gedanke sich seiner Originalität begeben mußte wie die Form. Mr. Buloz hatte darin eine an Cynismus grenzende Offenheit: was liegt mir am Werth der Waare, wenn sie nur dem Käufer recht ist, sagte er geradezu. Und er kannte den Käufer und machte es dem Käufer recht. So ist es ihm gelungen, der Hoflieferant nicht nur der hohen geistigen Mittelklasse Frankreichs, sondern auch ganz Europas zu werden. Der „hohen“ sage ich mit Absicht. Nur das gute Mittelmäßige, vor Allem die literarische Falschmünzerei, welche sich den Schein des Aechten giebt, hat diesen augenblicklichen Erfolg in der sogenannten guten Gesellschaft, die das schlechte Mittelmäßige nicht ertragen würde. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß nicht auch wirklich Bedeutendes, Eignes, Neues in die „Revue“ gedrungen wäre, namentlich in den ersten Zeiten, als die Mérimée, Sainte-Beuve, Thierry noch thätige Mitarbeiter waren. Sie gehörten eben zu

jener großen Schule französischer Schriftsteller, welche die Kühnheit der Gedanken und die Eigenartigkeit der Anschauung in der unscheinbarsten maßvollsten Form der Tradition mitzutheilen wußten. Im Allgemeinen aber, namentlich in den letzten dreißig Jahren, war auch der Gedanke zahm wie die Form. Die Epigonen des Cousin'schen Spiritualismus sprachen Philosophie in einer Weise, die dem wohlanständigen Familienvater das Gefühl gab, daß er hoch über dem simplen Kirchgeher stehe und doch die „Grundlagen der Moral" nicht antaste. Sogar die Romane bewegten sich auf dem Terrain der untadelhaftesten Konvenienzmoral, die die gräulichen Laster unserer Gesellschaft nur schildert, damit man sich in seiner Tugendhaftigkeit vor ihnen bekreuzen könne und sehe, daß in dieser Welt am Ende doch immer das Gute siege, *αἰλινον*, das Gute siege!

Ebenso in der Politik, seit Eugène Forcade das Zeitliche gesegnet. So lange dieser französische Gentz unter der Drohung des Gerichtsvollstreckers, dessen Damoklesschwert Vater Buloz gnädig aufhielt, bis der betreffende Artikel fertig war, alle vierzehn Tage jene unerreichten politischen Uebersichten schrieb, die sich alle unsere Diplomaten zum Vorbilde hätten nehmen dürfen, war auch Buloz' Zeitschrift „quelqu'un"; denn der alte Krämer wußte wohl, wen er gewähren lassen mußte. Seitdem ist die Politik der „Revue" etwas verschwommen geworden. Nur das heutzutage obligate Antideutschthum, wie früher das Antirussenthum, bringt noch ein wenig Wärme und Leidenschaft in diese lymphatische Publizistik.

Doch giebt es immer noch eine große Rubrik, die Rubrik der objektiven Literatur — Reisebeschreibungen, national-ökonomische Studien, gemeinverständliche Mittheilungen wissenschaftlicher Ergebnisse, Aufsätze wie die Maxime du Camp's über die Organe von Paris und deren Funktionen, — wo der Leser, der außerhalb der Geschmackskonventionen und der Nationalleidenschaften steht und gerne mühelos ein wahres Interesse und eine aufrichtige Wißbegierde befriedigt, reichliche Nahrung findet. Und hier liegt die eigentliche kulturhistorische Bedeutung der „Revue des deux Mondes," deren Glanzperiode nicht zufällig mit der der großen beiden englischen Quarterly's zusammenfällt.

Es ist hart, es zu gestehen, namentlich für Leute, die selber Bücher schreiben: aber das Buch hat sich überlebt; nicht das Unterhaltungsbuch, nicht das Nachschlagebuch, nicht das gelehrte Buch, nicht das Schulbuch, aber das ernste Lesebuch der Gebildeten. Niemand hat dazu mehr Zeit in unserer eiligen Zeit und die Fülle des Wissenswerthen wächst zu überwältigend an. Sollten wir aber deshalb ausgestoßen sein von den Erzeugnissen der geistigen Arbeit unserer Zeit, die auf einem anderen Felde als dem unseren hervorgebracht werden? Soll der Kaufmann, der Abends vom Comptoir kommt, durchaus zur seichtesten Zerstreuungslektüre oder zum Journalartikel mit seinen fertigen Urtheilen verdammt sein? Soll der Historiker für immer aller Kenntniß dessen entsagen, was die wunderbare Entwicklung der Naturwissenschaften und der Mechanik in den letzten Jahrzehnten zu Tage gefördert? Soll der Naturforscher nicht die Gelegenheit ha-

bei, seine Gymnasialstudien bei der Leuchte der neuen Philologie und historischen Kritik zu revidiren? Soll der Militär gezwungen sein, den ganzen Darwin durchzustudiren, um zu wissen, wie er seine Hypothesen begründet? Man unterscheide doch zwischen einer kurzen kritischen Anzeige, die meist von Unberufenen verfertigt wird, welche die materielle Zeit nicht haben, die angezeigten Bücher alle zu lesen, und der eingehenden Arbeit eines Sachkundigen, der, schnell orientirt auf dem eigenen Terrain, rasch sieht, was ein bedeutendes Werk wirklich Neues bringt, oder, zurückschauend auf die Arbeit seiner jüngst vergangenen Jahre, die Hauptresultate derselben zusammenstellt. Welches ist der Gegenstand, vorausgesetzt, er ist gut gewählt und genau umschrieben, den man nicht in vierzig Druckseiten für den Laien erschöpfend behandeln kann? Welches ist das Originalwerk, von dem es nicht möglich wäre, dem in der Zeit Beschränkten den ganzen Gedankengang, das Quellenwerk, von dem nicht thunlich wäre, ihm die wichtigsten Thatsachen in vierzig Druckseiten mitzutheilen? Das würde eine Sünde sein, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt, sei's nun die „Divina Commedia" oder der „Faust", der „peloponnesische Krieg" oder der „Catilina." Es wäre vermessen, wenn der Leser einer Auseinandersetzung der Darwin'schen Theorie sich einbilden wollte, nun wisse er ebensoviel davon als der Zoologe von Fach. Allein davon ist gar nicht die Rede in einer „Revue," wie es die „Revue des Deux Mondes" war; wo es sich nur um die Belehrung des Laien handelte. Wer aber auf frühere Werke der Wissenschaft, nicht der Kunst, zurück-

blickt, der wird leicht sehen, wie wenig selbst von den epochemachendsten zurückbleibt. Welcher Deutsche der jungen Generation möchte ignoriren, was Hegel uns gewesen: aber wer wird seine dreißig Bände lesen, wie's noch Viele von uns gethan? Sie lesen eben eines oder zwei seiner Werke, meist die „Philosophie der Geschichte" und die „Aesthetik;" im Uebrigen halten sie sich an irgend eine Geschichte der Philosophie und — wissen soviel, wie ihnen als Gebildeten, nicht als Philosophen vom Fache, zu wissen frommt. Die gebildeten Laien aber sind für die Fachwissenschaft eine lebendige Nachwelt; sie verhalten sich zu ihr, wie unsere Söhne zu Hegel. Warum sollte ihnen die Gelegenheit, sich über ihnen ferner Liegendes aufzuklären, unter dem Vorwande der Beförderung der Ungründlichkeit benommen sein?

Das Hauptverdienst aber Herrn Buloz' war das, in seiner Zeitschrift eine Tribune hergestellt zu haben, welche seiner Nation als centrale Sprechhalle diente. Es ist heute gar sehr die Mode, namentlich in Frankreich selber, gegen die Centralisation zu predigen. Alles hat aber seine zwei Seiten. Es giebt geistige Leistungen, bei denen die Wirkung, das Echo nothwendig ist; und damit ein solches in der Nation existire, ist ein Resonnanzboden nothwendig. Ein solcher war und ist im höchsten Sinne und im höchsten Grade die „Revue des Deux Mondes." Sie besorgte die Aufrechthaltung des geistigen Zusammenhanges in der Nation, als die politische Tribüne verstummte, die Salons nicht laut genug mehr redeten, um draußen vernommen zu werden. Sie pflegte die großen französischen Geschmackstraditionen ohne be-

deutende originelle Talente auszuschließen, wenn sie sich nur halbwegs diesen Traditionen anbequemen wollten, und leistete so in erster Linie diesen Talenten einen großen Dienst; sie verhinderte die Zersplitterung der geistigen Kräfte der Nation und sie bot dem Producenten wie dem Consumenten einen stets offenen wohl versehenen Markt, wo Jeder sich nach Bedürfniß versorgte. Wollte Gott, wir hätten was Aehnliches! Ist eine Stadt einmal Großstadt geworden, so kann sie nicht länger auf zwanzig Märktlein ihre Nahrung zusammenlesen.

Doch wohin hat uns der Nekrolog des alten Herausgebers der „Revue" geführt! Der dachte wahrlich nicht an Alles das, was wir da eben auseinandergesetzt, als er dem Zeitgeiste und den Zeitbedürfnissen so entgegen kam, wie er's that. Der leitete seine Revue wie Herr Jourdan Prosa machte, sans le savoir. Sie war darum nicht schlechter.

M. Thiers.

Ein Rip van Winkel, der etwa am 31. Mai 1850 auf den Boulevards von Paris eingeschlafen und ebenda am 8. September 1877 wieder aufgewacht wäre, hätte wohl fortzuträumen gewähnt, wenn er, betroffen von der Bewegtheit der Straßen und der Menschen, in ein Kaffeehaus eingetreten wäre, den Kellner ausgefragt und die Morgenzeitungen durchflogen hätte. Nicht als ob er nicht schon vor seinem Schlafe Pariser Begräbnißmani-

festationen erlebt haben möchte; aber daß der populäre Mann, den man zu Grabe trage, Herr Thiers sei, der einst „die feile Menge" ihres Stimmrechts beraubt und den jetzt die Ueberlebenden der Junitransportirten, gleich dem auf's Roß gebundenen todten Cid, gegen die alliirten Heere dreier Dynastien in's Feld führten, das hätte ihn sicherlich in kein geringes Erstaunen versetzt. Noch verwunderter indeß würde sich der Schläfer die Augen gerieben haben, hätte er vernommen, die Leidtragenden, die sich um diesen Sarg drängten, seien dieselben Altrepublikaner, welche der Minister vom 11. October einst in der Rue Transnonain mit der Wucht seiner Kartätschen, im Palais Bourbon mit der Macht seines gesunden Menschenverstandes so unbarmherzig niedergeworfen; die Männer aber, so die Schnüre des Trauerwagens hielten, seien dieselben Neuliberalen, welche seiner Zeit den Geschichtsschreiber des Consulats nur als den eigentlichen Feind französischer Freiheit und Selbstverwaltung, als den verstocktesten Anwalt der Centralisation und des Concordats, der stehenden Heere und der Schutzzölle zu brandmarken pflegten. Sollte wirklich einmal die Macht der Wahrheit gesiegt haben? Sind die Gegner bekehrt? oder haben sie nur

„Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,"

weil sie *ihren* Gegnern den Ruhm nicht gönnen wollten, diese nationale Größe als ausschließliches Eigenthum ihrer Partei zu reclamiren und zu proclamiren? Aber wie? Die alten Parteigenossen selber stehen ja abseits: die Anhänger der Familie Bonaparte, wie die Getreuen des Hauses Orleans, die Männer der moralischen Ordnung, wie die Freunde des Vaticans haben

kein Wort — oder haben gar nur Schmähworte — für den Epiker der Kaiserzeit, den Minister Louis Philipp's, den „Burggrafen" der Rue de Poitiers, den Kämpen des weltlichen Papstthums, für den unermüdlichen Feldherrn, der einst ihnen Allen Stütze und Trost gewesen!

Es wäre wohl kaum allzuschwer nachzuweisen, daß nicht Thiers seine politische Religion gewechselt, wohl aber die Parteien um ihn her, unter dem Einfluß der von ihnen selbst geschaffenen Umstände, eine tiefe Wandelung erfahren, daß sie sämmtlich, von dem äußersten linken bis zum äußersten rechten Flügel, sei's aus selbstsüchtigen Beweggründen, sei's aus Leidenschaft, Schwäche oder Furcht, das Wesentlichste ihrer Ueberzeugungen geopfert und so den Mann, der in einem achtzigjährigen Dasein auch nicht eine seiner Jugendüberzeugungen aufgegeben, in eine Lage gedrängt haben, welche in so sonderbarem Widerspruche zu seiner ganzen Vergangenheit steht. Denn selten in der Geschichte bietet ein langes, thatenreiches Leben eine so vollkommene Einheit, wie sie das Leben des Mannes bietet, der seine Laufbahn unter dem Mißtrauen aller Parteien als stellungsloser Journalist und heißblütiger Vertheidiger der Revolution begonnen, im Schoße einer sichergegründeten Opulenz als einziger Bürge der Regierungsfähigkeit einer großen Partei beschlossen hat; eines Mannes, dessen Name bald gleichbedeutend mit gallischer Kriegslust, bald das Symbol des europäischen Friedens gewesen; der die Sache des Papstthumes am längsten vertheidigt und nie einen Fuß in die Kirche gesetzt; der mehr als Einer gethan, die napoleonische Legende lebendig zu erhalten und von

dem Erben seines Helden verbannt werden mußte; — des Jacobiners von 1825, des Juste-Milieu von 1835, des Reactionärs von 1850, des Republikaners von 1875. Selten auch war eine so vielseitige Persönlichkeit in sich zusammenhängender, als die des beweglichen Mannes, der gestern nur für Kunst, heute nur für thätige Politik zu leben schien; der bald ein ruhiger Forscher und Erzähler der Vergangenheit, bald ein schlagfertiger Kämpfer der Gegenwart zu sein wußte; der den Finanzfragen gleiches Interesse und gleiches Verständniß wie den Militärangelegenheiten entgegenbrachte; der als Redner, als Geschäftsmann, als Schriftsteller sich mit den Besten derjenigen Zeitgenossen messen durfte, welche nur eine dieser Thätigkeiten zum ausschließlichen Berufe ihres Lebens gemacht.

Diese Einheit darzuthun, braucht's keine neue Biographie Herrn Thiers', und ich darf wohl auf sämmtliche Zeitungen des Weltalls verweisen, welche am Tage nach dem Tode des alten Staatsmannes mit bewundernswerther Bereitschaft und noch bewundernswertherer Uebereinstimmnng in den Thatsachen, wenn nicht im Commentar zu diesen Thatsachen, den Lebensgang des kaum Dahingeschiedenen erzählt haben.*) Auch ist's sicherlich nicht nöthig, die Geschichte Frankreichs seit 1823 noch einmal zu erzählen, um den Einfluß des Mannes auf den Gang derselben in's rechte Licht zu stellen. Es ge-

*) Sollte man diese Zeitungen verlegt haben, so nehme man einfach das „Dictionnaire des Contemporains" zur Hand, wobei man noch obendrein den Vortheil haben wird, den Schlüssel zu jener merkwürdigen Bereitschaft und Uebereinstimmung der europäischen Tagespresse zu finden.

nügt, die Meinungen Thier's von 1825 und 1850 zu vergleichen mit denen von 1875 und nachzuweisen, daß seine Handlungen stets im Einklang waren mit den Ansichten, welche er theils in seinen Reden, theils in seinen Geschichtswerken über Politik und Nationalökonomie, Philosophie und Moral niedergelegt, diese officiellen Ansichten aber mit denen zusammenzustellen, die er im Leben, sei's gesprächsweise, sei's durch sein Thun, an den Tag legte. Eine solche Nachweisung des Zusammenhanges zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wie zwischen den verschiedenen Thätigkeiten und Fähigkeiten des Mannes wird dann von selbst ein Bild des Menschen, des Geschichtschreibers und des Staatsmannes ergeben, welches den Gegenstand von einer anderen Seite zeigen und so, ohne irgend welche Wiederholung, die Charakteristik ergänzen und bestätigen wird, die ich anderwärts von dem außerordentlichen Manne zu geben versucht habe.*)

I.

Die bewegte Geschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert hat viele Männer in den Vordergrund gebracht, welche in einer oder der anderen Hinsicht bedeutender waren, als Thiers; keinen, der mehr Franzose des 19. Jahrhunderts gewesen wäre. Und er war sich dessen vollkommen bewußt; nicht zufällig enthält sein politisches

*) In meiner „Geschichte Frankreichs von 1830—1870," sowie im ersten Band gegenwärtigen Sammelwerkes (unter dem besonderen Titel „Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts"), wo ich, namentlich in der letzten Auflage, Herrn Thiers ein ausführliches Capitel gewidmet.

Testament, mit wie unsicherer Feder es sonst auch geschrieben sein mag, feste Worte der Selbstzufriedenheit und der Zuversicht über sein Jahrhundert und seine Nation. Was die große Revolution gewollt, was der erste Consul verwirklicht, das hat Thiers sein Leben über verfochten, wie man nur seine eigene Sache verficht; denn er repräsentirte dieses neue Frankreich, wie ein König sein Land vertritt: er stand und fiel damit. Die Revolution und der erste Consul hatten sich die Aufgabe gestellt, ein festgeordnetes Staatswesen herzurichten, in welchem das Gesetz unbedingt und für Alle herrschte; wo dies Gesetz keinem Bürger Hindernisse in den Weg legte, wenn er sich Ansehen und Macht in Staat und Gesellschaft erobern wollte, die natürlichen Hindernisse jedoch, die den Kampf um's Dasein erschweren, ganz unberücksichtigt ließ. Aber die Revolution „war nicht die Freiheit und sollte nicht selber die Freiheit sein. Sie war ein großer Kampf gegen die alte Ordnung. Nachdem sie dieselbe in Frankreich besiegt, mußte sie sie in Europa besiegen; allein ein so heftiger Kampf ließ weder den Geist noch die Formen der Freiheit zu;" und Bonaparte „kam nicht, die Freiheit zu gründen, welche noch nicht existiren konnte, sondern die Revolution fortzusetzen unter monarchischen Formen" (Worte Thiers' am Schlusse der Revolutionsgeschichte, 1827). Sieht man sich nun die Revolution näher an, so wird man finden, daß ihr eigentlicher Zweck die Zerstörung der alten Ordnung und die Gründung einer neuen, das Heraufkommen des tiers-état war. Alles Andere war ihr im Grunde gleichgültig: sie dachte nicht daran, eine locale Selbstverwaltung

wie in England, die freie Kirche wie in Amerika, ein Volksheer, wie Preußen es 1813 herstellte, einzuführen; so unhistorisch war sie keineswegs, was man auch über ihren Rationalismus und Radicalismus gesagt haben mag. Sie wollte durchaus die Ueberlieferungen Altfrankreichs nicht aufgeben, weder in der auswärtigen, noch in der inneren Politik. Der Inhalt dieser Politik, d. h. die Aufgabe des Staates, sollte dieselbe bleiben; aber die alten Formen sollten vereinfacht, systematisch geregelt werden, Ordnung, Rechtschaffenheit, vor Allem Verdienst an die Stelle der Unordnung, der Corruption und der Gunst treten; keine der Functionen des Staates sollten mehr von Privilegirten geleitet werden, alle jedem Bürgerlichen zugänglich sein; das Wort vom Marschallstabe in der Patrontasche des gemeinen Soldaten sollte überall im Staate gelten, jeder Franzose, wo ihn auch der Zufall habe geboren werden lassen, das Recht und die gesetzliche Möglichkeit haben, es zum Oberrichter, zum Erzbischof, zum Präfecten, zum General, ja zum Minister zu bringen. Dies Ziel erreichten denn die Revolution und der erste Consul auch vollständig, und ein solches Staatswesen, wenn schon augenblicklich etwas entstellt, fand der junge Thiers vor, als er vierundzwanzigjährig seine Laufbahn begann (1821). Vielleicht wäre er bei seiner Begabung und bei seinem Ehrgeiz auch unterm alten Régime durchgedrungen, wie Colbert durchdrang ohne dem Waffen- oder Gerichtsadel, ja auch nur der hohen Finanz anzugehören; wahrscheinlicher wäre er Commis, vielleicht Intendant geworden und hätte für einen vornehmen Minister gearbeitet, der sich mit dem

Talent seines bürgerlichen Secretärs gebrüstet hätte, wie der Erzbischof von Granada mit den Homilien Gil Blas'. Er hätte die Sache gehabt, aber nicht den Namen; und das französische Bürgerthum wollte Beides.

Thiers nannte sich gern mit einer gewissen Ostentation einen schlichten Bürgersmann, und ein schlichter Bürgersmann ist er in der That geblieben sein Leben lang. Welche Titel und Würden hätte er nicht haben können! Er aber wollte einfach M. Thiers bleiben, nicht einmal Thiers wie Lamartine, Berryer, V. Hugo, sondern M. Thiers. So auch war seine ganze Erscheinung und Lebensführung. Zeigte sich der kleine Mann, mit der Brille auf dem feinen, aber vollen Gesichte, dem kleinen Bäuchlein, dem tadellosen Stadtanzuge, begleitet von seiner Ehehälfte, Schwiegermutter und Schwägerin in bescheidener Nachmittagstoilette, so dachte man weit eher an die Gesellschaft der Romane Paul de Kock's, als an die vornehmen Kreise, in die uns Balzac gern einführt. Sprach er nun, lauschte man hingerissen seinem Redefluss, so hatte man freilich den Eindruck, daß man's hier mit dem durchgebildetsten, unterrichtetsten, idealsten aller Bourgeois zu thun hatte, aber immerhin mit einem Bourgeois, dessen Ton so weit von der Schwerfälligkeit des Gelehrten, als von der Höhe des Aristokraten entfernt war. Und obschon ganz Natur, war dieser Ton doch bei ihm gewollt, jedenfalls bewußt. Denn Thiers kannte sich selber vollständig, und das Geheimniß seiner Erfolge war, daß er nur wollte, wozu ihn sein Geist, sein Charakter, sein Temperament, seine Geburt befähigten. Nie hatte ein Emporkömmling weniger Clientensinn: ein

Guizot sonnte sich in der Freundschaft eines Herzogs von Broglie und fühlte sich ein Größerer ob solcher Freundschaft; ein Cousin warf sich in die Brust und strahlte vor innerer Genugthuung, wenn er mit einem Großen der Erde verkehrte; niemand hätte auch nur eine Schattirung im Ton oder der Haltung M. Thiers' gefunden, ob er mit einem jungen Journalisten oder einem Löwen des Jockeyclubs sprach: es war stets dieselbe Unbefangenheit, ausgesuchte Höflichkeit, dieselbe Lebhaftigkeit. Nie auch affectirte er die geringste Feierlichkeit und würdevolle Vornehmheit:

„Es fehlten ihm
Die pathetischen Geberden."

Er hörte sich gern reden, sprach auch gern von sich selbst, hatte ein besonderes Vergnügen, Einem fühlbar zu machen, wie weit Herr Adolph Thiers Herrn von Bismarck, Fürst Gortschakoff, Lord Palmerston und gar Napoleon III., Herrn Rouher und Mr. Gladstone übersehe; aber diese Eitelkeit war eine durchaus harmlose, die nie lästig fiel, ihn nie von dem Gegenstande abbrachte, den er besprach, wie er denn auch nicht, wie sonst derlei unversiegliche Sprecher zu thun pflegen, am Klange seiner Worte Gefallen fand, sondern an der geistigen Gymnastik, welche er entwickelte, indem er einen Gegenstand von allen Seiten beleuchtete. Denn seine Unterhaltung war immer sachlich, und wo das Persönliche in's Spiel kam, stets wohlwollend: die Anecdote, der Witz, namentlich der Witz auf Kosten guter Freunde, hatten wenig Platz in dieser fortschreitenden Darstellung der Dinge, der Personen oder der Gedanken. Dabei

war er nie rhetorisch oder sentimental, weder im Ausdruck noch in der Sinnesweise. Umsonst hat geschmackloser Parteigeist versucht, dies anspruchslose Bild zu verwirren und die conventionelle Theatermaske des hochherzigen Patrioten, des begeisterten Freiheitsapostels, des empfindsamen Volksfreundes an die Stelle zu setzen: in der Geschichte wie in dem Andenken der Zeitgenossen wird M. Thiers fortleben als der „petit bourgeois," der Vaterland, Freiheit und Volk geliebt hat „sans phrase." Freilich war ihm das Volk nicht gleichbedeutend mit „le peuple" der Straßen, gegen das er recht im Gegentheil einen gewissen Bürgerhochmuth fühlte und oft heraushängte, der es ihm denn auch leicht machte, die nothwendigste Tugend des Staatsmannes — die Gleichgültigkeit gegen Unpopularität — zu üben; doch übte er auch diese eher mit der Sorglosigkeit eines Cavour, als mit dem herausfordernden Tone eines Guizot oder Bismarck und mehr dem Pöbel, als, wie diese, den Mittelclassen gegenüber; denn es wird dem durch eine Kluft vom Volke getrennten Hochadligen leichter sich mit dem niedersten Stand in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen, als dem Bürger, der immer fürchten muß, die leichte Schranke, die ihn von der Menge trennt, möchte einbrechen; wie ja auch der Aristokrat der Bildung dem Volksinstinct wohlwollender und verständnißvoller gegenübersteht, als der meist rationalistisch gebildete geistige Mittelstand.

Auch seine Lebensgewohnheiten waren die eines fleißigen Bürgersmannes, eines Städters von Geburt, Gewöhnung, Bedürfniß. Schon früh halb Sechs pflegte er, zur Zeit, wo er der thätigen Politik fern blieb, wie

jeder Kleinbürger Frankreichs von Bayonne bis Dünkirchen, seine Schale Kaffee und Milch zu trinken, um dann sechs Stunden ununterbrochen zu arbeiten. Ein kräftiges Mahl mitten am Tage, nach altfranzösischer Sitte, und ein mehrstündiger Mittagsschlaf stellten bald das Gleichgewicht in dem nervenlosen Körper her, und wenn M. Thiers um vier Uhr Nachmittags, im dunkelgrünen, reinlich gebürsteten Röcklein und mit wohlrasirtem, lächelndem Antlitz auf den Boulevards spazierte oder den Abend im Salon verplauderte bis Mitternacht, so hätte ihm Niemand angesehen, daß er sechs Stunden angestrengter Geistesarbeit hinter sich habe: war ihm ja doch die Arbeit die Grundlage seines ganzen Daseins; die regelmäßige, wohlgeordnete, stetige Arbeit des Bürgersmannes, dessen Leben sie ausfüllt, nicht die zufällige Arbeit des Edelmannes, den Langeweile, Ehrgeiz oder augenblickliches Interesse an das Pult führen. Denn wie seine Erziehung und Lebensweise, so war auch seine Sinnesweise die des reichen Bürgers. Thiers konnte nie in einem Sinne den Parvenu verleugnen: und er wollte ihn nie verleugnen; er war stolz auf den Titel, als solcher fühlte er sich, den Vertreter des ganzen französischen Bürgerstandes, den die Revolution heraufgebracht. Der Vornehme mag darin eine Rüge sehen, wie der Bürgerliche ja auch gern mit der Bezeichnung „Aristokrat" einen nachtheiligen Sinn verbindet: Thiers nahm die Bezeichnung als die richtige hin, als die Constatirung einer Thatsache, welche des Guten mehr hat als des Schlimmen; denn er war nicht aus seinem Stand herausgetreten, um emporzukommen, wie etwa der zum Lord

Beaconsfield gewordene Benjamin Disraëli, er war mit seinem Stande emporgekommen zu Reichthum, Macht und Einfluß. Aber Thiers war so wenig ein Parvenu, der die Träger ererbter Stellungen verachtete, als einer, der sie beneidete: er war von Anfang an im Privatleben wie als Politiker und Geschichtschreiber ein Mann der Wirklichkeit, der alles Seiende anerkannte. Wie er sich in keine vornehme Gevatterschaft eindrängen wollte, so kam es ihm auch nie in den Sinn, sie mit demokratischer Eifersucht niederziehen zu wollen; schon als zwanzigjähriger Jüngling gab er Jedem, was ihm gemäß der Sitte oder dem Gesetz zukam, ohne zu feilschen; er selber aber verblieb in dem Stande, in welchem er geboren war, diesem wollte er Ehre machen.

Sein erstes Werk war bekanntlich für ihn zugleich das Mittel, durch welches er zu Ansehen, Ruhm und Einfluß zu gelangen gedachte, und die Rechtfertigung der großen Umwälzung, welche seinem Stande die Thore zur Herrschaft des Staates erschlossen. Eine Rechtfertigung der Umwälzung, nicht der Männer, die sie durchgeführt, noch weniger der Mittel, durch welche sie durchgeführt worden. Dies erklärt den beispiellosen Erfolg des Buches und seines Verfassers, einen Erfolg, wie ihn nur Macauly fünfundzwanzig Jahre später wieder erleben sollte, und wie er in unserem zusammenhangslosen Vaterlande selbst für eine anerkannte Berühmtheit, geschweige denn für einen gestern noch unbekannten Jüngling, geradezu unmöglich wäre. Ueber 150,000 Exemplare wurden in wenig Jahren abgesetzt; man sprach eine Zeit lang von nichts Anderem. Der wissenschaft-

liche und literarische Werth, auch wenn er größer gewesen wäre, als er in Wirklichkeit ist, genügt nicht, einen solchen Erfolg zu erklären. Die Sache war, das ganze Bürgerthum Frankreichs, das noch eben erst die Milliarde Entschädigung an die Emigranten hatte zahlen müssen, das sich noch nicht im Besitze der Nationalgüter sicher fühlte, das das Kirchenfrevelgesetz hatte hinnehmen müssen, fühlte mit einem Schlage das tua res agitur und erkannte sofort in dem kühnen Jüngling seinen Verfechter. Zu dem großen Vortheile aber, den immer der Resonnanzboden eines großen nationalen Mittelpunctes bietet, — einem Vortheile, dessen ein deutscher Schriftsteller so ganz verlustig geht — gesellte sich gerade damals noch die seitdem aufgelöste Coalition der studirten Leute und des reichen Bürgerthums, die beide durch die Anstalten der Université in den revolutionären Vorurtheilen und Leidenschaften aufgezogen worden und sich nun verbunden mit jugendlicher Begeisterung gegen Adel und Geistlichkeit wandten. Als der letzte Band (1827) erschien, war der dreißigjährige Thiers ein gemachter Mann. Doch fühlte er schon damals, daß die materielle Unabhängigkeit nöthig sei, um eine solche Stellung dauernd zu behaupten, und suchte mit dem Instincte des für das öffentliche Leben Geborenen sich ein Vermögen zu gründen: nicht um der Eitelkeit oder der Genußsucht zu fröhnen — Niemand hatte geringere Bedürfnisse und strebte weniger nach äußerer Auszeichnung als Herr Thiers —, sondern um einen Rückhalt zu haben, eine competency, wie die Engländer sagen, die gar nicht begreifen, wie man ohne solchen Rückhalt

thätige Politik treiben mag. Daß auch „die Frau" in dieser Carrière nicht fehlte, ist charakteristisch: Thiers wäre nur ein halber Franzose gewesen, wenn er unter dem Vorwande, ein Bürgersmann des neunzehnten Jahrhunderts, kein Adeliger des alten Régimes zu sein, diese Bundesgenossenschaft verschmäht hätte. Allein er brauchte noch mehr. Mitarbeiter, dann, Dank Talleyrand's Unterstützung, Director des „Constitutionnel," war er doch nicht ganz Herr in diesem Blatte, das, wie alle Organe welche die Zeit gehabt tiefe und weitverbreitete Wurzeln zu schlagen, vielerlei Rücksichten zu bewahren hatte. So gründete er mit Carrel und Mignet den „National" als Angriffsbatterie gegen das Ministerium Polignac, dessen Triumph ihn auf immer von der thätigen Politik ausgeschlossen hätte. Nach dem Siege, den er mehr als irgend ein Anderer vorbereitet, benutzte er die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, um sich Geschäftskenntnisse zu erwerben, und obschon er Laffitte vollständig übersah und schon jetzt zur conservativen Seite hinneigte, nahm er die Stelle des Unterstaatssecretärs für die Finanzen an, um Baron Louis' theoretischen Unterricht praktisch zu vervollständigen. Es blieb ihm nur noch ein Sitz in der Kammer zu erobern, um auf eigenen Füßen zu stehen, und mit gleichen Karten das Spiel um die Macht zu beginnen, das, wie er wohl ahnte, sein Lebenselement sein sollte. Einmal in der Kammer, fand er nach kurzem Tasten seine Tonart und den Weg zu den Gemüthern seiner Collegen. Ende des Jahres 1831 war der vierunddreißigjährige Mann, der vor zehn Jahren seine Laufbahn in einer Mansarde begonnen hatte, einer der

miniſterfähigen Staatsmänner Frankreichs, und zwar einer der fünfe, welche auf die Premierſchaft Anſpruch machen konnten.

Nur dem frühzeitigen Realismus, mit dem er die Dinge und Menſchen anſah und der keineswegs die Wärme noch die Redlichkeit der Geſinnung ausſchloß, dankte er ſo raſchen Erfolg. Dieſer Sinn für Wirklichkeit, mehr noch als ſeine Gutmüthigkeit und natürliche Billigkeit, bewahrte ihn auch von vornherein vor der heftigen Leidenſchaft, welche das Benehmen und die Sprache ſo vieler franzöſiſcher Politiker verunziert. Er hegte keinen Haß gegen ſeine politiſchen Gegner oder gegen die Nebenbuhler und Feinde ſeines Vaterlandes; ſo lebhaft er im Kampfe war, er ließ ſich nie vom Zorne fortreißen; ſo untrüglich ſein Gedächtniß war, er trug nie Etwas nach, und er hatte kaum ein Verdienſt dabei, er wußte nicht, was Nachtragen war: als er Präſident der Republik wurde im Jahre 1871, war eine ſeiner erſten Maßregeln, Herrn Lanfrey, der wenig Jahre vorher ihn auf's Schonungsloſeſte und ohne irgend eine Herausforderung angegriffen und verſpottet hatte, zum Geſandten in Bern zu ernennen. Auch in der Politik wollte er kein Nachtragen: unerbittlich ſollten die Feinde der Ordnung niedergeſchlagen werden, um jeden Preis der Obrigkeit Recht und Gewalt bleiben; war das aber erlangt, ſo ſollte auch das Vergangene vergangen ſein: ſchon im Juni 1871 wünſchte er alle Verfolgungen gegen die Communards — mit Ausnahme der Mörder der Generale und der Geiſeln — einzuſtellen, eine allgemeine Amneſtie zu verkünden; er ſcheiterte an dem Widerſtande der Alt-

republikaner, J. Favre's, der der Racheſtrömung der öffentlichen Meinung nicht zu widerſtehen wußte, J. Simon's, der das Bedürfniß fühlte, der conſervativen Mehrheit ein Pfand ſeiner eigenen conſervativen Geſinnungen zu geben, Duſaure's, dem ſeine „natürliche Härte" nicht erlaubte Milde zu üben, Victor Lefranc's, der die Heirathsverbindungen ſeiner Kinder durch ein Nachgeben gefährdet glaubte. Thiers blieb allein mit ſeiner ſeltenen politiſchen Kunſt des Vergeſſens.*) Er nahm eben Menſchen ſowohl als Dinge, wie ſie ſich ihm darboten, ohne ſeinen perſönlichen Gefühlen zu erlauben, ihn irrezuleiten. Gewiß haben wenige Staatsmänner ein lebhafteres Gefühl der franzöſiſchen Größe und der Berechtigung franzöſiſchen Einfluſſes gehabt; aber er fand eben ſo natürlich, daß England, Rußland, Preußen ähnliche Geſinnungen hätten, und ſah herab auf die Schreier, welche die Herrſchſucht Englands, die Ländergier Preußens, die Eroberungsluſt Rußlands brandmarkten, „als ob nicht alle Nationen ſich ein gewiſſes territoriales Ziel ſetzten, ein mehr oder minder legitimes, ein mehr oder minder entferntes Ziel, nach welchem ſie mit mehr oder minder Klugheit, Gewandtheit, Schonung für Andere ſtreben, die aber darum doch der bleibende Beweggrund ihrer Anſtrengungen iſt!" Immer ſuchte er zuerſt die wirklichen Verhältniſſe zu kennen, ehe er urtheilte, und

*) Siehe E. Crawfords Mittheilungen im Novemberheft des Mac Millan Magazine. 1877. M. Thiers: a sketch from life by an English Pencil. Thiers, ſagt die Dame, habe ihr geſagt, indem er ihr Obiges und Anderes mittheilte: „Je vous dis la vérité, comme si j'étais devant Dieu."

maß die menschlichen Dinge nie mit einem absoluten Maße: ein überzeugter Verfechter der Preßfreiheit, fand er doch Napoleon's Maßregeln gegen dieselbe „ganz gesetzlich und, Dank dem Geiste jener Zeit, beinahe unbedeutend; denn die Dinge haben nur durch den Geist, der herrscht, Bedeutung."

Aus diesem Anerkennen des Wirklichen, welches die Grundlage aller Billigkeit ist, entsprang denn auch die staatsmännische Mäßigung der Sprache, welche schon den enthusiastischen Jüngling auszeichnete und dem alten Talleyrand empfahl, der Anfangs den Schützling Lafayette's und Manuel's etwas mißtrauisch aufgenommen hatte, aber sofort durch des jungen Mannes realistische Beurtheilung des spanischen Feldzuges (1823) beruhigt und gewonnen worden war. Der alte Diplomat fühlte sofort, wie die ganze Nation es bald fühlen sollte, daß dieser junge, lebhafte Südländer ganz Herr seiner Leidenschaft war, und diese Selbstbeherrschung war es, welche ihm erlaubte, trotz der schwierigen Anfänge in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu erreichen, was er erreichte. Nie, auch nicht als zwanzigjähriger, unverantwortlicher Journalist, geschweige denn als Parteichef oder Staatsoberhaupt von reifen Jahren, hat Thiers sich dazu hinreißen lassen, von „barbarischen Horden" und „Elenden" zu reden, wenn er von dem regelmäßigen Heere eines feindlichen Staates oder von einer Partei des eigenen Landes sprach, die zwanzig Jahre lang im Namen Frankreichs geredet, gehandelt und verhandelt hatte; und auch als der Schmerz um sein gedemüthigtes Vaterland ihn zu überwältigen schien, redete er nur mit Würde und

Achtung von dem Kaiser von Deutschland, seinem ersten Minister, seinen Heeren; ja, selbst in den letzten Jahren, da die Entrüstung über das an ihm begangene Unrecht und über die Verleumdungen seiner Gegner wohl ein rauhes Wort entschuldigt hätte, sprach er doch immer nur von den Anhängern „de M. le prince Impérial.“ Er fühlte eben sehr wohl, und jeder Einsichtige fühlt es sofort mit ihm, daß die tribunicischen Maßlosigkeiten eines Léon Gambetta nicht nur Verstöße gegen den guten Geschmack sind, nicht nur schlechte Sprach- und Benehmensgewohnheiten verrathen, daß sie vor Allem eine Denk- und Gefühlsart beweisen, welche den, der sich ihnen hingibt, durchaus für die Staatsleitung unfähig machen, als worin die Verkennung und Mißachtung der Gegner ebenso gefährlich sind, wie im Kriege. Es mögen dies Fehler des Temperaments sein; aber es gibt eben Temperamente, die zur gesunden politischen Thätigkeit unfähig machen, wenn sie auch in Augenblicken revolutionärer Gährung einem Danton eine große, obschon nur ephemere Gewalt geben können. Ein gutes Geschick hatte Thiers vor einem solchen Temperamente bewahrt und dieser Ruhe des Gemüthes die Einsicht eines klaren Verstandes zugesellt. Kein Franzose dieses Jahrhunderts kann sich rühmen, sein Vaterland inniger geliebt, die Größe, den Ruhm, den Einfluß desselben wärmer gewünscht zu haben, als Thiers; aber er wollte die Macht seines Vaterlandes nur um große, reale Preise eingesetzt sehen: als die Regierung Barrot's wegen der Weigerung der Türkei, Kossuth auszuliefern, auf dem Punkte war, in einen bewaffneten Conflict mit Rußland und Oester-

reich zu gerathen, wandte er das Unglück durch seinen klugen Rath ab, denn er war damals der Berather des Prinz-Präsidenten, dem er sein erstes Ministerium gebildet hatte: „Wenn es zu dem Zwecke gewesen wäre," sagte er noch lange nachher, „die Oesterreicher aus Italien, die Russen aus Ungarn zu treiben, — meinetwegen! Aber Krieg für einen Hanswurst (polisson) wie Kossuth anzufangen! Nimmermehr!"*) Freilich behandelte er auch schon damals Louis Napoleon's Versuchung, für Piemont in den Krieg zu ziehen, als idealistische Don Quichotterie und von seinem Standpunkte aus mit Recht. Denn alle unsere modernen Stichwörter, wie Nationalitätsprincip, freie Kirche, Volksbewaffnung waren dem alten Realisten ebenso unverständlich als die Mazzini und Garibaldi, welche sie zu verwirklichen suchten. Stellte er sich doch 1849 an die Spitze der Bewegung, welche die römische Expedition, die Niederwerfung der Republik Rom, die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes zur Folge hatte.

Diese ungezierte Anerkennung dessen, was ist und

*) So sagte er selbst zu Nassau W. Senior, dessen äußerst interessante Unterhaltungen mit Thiers (1852) im October- und Novemberheft 1877 der Fortnightly Review veröffentlicht worden sind. Wer nur einmal mit Thiers gesprochen, kann an der Authenticität dieser Unterhaltungen nicht den geringsten Zweifel hegen, selbst wenn der Freund Tocqueville's nicht der wahrhaftige Mann gewesen, der er war. Thiers hatte selbst das Ministerium nicht angenommen und sich die Rolle eines Vormundes bewahrt, weil L. Napoleon noch Präsident war und er als ehemaliger Premier eines anerkannten Königs es mit seiner Würde unverträglich hielt, das Ministerium officiell zu präsidiren, ehe die Monarchie gesetzlich zu Gunsten L. Napoleon's wiederhergestellt sei.

war, trug dem Historiker frühzeitig den Ruf des Fatalisten, dem Politiker den des Renegaten ein. Thatsache ist, daß Thiers immer bestrebt war, das Bestehende zu halten, so lange es haltbar war und wirklich bestand, und daß er stets bereit war, auf dem gegebenen Schlachtfelde den Kampf anzunehmen. Das Einzige, was er nicht ertragen konnte, war, vom Kampfe ausgeschlossen zu sein, und nur weil er dies thatsächlich war, betrieb er unter der Restauration den Umsturz des Bestehenden. Noch eifriger betrieb er freilich den Umsturz der Republik im Jahre 1848, eben weil sie thatsächlich nicht bestand und nur einen leeren Namen bot, aber einen Namen, der ihm, als dem echten Bürgersmann, wie allen seinen Standesgenossen in jener Zeit, das Schreckbild von 1793 heraufbeschwor, und den die unerfahrenen und leichtsinnigen Führer der siegreichen Partei eben nicht zu Ehren zu bringen sich berufen zeigten. Dazu kam, daß er bei seiner damaligen Unpopularität nicht hoffen durfte, selbst Chef dieser Republik werden zu können, und doppelte Ursache hatte, die Wiederherstellung einer Regierungsform zu wünschen, unter welcher er vollen Spielraum für Entfaltung aller seiner Kräfte gefunden hatte. „Das Régime, welches untergegangen, war so recht eigentlich das seine," schrieb Sainte-Beuve in seinem Tagebuche. „Er hatte es mitgegründet; er hatte die Gelegenheit nicht finden können, es zu heben und zu ehren, wie er es gewünscht hätte, durch eine etwas hochherzige und nationale Regierung; er hatte ein Recht, zu glauben, dieser schon zwei Mal verfehlte Augenblick werde endlich wiederkommen, und er werde seine Stunde haben.

Diese Stunde entgeht ihm, und er sieht die Gesellschaft mit einem einzigen Ruck auf Abhänge gleiten, wo er mit seinen Geistesgewohnheiten und seiner Ideenordnung nicht mehr hoffen kann, sie zu erreichen."*) Daß die Dinge nicht bleiben könnten, wie sie im Frühjahre und Januar 1848 waren, lag auf der Hand. Ganz Frankreich war feindselig, die Ordnung in Paris gar nicht oder nur ganz gewaltsam aufrecht erhalten, die Regierenden durchaus unfähig. Daß Thiers unter solchen Verhältnissen „das Bestehende," welches sichtlich ein „Vergehendes" war, nicht zu halten suchte, bewies seine praktische Einsicht. Daß er nicht an die Herstellung der Dynastie Orléans dachte, welche „viele Sprößlinge, aber keine Wurzeln" hatte und schon vergessen schien, war sicher eine kluge Würdigung der Verhältnisse. Daß er die Wahl Louis Napoleon's begünstigte, ist in jeder Weise erklärlich, da sie ihm um so mehr als eine Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie unter einer volksthümlichen Dynastie erscheinen mußte, als dem Candidaten der Präsidentschaft der Ruf der Unbedeutendheit vorausging und er hoffen durfte, unter diesem Schattenkönige selber zu regieren. Darin irrte er sich; aber die Welt irrte mit ihm. Auch war es kein un-

*) So ganz unerwartet war die Katastrophe übrigens doch nicht für ihn gekommen; schon Ende December 1847 sah er einen Kataklysmus und dessen Folgen voraus, hielt Frankreich für verloren, die sichere Beute des Nordens — allerdings Rußlands, nicht Deutschlands, das er für „fertig" hielt —, und begehrte für sich selber nur noch eine Rolle, die ihm das Geschick denn auch vorbehielt, die Rolle Philopömen's, der sein untergehendes Vaterland vertheidigt. (Les Cahiers de Sainte-Beuve, p. 66.)

berechtigter Ehrgeiz, denn er wollte nicht gegen die Gesetze und mit Gewalt, sondern unter der Herrschaft des Gesetzes durch die Ueberredung regieren, und war sich bewußt, unter welcher Dynastie es auch sein mochte, nur dem Vaterlande zu dienen. Als er sah, daß der schweigsame neue Herrscher andere Wege einschlug, seiner zu entrathen und mit ihm die parlamentarische Regierungsform aufzugeben entschlossen schien, wandte sich auch Thiers von ihm ab. Doch selbst nach dem Staatsstreiche, der ihn in's Gefängniß und in die Verbannung führte, den er aber dieserhalb durchaus nicht mit der sittlichen Strenge verdammte, mit der ihn Andere, welche er verhindert hatte selbst einen Staatsstreich auszuführen, verurtheilten — selbst nach dem Staatsstreiche zeigte er sich geneigt, ein Ministerium zu bilden, wenn die Regierungsform eine parlamentarische sein würde; und erst als er darin gründlich enttäuscht worden war, wandte er seine ganze Thätigkeit wieder dem Studium der Vergangenheit zu. Kaum aber erscholl 1863 wieder die Fanfare, als er auch zu den altbekannten Fahnen eilte und seine zweite Jugend wieder fand. Als gar das ganze System von 1830 wieder aufzuleben schien unterm „liberalen Kaiserreich," war wiederum Thiers der Erste, der ohne Groll, ohne Recriminationen sein Idealrégime annahm, welche Hand es auch bieten mochte, seine jüngeren Freunde (z. B. Prévost Paradol) zum Anschluß trieb, selber hoffnungsvoll in die Reihen trat. Denn voll athmete er nur in der parlamentarischen Arena, wo er seine berauschendsten Siege erfochten, wo er alle seine Kräfte einsetzen konnte; und so unparteiisch, so mäßig, so objectiv

Einer sein mag, das Persönliche wirkt immer ein auf die Gestaltung seiner Ideen und Systeme, und es soll darauf wirken. Wer weiß, ob Schopenhauer Pessimist geworden wäre, wenn er „den Lorbeer und die Gunst der Frauen" zeitig geerntet und nicht an der Leber gelitten hätte? ob Thiers der überzeugte Parlamentarier gewesen, wenn der Ehrgeiz nicht das treibende Princip seiner Natur, das Wort nicht seine natürliche Waffe gewesen wäre?

Denn ein Redner war der kleine Mann vom Wirbel bis zur Zehe; ganz er selbst war er nur auf dem Turnplatz des Wortes, im Parlamente. Wie das Streitroß im Buche Hiob wiehert beim Ertönen der Trompete „und riecht den Streit von ferne," so verjüngte sich Thiers um ein Menschenalter, als er 1863 nach zwölf Jahren Ausspannung wieder in die Rennbahn des Palais Bourbon trat. Aber auch als Redner, gerade als Redner, war's der schlichte, natürliche, lebhafte französische Bürgersmann, der sich nur selber zu geben brauchte, wie er war, um Alle fortzureißen, und das schon als ganz junger Mann, gegen 1831 als er noch lange nicht die Autorität hatte, die Alter und eingenommene Würden ihm in den sechziger und siebziger Jahren verschafften. Schon damals war er, so scheints, was wir ihn gesehen haben: keine Spur vom leidenschaftlichen Tribunen, aber auch Nichts von falscher Senatorenwürde: weder commediante noch tragediante, wie Pius VII. Napoleon den Großen abwechselnd nannte, sondern der unversiegliche Gesprächskünstler, der er daheim war im Wohnzimmer auf der Place St. George.

Thiers schien Alles gegen sich zu haben, wenn er mit einem Barrot, einem Guizot, oder gar einem Berryer zu wetteifern versuchte. Erschien er auf der Tribüne, die ihm bis zur Brust reichte, nippte an seinem Glase Rothwein, das stets zu seiner Rechten stand, zog sein großes weißes Schnupftuch aus der Tasche, entfaltete es, putzte seine Brille, faltete es wieder sorgfältig zusammen und legte es auf seine Linke neben sich; begann er dann endlich, wenn Alles ruhig war, mit seiner schnarrenden Stimme, indem er seine Aermchen bewegte und mit seiner Habichtsnase nickte, so konnte man sich wirklich des Gedankens an Freund Pulcinello nicht erwehren; aber es dauerte nicht lange, so war das Alles vergessen, man folgte gefesselt diesem unwiderstehlichen Strome, dessen durchsichtige Fülle Alles mit sich fortriß. Es war nicht Berryer's pathetische Wärme, nicht Dufaure's unentrinnbare Argumentation, nicht Guizot's blendende Vornehmheit, des Ausdrucks mehr als des Gedankens; recht im Gegentheil blieb der kleine Mann stets beim schlichtesten sermo pedestris; seine Beweisführung ließ viel zu wünschen übrig und seine Gedanken glichen oft recht abgetretenen Gemeinplätzen, die er mit großer Selbstzufriedenheit ausspann, als wären es die tiefsten und neuesten Offenbarungen. Und doch! Stunden lang konnte man, ohne je zu ermüden, seinen langen Auseinandersetzungen philosophischer oder finanzieller und wirthschaftlicher Fragen lauschen; er kam zu dem Niveau eines Jeden herab, selbst auf die Gefahr hin, unter das Niveau der Mehrzahl seiner Hörer zu steigen; er wußte, daß „die Franzosen zu lernen lieben, was sie wissen,"

weil sie dann die Genugthuung haben, mit ihrem raschen Verständniß zufrieden zu sein, und er wußte, daß es Hunderte einfacher Dinge gibt, die Jeder zu wissen glaubt oder zu wissen vorgibt, die er aber sehr erfreut ist, wirklich kennen zu lernen, z. B. die Weise, wie eine Eisenbahnverwaltung functionirt, wie ein Etat festgestellt, wie eine Armee verproviantirt wird. So sprach er dann einen ganzen Nachmittag über, als stände er vor seinem Kamin, und man hörte und hörte, wie man liest und liest, wenn man seine endlosen Bände zur Hand nimmt: was er sprach, entstand eben vor Einem, es war nichts Fertiges, Todtes, das er brachte, er dachte alle seine Gedanken laut wieder. Was bei ihm anzog, was an ihn fesselte, trotz der mangelnden Tiefe des Inhalts und der keineswegs fehlerlosen Form, war die Persönlichkeit, die er jedesmal und an jeder Stelle voll einsetzte, die Allem Leben nnd Bewegung gab, auch dem Unbedeutendsten Bedeutung verlieh. Wie viel aber die Persönlichkeit vermag, wenn sie ganz in dem ist, was der Mensch thut, erinnere ich mich gesehen zu haben, als einst Thiers — es war noch vor der Wiederherstellung der Tribüne — von seiner Gesinnung sprach und ein Mitglied der äußersten Rechten, die ja auch ihre Gamins zählt, wie die äußerste Linke, ihm ironisch zurief: les convictions de M. Thiers! er sich aber weit vorbog, den Mann mit dem Blicke durch seine Brillengläser durchbohrte und mit schrillender Stimme rief: des convictions! oui Monsieur, des convictions! Todtenstille breitete sich wie im Nu über die ganze Versammlung; alle Blicke wandten sich nach dem übelberathenen

Unterbrecher, der verlegen und erbleichend zur Erde niedersah, als sei er auf einer bösen That ergriffen worden.

Die Ganzheit war Thiers' großes Geheimniß, wie das Geheimniß aller großen Persönlichkeiten. Er war nirgendwo halb, auch nicht beim Geringsten, und das Geringste interessirte ihn wie ein wißbegieriges Kind, das noch die Welt zu lernen hat; seine Blumen und seine Pferde nahmen seine Aufmerksamkeit ganz ebenso in Anspruch, als eine politische Maßregel, die zu ergreifen war, und jedes kleinste Naturphänomen erweckte seine Neugierde. An Nichts ging er vorüber, ohne es zu bemerken und eine Erklärung zu verlangen; dieser Erklärung aber lauschte er, als ob es sich um ein Finanzgeschäft handle, von dem sein Vermögen abhinge. So auch, wenn er selber redete und handelte, sei's, daß er im Verwaltungsrath der Kohlenwerkgesellschaft von Anzin für einen Tarifsatz, sei's, daß er im Gesetzgebenden Körper für „die nothwendigen Freiheiten" das Wort ergriff, sei's, daß er seine Vögel fütterte oder seine Kunstwerke für seine Sammlung auswählte: immer war er totus in illis.

Denn auch ein Kunstliebhaber war Herr Thiers, und für einen Kunstkenner hätte er gern gelten mögen. Schon als fünfundzwanzigjähriger Mann hatte er mit Aufsätzen über die Kunstausstellung von 1822 Aufsehen gemacht, wie elf Jahre früher Guizot mit einer Broschüre über den „Salon von 1810" vor's Publicum getreten war. Dieser kam natürlich mit seinen Theorien an die Kunst heran; Thiers war anschaulich gebildet. Schon als Student in Aix hatte er Gelegenheit gehabt, die nicht verächtlichen Kunstsammlungen einiger der alt-

parlamentarischen Familien zu studiren und sein Auge zu bilden. Seine ersten Urtheile waren von bemerkenswerther Freiheit; in der allgemeinen Eingenommenheit für die Classik wußte er den Kopf oben zu behalten, und während in Frankreich, wie in Italien und Deutschland, noch Alles bei der absoluten und permanenten Gültigkeit der Winkelmann'schen Theorien und der David'schen Praxis schwur, wußte er schon zu unterscheiden, daß das Verdienst dieser Schule vornehmlich ein historisches war, daß sie als eine Reaction gegen den verderbten Geschmack des 18. Jahrhundert, nicht als die ewige Regel der Kunst anzusehen sei. Schon damals machte er auf Delacroix' Barke Dante's, welche die Orthodoxen der Akademie gern in's Feuer geworfen hätten, aufmerksam, als auf ein Werk, in dem sich, trotz aller Einwendungen, die man dagegen erheben könne, eine bedeutende Individualität offenbare. Diese Einsicht in den Werth der Individualität bei Kunstwerken war es auch, welche ihn mehr zur Renaissance als zum Alterthum hinzog, deren abstracte Typen ihm keine besondere Sympathie abgewinnen konnten. Ja, er trieb in späteren Jahren diesen Werth der Lebensquelle, der Entstehungsspuren in den Kunstwerken so weit, daß er fast in die puerile Anschauung verfiel, mit der Ungebildete die Kunst aufzufassen pflegen. Ging er doch so weit, allen Ernstes zu behaupten, das Radiren sei die höchste Form der Kunst, weil hier die Inspiration nicht die Zeit habe zu erkalten, wie beim Maler und Bildhauer, die Strich um Strich, Schlag auf Schlag zu führen hätten! In dieser Absicht hatte er denn auch seine einzige Samm-

lung von Acquaforten angelegt, denen sich seine wundervollen Kupferstiche würdig anschlossen. Dasselbe dürfte kaum von seinen Gemälden und Sculpturen gesagt werden. Der Bourgeois verleugnete sich auch hier ebensowenig als das Kind des Museumsjahrhunderts. Er verstand es nicht seine Sammlung wachsen zu lassen, sondern hatte beim Beginnen der Anlage seinen vorgefaßten Plan, nach welchem er kaufte und bestellte, wobei denn natürlich die Copie der anerkannten Meisterwerke die Hauptrolle spielen mußte, ohne daß es dem Besteller einzufallen schien, daß es kein besseres Mittel gibt, ein Kunstwerk jenes einzigen Vorzuges der Individualität zu berauben, als es copiren zu lassen, und daß der Hauptgrund, warum die Antike ihm so allgemein vorkam, eben der ist, daß wir meist nur Copien haben, in denen jede Spur der Künstlerhand, welche das Gebilde schuf, verblaßt, ja verschwunden ist. Dabei war Thiers auch in Kunstsachen der ächte Franzose: was er nicht verstand, ließ er nicht gelten, und recht verstand er doch nur was französisch war: die Colonnade des Louvre stellte er über den Tempel von Paestum, und Racine zog er dem Homer vor. Da blickte denn doch der Mangel einer gediegenen humanistischen Bildung durch, welche eben die Inferiorität der französischen Bildung des 19. Jahrhunderts gegen die des 17. ausmacht.

II.

Wie in der Lebensführung und der Erscheinung, in der Rede und in der That immer der ganze Mensch bei Thiers zu Tage trat, so im Geschichtsschreiber. Es

war dieselbe Fülle, dieselbe Schlichtheit, dasselbe Leben. So wenig die Tribüne, welche ja so leicht auf die Sprecher wirkt wie Helm und Toga auf den Schauspieler, den kleinen Bürgersmann dazu verleitete, sich auf den Kothurn zu stellen, so wenig glaubte er es der Würde der Geschichte schuldig zu sein, den pathetischen Ton anzustimmen. Nicht als ob er von vornherein die schlichte Weise getroffen hätte: in den zwei ersten Bänden seiner Revolutionsgeschichte (1823), wie in den ersten parlamentarischen Reden (1831), verrieth sich noch der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts; aber der junge Mann sah mit raschem Takte ein, daß diese Rhetorik veraltet und wirkungslos war, daß die mächtigere und frischere Rhetorik des 17. Jahrhunderts außer seinem Bereiche lag, die leidenschaftlich bewegte seiner eignen berühmtesten Altersgenossen seiner persönlichen Begabung und seiner realistischen Auffassung nicht ensprach, und fortan schrieb und redete er im Conversationstone; je weiter er aber ging, desto ungezwungener ließ er die Worte von seiner Lippe und aus seiner Feder fließen. Die Revolutionsgeschichte, selbst in den letzen Theilen (1827) ist noch weit gehaltener, studirter in der Sprache, als das „Consulat und das Kaiserreich," namentlich als die letzen Bücher dieses Riesenwerkes. Ein solcher Stil hat natürlich alle die Vorzüge und alle die Fehler des Gesprächstones, und Nichts ist leichter als letztere aufzufinden. Eine gewisse Nachlässigkeit ist nicht zu verkennen, sowol im Satzbau, der oft in lange Aufzählungen ausartet, und zwar nicht durch Unklarheit, wol aber durch Ueberklarheit und Monotonie ermüdet, als auch in der Wortwahl, die

nicht immer so genau ist, als man wünschen möchte. Oft hinken die Bilder, sind die Antithesen schielend, wird Ungleichartiges als Gleichartiges zusammengestellt. Man hat viel gelacht in Frankreich über seine „Prusse placée entre le Hanovre et l'honneur," und man könnte hundert andere solcher Ungereimtheiten anführen; denn die zahllosen Seiten seiner Kaisergeschichte wimmeln davon. Schlimmer noch ist die Breite der Rede: Thiers schenkt uns Nichts; jeden seiner Gedanken theilt er bis in alle seine Deductionen mit, und jede Thatsache wird bis in alle ihre Einzelheiten erklärt; ja, die Wiederholungen häufen sich oft auf's Lästigste. Hier erkennt man den Redner, der sich wiederholen muß, sei's mit denselben Worten, sei's in anderen, um sicher zu sein, daß der Zuhörer ganz in seinen Gedankengang eingeht. Wenn aber der Redner es an den Augen und der Haltung seiner Zuhörer absieht, wo und wann die Wiederholung nöthig ist, fehlt dieser Regulator dem Schriftsteller, der also durch andere Mittel die Aufmerksamkeit und das Verständniß des Lesers zwingen muß: das vergißt Thiers nur zu oft.

Was ist's denn aber nun, das den Leser trotz alledem fesselt, ihm nicht erlaubt, den Band niederzulegen, wenn er ihn einmal aufgenommen. Thiers verschmäht es, seinen Stil durch Witz zu beleben, obschon er hier und da durch eine leise Ironie wohl andeutet, daß er auch diese Pfeile in seinem Köcher hat; fast nie bekommen wir unterhaltende Anecdoten zu hören; selten auch hält er inne in seiner Erzählung, um uns ein lebendiges Porträt zu zeichnen, obschon er auch darin Meister sein

könnte — man denke an die wundervolle Charakteristik Masséna's im VI. Bande*) —; er ist eben kein Psycholog und kein Maler; ihn interessirt nur das fortschreitende, sich entwickelnde Leben. Mehr schon liebt er es, durch Sentenzen, in denen er seine Staatsweisheit oder seine zuweilen recht kindliche Philosophie niederlegt, dem Leser etwas zu imponiren; doch auch hier hütet er sich zu blenden; er ist ein geschworener Feind aller Paradoxe wie aller überraschenden Ausdrücke oder Wortzusammenstellungen; manchmal erhebt er sich absichtlich zu einem gewissen Lyrismus und verläßt auf Augenblicke den gewohnten Soccus: nicht zu seinem Vortheil; der Leser lächelt oder überschlägt diese Seiten rhetorischer Ergüsse, welche so wenig zusammenstimmen mit der sachlichen Haltung des ganzen Werkes, denn diese gerade ist's, die, vorgetragen mit der Lebendigkeit des Südländers, uns anzieht und festhält. Ich sagte, sein Stil sei gesprochene Rede: darin liegt der Zauber; Alles ist Leben und Fluß, und wie wir einem lebhaft erzählenden Freunde nicht jede Incorrection, jede Wiederholung, jede kleine Geschmacklosigkeit aufmutzen, so vergessen wir auch hier, im Strome fortgerissen, daß dieser Strom manch' Unnützes, fast Störendes mitschleppt. Dazu gehört freilich, daß der Sprecher uns etwas zu sagen habe, und Thiers hat immer etwas zu sagen, nicht immer Neues, Erhabenes oder Tiefes, manchmal sogar wahre Lapalissaden, aber immer etwas; seine Rede ist nie

*) Ich muß leider das „Consulat et Empire" nach der Brüsseler Ausgabe citiren, die ich allein besitze.

hohl, und da er sich für das Kleinste interessirt, so theilt er immer dem Leser etwas von diesem seinem Interesse mit. Zugleich belehrt er uns auch hier oft über die einfachsten Gegenstände, die wir zu wissen glauben und jetzt eigentlich erst kennen lernen, und gewinnt so die Unwissenden für sich, welche ja stets die Mehrheit bilden. Dadurch regt er uns selbst zu einer angenehmen, belebenden Geistesthätigkeit an, wir sehen, wir begreifen, wie die Dinge, von denen wir lesen, sich in Wirklichkeit zutragen und so erreicht der incorrecte, prolixe, oft farblose Schriftsteller zuweilen, wie im 39. Buche (Torrès Vedras), oder im 43. (Passage du Niémen) eine Wirkung, die nur mit der eines Xenophon oder Moltke*) zu vergleichen ist: wir sehen vor uns, wie eine große Armee operirt, und dadurch eben, daß uns der Erzähler keine Kleinigkeit schenkt, die Zahl der Karren, die Natur der verschiedenen Bedürfnisse an Lebensmitteln und Futter, an Lederzeug und Medicamenten, an Straßen und Depôts klar macht, uns zeigt, was die Armee mit sich führen, was sie je nach dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, der Jahreszeit, dem Culturgrade der Bevölkerung von dem durchzogenen oder besetzten Lande erwarten kann, wie das Verhältniß der Commandirenden zum Generalstab, des Generalstabs zu den anderen Officieren, dieser zur Intendanz ist, — durch alles das gibt er uns zugleich eine klare Idee von der Schwierigkeit der militärischen Aufgabe, wie von den Eigenschaften des

*) Ich denke hier nicht an's große Generalstabswerk, sondern an die Briefe vom kleinasiatischen Kriegsschauplatz 1839.

Charakters und des Geistes, welche ihre Lösung erfordert. Sobald er das Thatsächliche verläßt, um uns eine Art Philosophie des Krieges und der Kriegsgeschichte zu geben, wie in dem langen Resumé, das den Schluß des ganzen Werkes bildet, oder wenn er gar seine nicht eben neuen noch tiefen Theorien über die Nothwendigkeit der Religion für den Menschen und des Cultus im Staate gibt, so mag er uns manchmal hausbacken, ja fast komisch vorkommen; aber auch darin verräth sich der Franzose und der Bourgeois, welchem eine gewisse verständige Ueberſicht und Einsicht ein nothwendiges Geistesbedürfniß ist, Speculation aber und historische Phantasie wie eitel Mysticismus und Schwärmerei erscheinen; und Thiers, der gar gern lehrte, hatte das seltene Verdienst und Talent, derlei Gemeinplätze oder aber ganz elementäre Kenntnisse anspruchslos vorzutragen, ohne den unwissenden Leser seine eigene Lehrerüberlegenheit fühlen zu lassen — nicht die letzte Eigenschaft, durch die er sich die beispiellose Gunst zu erwerben wußte, deren er beim lesenden Publicum genoß.

Auch in der Composition tragen Thiers' Geschichtswerke den Charakter des Gesprächs. Ein echtes, lebendiges Gespräch hat keinen Plan, es läßt sich vom Gegenstande und dem augenblicklichen Interesse leiten, anstatt den Gegenstand in eine feste Oekonomie zu zwingen. Es hat weder Exordium noch Peroration wie die Kanzelrede. Es läßt die Erzählung fallen, je nach Willkür oder aber nach den Erfordernissen der Zeit und des Raumes. Als Thiers sein erstes Werk begann, nahm er sich vor, „in wenig Worten die Geschichte einer denk-

würdigen Umwälzung zu schreiben, welche die Menschen tief bewegt hat und sie noch heute theilt." Aus den „wenig Worten" wurden zehn dicke Bände! Auch diese stehen ganz außer Verhältniß zu einander: die zwei ersten genügen, um die so vollen sechs Jahre von 1787 bis 1792 zu erzählen; die freilich auch nicht leeren, aber doch keineswegs bewegteren zwei Jahre 1793 und 1794 sollten demnach höchstens einen füllen, nehmen aber viere ein! Daß gar in einem Werke von zwanzig starken Bänden, wie das „Consulat und Kaiserreich," an eine gegliederte Einheit nicht zu denken ist, daß hier nur Annalen, nicht Geschichte geboten werden konnten, versteht sich von selbst; aber auch in jedem einzelnen der zweiundsechzig Bücher ist wenig oder keine Composition zu finden; der Erzähler hält sich ganz an die chronologische Folge, und obschon jedes dieser Bücher einen besonderen Namen trägt, der auf eine beabsichtigte Einheit hinzudeuten schien, vermißt man diese überall. Nicht nur die Ausdehnung, auch die Schnelligkeit der Arbeit hinderte den Geschichtsschreiber an einer organischen Eintheilung und Gliederung des Stoffes und führte ihn manchmal zu nicht unwichtigen Auslassungen, wie denn z. B. zwischen dem V. und VI. Bande höchst bedenkliche Lücken sind; man vergesse nicht, daß Thiers die zehn ersten Bände seines Kaiserreichs in wenig mehr als vier Jahren niederschrieb, daß die zehn letzten in sieben Jahren vollendet wurden. Man mag einwerfen, daß er fünf Jahre (1840—1845) gehabt, sein Werk vorzubereiten, daß ihm Hilfsmittel aller Art die Arbeit erleichterten, daß er Secretäre, Copisten, Mitarbeiter in Fülle zu seiner

Verfügung hatte, daß er nicht, wie der arme Deutsche in solchem Falle, mit einem mißtrauischen Publicum von Kritikern zu thun hatte, welches in den Noten die genaue Beglaubigung mit Citation und Seitenzahl verlangt, ehe es dem Autor Glauben schenkt, daß er sich demnach begnügen könnte, durch die überzeugende Kraft seiner Darstellung dem Leser das Gefühl beizubringen, daß er es hier mit einer ernsten und gediegenen Arbeit zu thun habe; — immerhin bleibt die Aufnahme des selbst im Voraus gesichteten Stoffes und das Niederschreiben allein in so kurzer Zeit und selbst mit Weglassung peinlich verificirter Belegstellen etwas fast Räthselhaftes, das die unglaubliche Leichtigkeit der Auffassung, der Assimilation, der Wiedergabe, die Erfahrung, die Vorkenntnisse und die Vorstudien nicht genügen zu erklären und eben nur bei einer großen Vernachlässigung des Stils und der Composition möglich war. Alles dies fehlte ihm überdies bei Ausarbeitung seiner Revolutionsgeschichte, die er 1823 als armer Journalist in seiner Dachstube begann und in vier Jahren vollendete, nicht ohne sich wiederholt über die „Langsamkeit" zu entschuldigen, mit der er sein Werk vollendete. Dritthalb Bände im Jahr, und er bittet um Entschuldigung für die Langsamkeit!

Ist nun nach alle dem kaum zu erwarten, daß Thiers' Annalen der Revolution und des Kaiserreichs als Kunstwerke leben werden, um so weniger, als in unserer raschen Zeit selten Jemand die Muße finden wird, die zwanzig Bände hintereinander zu lesen, die wir Mitlebenden von Jahr zu Jahr bei ihrem Erscheinen verschlangen, so wird das colossale Werk darum noch keineswegs dem Unter-

gang geweiht sein. Das geschichtliche Material schwillt immer mehr an und wird für das größere Publicum geradezu überwältigend. Wer sich über eine gewisse Frage — z. B. über den Abschluß des Concordats, über die Abschaffung des Papiergeldes, die Wiederherstellung der Finanzen, die Gründung der Bank von Frankreich oder der Universität, wer sich über eine bestimmte Operation, wie die Boulogner Rüstung, über einen besonderen Feldzug, eine besondere Unterhandlung*) unterrichten will, wird immer wohl daran thun, zuerst zu Thiers zu greifen, dessen Planlosigkeit es eben erlaubt, jeden Abschnitt einfach herauszureißen und für sich zu lesen. Thiers hat solche Materialien zur Verfügung gehabt — unveröffentlichte Memoiren, mündliche Mittheilungen von Officieren und Staatsmännern der Zeit, Canzleien, Archive aller Ministerien —, wie sie so leicht einem Anderen nicht zu Theil werden dürften und er wußte sie zu benutzen, ob er schon in keinem „historischen Seminare" die richtige Methode erlernt hatte. War er doch selbst Minister gewesen und wußte nur zu wohl, daß auch die Herren Generale und Gesandten Menschen sind, und daß ihre Berichte, so gut wie die anderer Zeugen, mit kritischem Auge geprüft sein wollen, weil auch hier Eile, Leidenschaft, Wunsch zu gefallen oder gewisse Wirkungen hervorzubringen, Eitelkeit, Leichtgläubigkeit ihr Spiel treiben, weil auch hier die äußere Stellung nur eine Präsumtion, keine Bürgschaft für die Sicherheit des Berichteten gibt.

*) Die diplomatischen Transactionen sind übrigens die schwächste Seite der ersten Bände. Erst in den letzten Büchern wird auch diese politische Thätigkeit nach Gebühr gewürdigt.

Dagegen hatte Thiers den Nachtheil mit den meisten lebhaften Naturen gemein, daß er sich unbewußt von vorgefaßten Ansichten leiten ließ und doch immer zuerst und vorzüglich sah, was ihm in seinen Kram paßte. Als aufrichtiger und warmer Patriot griff der „historien national," wie ihn einst Napoleon III. bei feierlicher Gelegenheit nannte, mit Eifer Alles auf, was die Ueberlegenheit seiner Nation in ein glänzendes Licht stellen konnte; ein geborener Advocat, ließ er die Darstellung leicht in Plaidoirie ausarten, und identificirte sich so mit der Sache seines Clienten — bald der Revolution, bald Napoleon's, immer Frankreichs — daß er die Ansprüche der Gegenpartei ganz übersah. Weder Künstler, noch wissenschaftlicher Forscher, sondern Geschäftsmann, durchstöberte er thurmhohe Acten mit unermüdlichem Fleiße, schärfstem Blick und folglich auch mit dem selten ausbleibenden Jägerglück, überzeugt, allein die Wahrheit gesucht und sie gefunden zu haben, wie der redliche Anwalt, der keine schlechte Sache annimmt. Kein Wunder, wenn der Anwalt der Gegenpartei, kam er einmal zum Worte — und Thiers war nicht so bald fertig — seine Sache ebenso einseitig vertheidigte. Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß diese Gegner weder die Kenntnisse noch die Begabung Herrn Thiers' hatten, daß ihre Sache keine so gute, ihre Ueberzeugung keine so lautere war, daß sie endlich Herrn Thiers nicht widerlegen konnten, ohne zugleich den Ruhm und die Größe ihres Vaterlandes zu verkleinern.

Schon in den fünfziger Jahren hatte unter den grollenden Feinden des zweiten Kaiserreichs, meist Lite-

raten und Politikern, welchen das neue Régime ihre öffentliche Laufbahn geschlossen und die nicht, wie Thiers, die Muße mit uneigennütziger Thätigkeit auszufüllen wußten, weil ihnen die Universalität und Lebendigkeit des Interesses abging, mit der ein Thiers sich auf die Dinge zu werfen wußte — schon in den fünfziger Jahren begann innerhalb der liberalen Partei die Reaction gegen den Napoleonismus, welcher zwanzig Jahre vorher gerade diese Partei so ausschließlich beseelt hatte. Lamartine schrieb in der Restaurationsgeschichte sein beredtes Requisitorium gegen Napoleon; der alte Villemain erzählte seine Erinnerungen aus der Kaiserzeit, nicht ohne indirect die Schönfärberei Thiers' zu rügen; Graf d'Haussonville, der Schwiegersohn des Herzogs de Broglie, veröffentlichte in ähnlichem Sinn seine Studien über das Concordat, die Verhandlungen, die ihm vorausgegangen, die Verwickelungen, die ihm gefolgt, und man fühlte sehr wohl das unausgesprochene Bestreben, jenes von Thiers so hochgepriesene Werk des ersten Consuls herabzusetzen. Auch J. J. Ampère's und Beulé's retrospective römische Kaisergeschichten gehören zu jenem Laufgrabenwerk, mit welchem die orleanistische Opposition den festgegründeten Ruhm des größten Feldherrn und Gesetzgebers aller Zeiten zu Falle zu bringen suchte. Plumper und directer, freilich aber offenherziger, gingen die Republikaner zu Werke, sie, die wenige Jahre vorher am begeistertsten die Größe des „kleinen Corporals" verherrlicht hatten. Ein Militär, der seine Carrière und seine Autorität mehr dem Muthe dankte, mit dem er als zwanzigjähriger Polytechniker den Sturm gegen eine Caserne geleitet,

als den Beweisen von militärischer Begabung, die er im Kriege beigebracht, Oberst Charras, schrieb ein Werk über Waterloo, noch ehe Thiers' letzter Band erschienen war, um zu beweisen, daß Napoleon auch als Feldherr den Ruhm nicht verdiene, den ihm eine blöde Mit- und Nachwelt gezollt. Wenig Jahre darauf unternahm es gar ein ehemaliger Professor des Collège de France, Dichter und Philosoph, Geschichtsphilosoph insbesondere, Herr Edgar Quinet, die These von Napoleon's militärischer Unfähigkeit, die Charras in seinem „Waterloo" zuerst aufgestellt, in einem eigenen Werke „La Campagne de 1815" zu vertheidigen und seinen erstaunten Lesern darzuthun, daß Grouchy und Ney nicht die mindeste Schuld am Verluste der Völkerschlacht gehabt, in der des großen Kaisers Stern für immer unterging. Klang es schon etwas sonderbar, Herrn Quinet mit Thiers wie mit einem Schulknaben umspringen zu sehen, so war es noch heiterer, einen braven Gymnasiallehrer, der bis dahin nur als schwerfälliger Uebersetzer von Kant's Werken bekannt war, ein eigenes Buch über Herrn Thiers, „Napoléon I. et son historien" schreiben und dem alten Herrn sein Exercitium corrigiren zu sehen. Kein Zweifel, Herr Barni, ein gesinnungstüchtiger Republikaner „de la veille," ist seitdem einer der enthusiastischsten Bewunderer des großen „Befreiers" geworden. Am erfolgreichsten und methodischsten jedoch wurde die Reaction gegen den Kaisercultus und der Angriff gegen den Geschichtsschreiber des ersten Kaiserreiches von zwei Romanschreibern und einem Publicisten betrieben, welche ihre ungewöhnlichen Talente ausschließlich dieser sonderbaren,

selbstgewählten Aufgabe mit einer Art von Begeisterung widmeten. Alljährlich kleideten die Herren Erckmann-Chatrian ihre fünf oder sechs Holzfigürchen in neue Elsässer Kleidchen nach dem Schnitte der Pariser Costumiers und gruppirten sie auf demselben Theaterchen mit denselben Decörchen zu wenig verschiedenen Schäferstückchen mit Kriegshintergrund, um handgreiflich darzuthun, daß ein Volk nicht vom Ruhm und der Größe des Vaterlandes, sondern von Schinken und Sauerkraut leben soll, vornehmlich aber um die Nation in dem nur allzu bequemen Wahn zu befestigen, alle Irrthümer, Unfälle und Ausschreitungen ihrer Geschichte seien die Fehler der Regierenden, Alles dagegen, was gut gethan sei und gelinge, des Volkes eigenstes Verdienst, und sie so gegen ihre pflichtvergessenen Vormünder aufzustacheln, — welche ja keine Stunde am Ruder geblieben wären, wenn Frankreich sie nicht gewollt hätte! Gleichzeitig schrieb P. Lanfrey zuerst einen ausführlichen Essay nicht über, sondern gegen Thiers' Hauptwerk, dann, den Thatbeweis zur Lehre gesellend, ein eigenes vielbändiges Werk über Napoleon, welches von Anfang bis zu Ende mit unermüdlicher Consequenz den Zweck verfolgt, historisch darzuthun, daß alles Gute, was Thiers Napoleon zugeschrieben, von Anderen, meist vom Convente herrühre; daß der erste Consul schon ein ebensoschlimmer Politiker gewesen sei, als der Kaiser; daß seine gesetzgeberische Thätigkeit theils eine ganz aus der Luft gegriffene Legende, theils ein großes Unglück für Frankreich; daß auch der Verwalter und der Militär nicht viel besser als der Gesetzgeber und Politiker, daß seine Regierung

eine Reihenfolge von Gewaltthätigkeiten und Fehlern gewesen und daß Frankreich alle Schäden, an denen sein öffentliches Leben kranke, nur ihm zu verdanken habe.*)

Frankreich aber ist nicht das Land, wo die Worte des Dichters oder des Pamphletisten spurlos verhallen. Hatten dreißig Jahre früher die Lieder Béranger's und die Oden V. Hugo's aus der Vendômesäule das Mecca und Medina des Pariser Volkes gemacht und das Standbild der „redingote grise" auf die Spitze gezaubert, so waren es desselben V. Hugo gereimte Invectiven, war es der systematische Feldzug der Orleanisten und Republikaner des zweiten Kaiserreichs, welche, in die Sprache des Pöbels übersetzt, im April 1871 die Niederreißung der Ruhmessäule Frankreichs bedeuteten.

Ich schreibe hier keine Apologie Thiers', noch weniger Napoleon's und der Leser braucht nicht zu fürchten, daß ich jeden Punkt der Lanfrey'schen Polemik einzeln beleuchten werde, obschon das Urtheil Lanfrey's heutzutage das Urtheil fast aller Gebildeten und Freisinnigen Frankreichs ist. Es ist nicht im Entferntesten wahrscheinlich, daß diese augenblickliche Strömung auch morgen noch vorhalte, und man überläßt es füglich den Söhnen der jetzigen Generation, die Urtheile ihrer Väter zu revidiren. Hier möge es genügen, die zwei Hauptvorwürfe, welche

*) Ein keineswegs bonapartistischer, aber kaltblütiger Kritiker, der zugleich der erste lebende Kenner der Revolutions- und Kaisergeschichte Frankreichs ist, Herr Lot, hat (in der Revue critique) die Oberflächlichkeit, Willkür und Verdienste, aber auch die Kritiklosigkeit und Einseitigkeit des Lanfrey'schen Werkes documentarisch dargethan. Jener erste heftige Angriff Lanfrey's gegen Thiers (1861) blieb ohne Antwort.

gegen Thiers, den Geschichtsschreiber des Kaiserreichs, erhoben worden, in wenig Worten zurückzuweisen. Lassen wir nämlich die harten Urtheile der Neuliberalen und der Republikaner über den Stil, die Studien, die Parteilichkeit, die historische Unredlichkeit, die Armuth der Anschauungsweise bei Seite, so bleiben immer im Vordergrunde die zwei Anklagen, daß der Geschichtsschreiber kein Gefühl für Recht und Moral habe, und daß er im Laufe seiner Arbeit seine Ansicht gewechselt habe. Beide Vorwürfe sind in der That durchaus ungerechtfertigt und klingen doppelt befremdend, wenn sie von Männern einer Partei kommen, welche wie auf ein Commandowort ihre ganze Ansicht über den großen Kaiser geändert, seit dessen Neffe ihnen das Heft aus den Händen gewunden; von Männern einer Partei, die jedem Gewaltstreich seit hundert Jahren zugejubelt, selbst dem leichtsinnigsten und verderblichsten von allen, dem 24. Februar, vorausgesetzt er kam von der Straße anstatt von den Tuilerien und — fiel zu ihrem Vortheil aus. Auch Thiers war durch eine Straßenrevolution der Weg zur Macht eröffnet worden; auch Thiers war von dem Erben seines Helden zu unfreiwilliger Muße verdammt worden; aber Billigkeit und Anerkennung der Thatsachen war zu sehr in seiner innersten Natur, als daß er zwei Maße und Gewichte hätte haben sollen, und ungesetzliche gewaltsame Handlungen, welche nothwendig geworden, anders beurtheilen sollte, wenn sie von unten, als wenn sie von oben ausgingen; und die Ueberzeugungen Thiers' jene convictions, von denen ich vorhin sprach, waren zu tief gewurzelt, als daß er sie plötzlich hätte aufgeben

sollen, weil die Umstände um ihn her sich geändert und er selber unsanft berührt ward von der zweiten Aufführung eines Drama's, das er einst beklatscht hatte.

Thiers war kein Moralist: er war Geschichtsschreiber. Es bleibt Niemandem unbenommen, die Schriftsteller vorzuziehen, welche, anstatt die Ereignisse zu erzählen und zu erklären, die Handelnden verdammen oder heilig sprechen; doch ist es wohl erlaubt, lieber bei Jenen als bei Diesen Belehrung zu suchen; und ich kenne mehr als einen unmoralischen Leser, welcher die Blätter umzuschlagen beginnt, sobald der Geschichtsschreiber seine Erzählung unterbricht, um ihm seine Ansichten über den Werth oder Unwerth der Handelnden auseinanderzusetzen. Daß ein Realist wie Thiers, der in seinem Leben bereit war, auch nach dem Staatsstreiche, der ihn verbannt, ein Portefeuille anzunehmen, vorausgesetzt, die neu eingerichtete Regierung werde eine parlamentarische sein, in der Geschichtsschreibung keine Worte des Tadels für den 18. Brumaire findet, versteht sich wohl von selbst. Die heutigen Republikaner möchten uns wohl glauben machen, Frankreich wäre im Jahre 1799 so glücklich unter dem Directorium gewesen, der Sieg von Zürich habe seine Grenzen so wirksam gesichert, daß es keines Regierungswechsels bedurft hätte; der Geschichtsschreiber hat die Pflicht, uns zu zeigen, welches die wirkliche Lage und Stimmung des Landes war, wie Frankreich dem Manne des 18. Brumaire zujubelte, was er gethan, nicht nur auf dem Schlachtfelde von Marengo, sondern auch im Staatsrath und Cabinet, um der Welt die Bewunderung abzuzwingen, seinem Vaterlande den glän-

zendsten Frieden und Einrichtungen zu geben, welche alle politischen Stürme überdauern, alle politischen Fehler, welche er selber oder die Nation in der Folge begehen möchten, unschädlich machen sollten. Am Geschichtsschreiber ist es, nicht über die von Niemandem angezweifelte Illegalität des Actes zu seufzen, sondern nachzuweisen, daß die Nation hinter dem Manne stand, der den Act beging, daß sie diese Ungesetzlichkeit sehnlichst wünschte und, nachdem sie vollbracht, einmüthig guthieß.

Und wie mit den wohlthätigen Ungesetzlichkeiten, so mit den verhängnißvollen: es genügte Thiers, das am Herzoge von Enghien begangene Verbrechen in allen sicher festzustellenden Thatsachen vorzuführen, und er konnte uns ruhig das Urtheil überlassen; vor Herrn Lanfrey war es auch Niemandem in den Sinn gekommen, in dieser rein sachlichen Darstellung eine Beschönigung jenes Justizmordes zu sehen. Recht im Gegentheil benutzt Thiers die Gelegenheit, um dem Leser auf's eindringlichste die Wohlthaten der gesetzlichen Proceßformen zu Gemüthe zu führen, „hundertmal die Langsamkeit der Gerichtspflege zu segnen, welche die Menschen vor derlei verhängnißvollen Schlüssen, welche sie so schnell aus einigen, zufällig zusammentreffenden Umständen ziehen, zu bewahren." Denn freilich — und in diesem Sinne könnte man wohl sagen, Thiers plaidire „die mildernden Umstände" — glaubt er, daß der erste Consul sowol als die Officiere, welche das Kriegsgericht bildeten, von der Schuld des Herzogs überzeugt waren, womit er jedoch keineswegs die Hintansetzung der gesetzlichen Formen entschuldigen kann noch will. Daß aber Thiers trotz

seines sonderbaren Glaubens an die natürliche Gutmüthigkeit Napoleon's nicht blind für die Schattenseiten seines Helden ist, beweist unter Anderen seine rückhaltslose Verurtheilung der schmachvollen That von Bayonne.

Im Allgemeinen bleibt es immerhin wahr, daß Thiers selten eine lebhafte Entrüstung an den Tag legt und sich dabei bescheidet, die Dinge darzustellen, wie er glaubt, daß sie sich zugetragen haben; auch war von Anfang an der Vorwurf des Fatalismus derjenige, welcher am lautesten gegen ihn erhoben wurde, ein Vorwurf, der in Frankreich stets ein vielfältiges Echo hervorzurufen sicher ist. Nun ist aber Thiers keineswegs Fatalist im gewöhnlichen Sinne des Wortes und weiß sehr wohl einem Jeden seine Verantwortlichkeit zuzuwälzen; in seiner Geschichtschreibung dagegen ist er unleugbar bis zu einem gewissen Grade; denn er bemüht sich stets die Nothwendigkeit der wesentlichen Dinge nachzuweisen, und in diesem Sinne ist alle echte Geschichte im Grunde fatalistisch. Sie hat ja nicht zu sagen, was hätte kommen können, sondern was gekommen ist, und da Nichts ohne Ursache kommt, diese Ursachen aufzusuchen und nachzuweisen. Die Haupturſache ist indeß nur selten die Willkür des Einzelnen, sondern die Nothwendigkeit alles Voraufgegangenen: wenn verlangt wird, Napoleon hätte im Jahre 1799 eine englische Verfassung in Frankreich einführen sollen, wenn man glaubt, er hätte sie einführen können, wie es die neuliberale Schule zu glauben vorgibt, so ist das eben Negation aller Geschichte. Thiers aber anzuklagen, nur der Erfolg sei sein Maßstab, ist so unberechtigt als thöricht. Thiers spricht ja nie von

einem partiellen oder ephemeren Erfolg, sondern von einem allgemeinen und dauernden; und darin sieht er doch wohl mit Recht die Beglaubigung und Rechtfertigung politischer Handlungen, deren Verdienst in weiser und fester Benutzung der gegebenen, d. h. nothwendigen Umstände ist; denn er glaubt nicht, daß es Wunder in dieser Welt gebe: „es gibt keine andere Ursache wirklicher Erfolge," sagt er nach Marengo, „als die Einsicht (le bon sens) unterstützt von einem starken Willen."

Wohl ist es wahr, daß Thiers zwischen der „gewöhnlichen Moral" und der politischen Moral unterscheidet, daß er nicht ansteht zu erklären, „die Throne seien etwas Anderes als ein Privateigenthum." Aber wie sollte er nicht? Ist er doch doppelt dazu ermächtigt, diesen Unterschied zu machen: einmal als Staatsmann, der die Verantwortlichkeit für eine Nation getragen, und dann als Naturmensch, der sich sein unmittelbares Gefühl nie von abstracten Spitzfindigkeiten hat verwirren lassen, der also subjectiv wie objectiv von der Unabweisbarkeit dieser Unterscheidung durchdrungen sein mußte. Sollte es wirklich noch nöthig sein, diese fadenscheinige Maske abzureißen, mit der politische Pharisäer noch immer von Zeit zu Zeit sich und Andere über die Bedingungen alles Staatslebens zu täuschen versuchen? Ist es wirklich nothwendig, gegen diese puritanische Heuchelei Einrede zu erheben, welche, weit entfernt, sich auf ein natürliches Gefühl des Menschen zu gründen, nur das Erzeugniß einer gekünstelten Sophistenargumentation ist? Wie die Interessen der Nationen nicht nach dem Privatrechte, welches das Leben des Einzelnen regelt,

behandelt werden können, so können ja auch ihre Leidenschaften und Ideen nicht denen der Individuen assimilirt werden. Man denke nur an den Krieg und vergleiche ihn mit dem Kampfe Einzelner. Selbst angenommen, der Einzelne erkenne die Competenz der Gerichte nicht an und appellire wie die Staaten an die Waffen, wird er sich in den Hinterhalt legen, um seinen Gegner zu überraschen und zu tödten? Wird er versuchen, sich mit Anderen zu verbinden, um ihn durch die numerische Ueberlegenheit niederzuwerfen? Wird er ihn an seinem Eigenthum schädigen? Ihm seinen Pachthof anzünden? Wird er Spione zu ihm senden, um den geheimen Gang ausfindig zu machen, auf dem man nächtens zu ihm schleichen kann, um ihn in seinem Schlafe zu überrumpeln? Wird das Alles nicht von allen Ehrenmännern gebrandmarkt, und ist das Alles nicht ganz erlaubt, wenn die zwei Feinde, statt Einzelne zu sein, zwei Nationen sind? Würde ein General, der sich genöthigt glaubte, alle Gesetze, die das Duell regeln, ängstlich zu beobachten, nicht heute wie vor tausend Jahren als ein Verrückter angesehen werden, der sich erlaubt, auf Kosten Tausender den Don Quichotte zu spielen? Ganz ebenso aber ist's im politischen Leben, und der Instinct der Menschen hat sich nie darin geirrt, hat nie einen gemeinen Mörder und Beutelschneider auf dieselbe Stufe gesetzt mit einem Krieger und Eroberer; und es ist keine Gefahr, daß die modernen Tugendhelden der Politik das Gewissen der Menschheit je dazu bringen, in Alexander und Cäsar einen Schinderhannes und einen Troppmann zu sehen.

Sehr begründet ist der Vorwurf, den man gegen Thiers' Geschichtsschreibung erhebt, wenn man rügt, daß er die sittlichen Mächte der Geschichte, vor Allem das geistige Leben der Zeit, zu sehr außer Acht gelassen. Es ist dies in der That eine große Lücke, die eben nur damit zu entschuldigen ist, daß Thiers nie ein Gesammtbild der Zeit geben wollte, sondern nur eine politische und militärische Geschichte; daß, wenn je eine Epoche in Frankreichs Geschichte diese anscheinend willkürliche Loslösung des äußeren Lebens der Nation vom inneren erlaubt, es die der sechsundzwanzig Jahre ist, während welcher die literarische Thätigkeit der Nation stillzustehen schien; daß er endlich da, wo der Einfluß des inneren Lebens auf den Staat fühlbar war, demselben auch seine Aufmerksamkeit zuwandte; wie denn seine Schilderung der religiösen Stimmung Frankreichs zur Zeit des Concordats eine sehr eingehende ist. Daß er bei seiner Auffassung der Aufgabe keine Capitel über Laplace und Lavoisier, Lagrange nnd Cuvier geben konnte, liegt auf der Hand; daß er die liberalisirende Wirksamkeit des Staël'schen Kreises etwas unterschätzte und nicht genug berücksichtigte, soll nicht geleugnet werden, obschon er mit gutem Grunde die Opposition des Benjamin Constant und Genossen als eine neckende, kleinliche geißelt, „die weder Zweck, noch Opportunität, noch politische Einsicht" hatte; daß er endlich die nationalen Bewegungen, wo nicht in Spanien, so doch in Deutschland, nicht in's rechte Licht zu stellen weiß, ist nur allzuwahr, daß sie ihm aber nicht entgehen, beweist eben seine Würdigung des spanischen Aufstandes: „Ich bin kein Schmeichler

der Menge, ich werde es nie sein. Ich habe mir im Gegentheil vorgenommen, ihrer tyrannischen Gewalt zu trotzen; denn es ist mir das Loos geworden, zu einer Zeit zu leben, wo sie herrscht und die Welt verwirrt (geschrieben 1849). Doch lasse ich ihr Gerechtigkeit widerfahren; wenn sie nicht sieht, so fühlt sie doch und in den äußerst seltenen Fällen, wo man die Augen schließen und seinem Gefühle gehorchen darf, ist sie, nicht ein Rathgeber, den man anhören, wohl aber ein Strom, dem man folgen muß. Das spanische Volk, obgleich es einen guten Fürsten und gute Einrichtungen zurückwies, indem es das Königthum Josephs zurückwies, war vielleicht besser inspirirt als die höheren Stände. Es handelte edel, indem es die Wohlthat zurückwies, die ihm von fremder Hand geboten wurde, und ohne Augen sah es richtiger als die Gebildeten, indem es glaubte, man könne dem Eroberer widerstehen, welchem die mächtigsten Armeen und die größten Generale nicht zu widerstehen vermocht hatten." Dagegen wiederum übergeht er Fichte's und Arndt's Wirksamkeit mit Stillschweigen; Stein's und Scharnhorst's Reformwerk wird kaum berührt; Schill's und Andreas Hofer's Aufstände in keinerlei Beziehung zur Volksstimmung gebracht; der Tod Palm's und die Aufregung, die er hervorgebracht, wird gar nicht erwähnt; der Mordversuch Staps' ganz außer allem Zusammenhang dargestellt, sein Ende im Dunkeln gelassen. Ich glaube nicht, daß dies absichtliche Auslassungen sind. Thiers hatte seinen Blick auf die Staaten und die Armeen geheftet; nur die Handlungen der Regierungen und der Generäle beschäftigten ihn. Es fragt

sich, ob eine solche Geschichtsauffassung berechtigt ist oder nicht; hat sich aber einmal ein Schriftsteller für diese Behandlungsweise entschieden, welche ja bis in's vorige Jahrhundert hinein die einzig bekannte war, so kann ihm kaum ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er sich damit begnüge, die Organisation, die Bewegungen und die Kämpfe der Armeen, die Gesetzgebung, Verwaltung und die internationalen Verhandlungen der Staatsmänner darzulegen und, statt den moralischen, den politischen Werth derselben zu beurtheilen.

Etwas Anderes ist es, ob man diesen Urtheilen immer und überall beistimmt; und die Landsleute Herrn Thiers waren sicherlich vollständig in ihrem Rechte, wenn sie diese Urtheile einer scharfen Kritik unterwarfen. Auch darin hatten sie von ihrem Standpunkte aus Recht, daß sie in der von Thiers so bewunderten gesetzgeberischen Thätigkeit Napoleon's das Grundübel des modernen Frankreichs sahen, während wir von unserem Standpunkte aus, wie Thiers, darin das Heil des vielgeprüften Landes erblicken; aber ihre Kritik hört auf loyal zu sein, wenn sie Thiers vorwirft, seine Meinung über Napoleon und seine Handlungen gewechselt zu haben. Eine solche Palinodie überließ Thiers der republikanischen Partei, welche, nachdem sie über dreißig Jahre lang (1820—1850) Napoleon und seine Kriegs- und Friedensthaten in den Himmel erhoben, „anbetete, was sie verbrannt, und verbrannte, was sie angebetet," als sie sich von der Erblassenschaft ausgeschlossen fand; welche zwanzig Jahre lang (1850—1872) Thiers als den Feind des allgemeinen Stimmrechts, den Fürstendiener, den

brutalen Niederschmetterer aller Volksaufstände von 1831 bis 1871, als den Gegner des Freihandels, der Selbstverwaltung, der Decentralisation, der Volksheere denuncirt, um sich dann plötzlich um ihn als um ihren vergötterten Feldherrn zu schaaren, sobald er, ohne auch nur eine einzige dieser seiner Thaten und Ueberzeugungen abzuschwächen, sich gegen die Restauration verwirkter Throne aussprach. Ihr kam's ja immer nur auf die Form und die Etikette, ihm dagegen auf die Sache an. Nie hat Thiers seine Vergangenheit verleugnet, stets „für die Träume seiner Jugend" Achtung getragen, als er Mann geworden. Noch im Jahre 1855 schrieb er: „Ich habe immer die wahre Größe geliebt, die, welche auf dem Möglichen beruht, und die wahre Freiheit, die, welche verträglich ist mit der Gebrechlichkeit menschlicher Gesellschaften. Diese Gefühle sind mir angeboren, und ich werde sie noch bei meinem Tode hegen; ich habe nicht auf sie verzichtet, um die Geschichte Napoleon's zu schreiben." Aber eine solche Begeisterung für Größe und Freiheit war von Anfang an begleitet von Billigkeit, denn er kannte die Menschen, und Nichts, sagte er, „beruhigt und besänftigt die Leidenschaften wie diese Menschenkenntniß. Ich will nicht sagen, daß sie alle Strenge vernichtet, denn das wäre ein Unglück; aber wenn man die Menschheit und ihre Schwächen kennt, wenn man weiß, was sie beherrscht und fortreißt, so hat man, ohne das Uebel weniger zu hassen, das Gute weniger zu lieben, mehr Nachsicht für den Menschen, der sich durch die tausend Versuchungen der Seele zum Uebel hat verleiten lassen, und man bewundert nicht weniger den

der trotz aller niederen Verlockungen sein Herz gut und rein erhalten hat." Thiers hat von Anfang an und wiederholt — zu wiederholt, möchte ich sagen — Bonaparte als einen großen Feldherrn, trefflichen Organisator, großen Gesetzgeber und schlechten, ja abscheulichen, Politiker dargestellt, seine Maaßlosigkeit, seine Phantasterei, seine Unkenntniß oder Verachtung anderer Nationen, seine Principienlosigkeit und Launenhaftigkeit in den Transactionen mit fremden Staaten auf's Strengste gerügt; er hat von Anfang an bedauert und mißbilligt, daß Frankreich seine Freiheit so vollständig einem Manne überantwortet habe; aber er hat nie aufgehört, auch nicht nach 1851, die Weise, in der Bonaparte — nicht Napoleon — seine despotische Gewalt gebraucht, als eine heilsame, wohlthuende darzustellen. Es ist nicht des Geschichtsschreibers Schuld, wenn er nach 1851 eine Periode im Leben seines Helden zu schildern hatte, wo dieser schon dem Kaiserwahnsinn verfallen, und daß er vor 1851 nur die verhältnißmäßig maßvolle Wirksamkeit des Mannes erzählte. Thiers hält den Frieden von Lunéville für ein Meisterwerk der Staatskunst; darüber kann man mit ihm rechten; aber er revocirte dies Urtheil nicht, wenn er den Frieden von Preßburg tadelte. Er bewunderte das Concordat und die Verhandlungen von 1801; mußte er deshalb auch die Kirchenpolitik des Jahres 1809 und die Gefangenschaft des Papstes billigen? Lange vor 1851 sprach er sich streng über die Annexion Genua's und über die Einmischung in Spanien aus; es war nur natürlich, daß er in dem nach 1851 behandelten Abschnitte über

die Folgen dieser Gewaltthaten noch strengere Worte für den Kaiser hatte. Kein Geschichtsschreiber ist unnachsichtiger für Napoleon's Weltherrschaftsplan gewesen, als der praktische, mäßige Thiers, der immer nur den Nationalstaat Heinrich's V. mit ausgedehntem Einflusse vor Augen hatte. Was er aber früher an Bonaparte gerühmt — seine Heeresverwaltung und Heeresführung, seine Politik der Kirche gegenüber zur Zeit des Consulats, den Code Napoléon, die Reorganisation der Finanzen, die Einsetzung der Université und des Staatsrathes, die neue Gerichts- und Verwaltungsordnung — das rühmte er auch noch, nachdem er längst in die Opposition gegen den Neffen des Kaisers gedrängt war.

Schon in seiner Revolutionsgeschichte tadelte er die mittelmäßigen Männer der Schreckensherrschaft, vor Allem Robespierre, diesen „Frömmler ohne Leidenschaft," wie er fünfzig Jahre später die noch mittelmäßigeren und noch elenderen Männer der Commune brandmarkte; aber auch spät noch gab er zu, was er früh ausgesprochen, daß der Convent eine Entschuldigung vor der Geschichte habe, eine einzige: Frankreich vor der Invasion gerettet zu haben. Im Jahre 1827 wie im Jahre 1855 pries er die ersten Jahre des Jahrhunderts als die schönste Zeit Frankreichs; aber schon damals beklagte er, daß sein Vaterland so vollständig in die Hände eines einzigen Mannes, wie groß er auch immer gewesen sein möge, abgedankt habe. Schon damals warf er Bonaparte vor, daß er sich später von dieser seiner Allmacht habe berauschen lassen, daß er keiner Versuchung mehr habe widerstehen können, daß er endlich der Leidenschaft und Laune

alle Herrschaft über sich gegeben. Die Kritiker der neuliberalen Schule haben es ihm freilich zum Vorwurfe gemacht — sie, die ihn des Fatalismus zeihen! — daß er nicht gesehen habe, wie solche Allmacht fatal zu solchem Mißbrauche der Gewalt, zur Tyrannei führen müsse; als ob die zwei großen Staatsstreichler der Geschichte, welche dem ersten Napoleon seinen Weg vorgezeichnet, als ob Cäsar und Cromwell dem Kaiserwahnsinn verfallen wären, als ob sie nicht mit Billigkeit, Mäßigung und weisester Einsicht ihre unbeschränkte Macht zu brauchen gewußt hätten; als ob man dasselbe nicht auch von Bonaparte hätte erwarten und verlangen dürfen.*)

III.

Man mißverstehe mich nicht. Die Reaction gegen das erste Kaiserreich und seine Schöpfungen, die Reaction gegen die ganze centralistische Strömung der französischen Geschichte und mithin auch gegen den überzeugtesten Bewunderer und Fürsprecher dieser Strömung in unserem Jahrhundert, gegen Thiers, war nicht nur eine berechtigte, sie war eine nothwendige. Sie ging aus von ganz uneigennützigen Motiven und hohen Gesichtspunkten. Der erste Anreger der anticentralistischen

*) Um nicht den Text mit unendlichen Citationen auszufüllen, so stehen hier einige der unzähligen Stellen verzeichnet, wo Thiers sich über die Revolution und Bonaparte ausgesprochen, vor 1851: in der Révolution (erste Ausgabe), VIII, 74 u, 75, 571, 573. IX, 396. X, 527—529. Consulat et Empire (Brüsseler Ausgabe), II, 129. III, 615, 620. IV, 467, 469, nach 1851: Consulat et Empire, VI, 195. VII, 866, 895. IX, 1, 578. 607, 615. X, 346.

Richtung, Tocqueville ſtand ſogar nicht an, der Miniſter eines Bonaparte unter einer ganz centraliſtiſchen Verfaſſung zu werden. Auch bei ſeinem bedeutendſten Schüler, Laboulaye, dem unermüdlichen Vorkämpfer der Decentraliſation und der Selbſtverwaltung, kam die Actualität — d. h. die Oppoſition gegen das zweite Kaiſerreich — erſt in zweiter Linie. Schon weniger rein von ſolcher Beimiſchung war der Feldzug der ſogenannten Schule von Nancy gegen die Einrichtungen des Conſulats; namentlich ſpielten hier ſchon kirchliche Intereſſen mit. Man war nach 1848 zur Einſicht gelangt, daß einerſeits die wiederholten Revolutionen nichts Weſentliches am franzöſiſchen Staate änderten, der aus der Revolution und dem Conſulat hervorgegangen war; und man überzeugte ſich andererſeits, daß das parlamentariſche Régime in der Luft ſchwebte, ſo lange der Staat ein bureaukratiſcher blieb, daß die Executive ſtets ſich zu einer perſönlichen Regierung zuſpitzen mußte, ſo lange ſie im Centrum über die ungeheure Macht verfügte, welche Armee und Beamtenheer ihr in die Hand gaben. Natürlich ſuchte man die Schuld an dieſem Zuſtand von der Nation ab und auf einen Mann zu wälzen, wie es in Frankreich Sitte iſt, wo alle Parteien die Nation durch Schmeichelei verwöhnen zu müſſen glauben, wo der Glaube an die zufälligen Mächte, welche in der Geſchichte wirken, ſo verbreitet iſt, daß eine ſolche Exculpation der Nation auf Koſten eines Menſchen ganz natürlich ſcheint. Da die Nation impeccabel bleiben muß, ſo ſollte nun der Kaiſer das Alles gethan haben, und nachdem man kühnlich behauptet, Bonaparte habe

nichts Neues eingeführt, überall sei ihm vorgearbeitet worden, er sei durchaus kein schöpferischer Genius gewesen, sondern habe sich nur alle Werke seiner Vorgänger, des Convents und des Directoriums, angeeignet, stellte man nun, da Thiers nachgewiesen, was Alles Napoleon und Napoleon allein geschaffen, die entgegengesetzte Theorie auf: „Er richtete Alles," sagt Lanfrey, „sogar die Gemeindeverfassung, nach dem Typus der Dictatur ein, so daß dieses Ausnahmerégime (sic!) sich in's Temperament der Nation einfraß und Fleisch von ihrem Fleische ward. Im Namen einer vorübergehenden Nothwendigkeit (sic!) schuf er (sic!) jene verhängnißvolle Centralisation, die ihn so lange überleben sollte; er grub sie so tief in den Boden ein, daß sie noch heute kaum entwurzelt werden kann; und der Geschichtsschreiber (Thiers) hat nicht nur kein Wort des Protestes gegen ein solches Werk, das die ganze Zukunft compromittirt, er billigt es sogar, lobt es, bewundert es als gut und vortrefflich an sich, zu allen Zeiten, an allen Orten, außerhalb der besonderen Umstände, für die es gemacht worden. Hier namentlich zeigt sich in ihrer ganzen Nacktheit die tiefe (sic!) Mittelmäßigkeit des Geistes, welche dies Werk inspirirt hat" u. s. w. Wir brauchen nicht zu fragen, wer historischer, in Auffassung und im Wissen, ist, der Geschichtsschreiber, der in Bonaparte's Werk von 1800 die Fortsetzung, ja Vollbringung der französischen Entwickelung seit dem Mittelalter sieht, oder sein Kritiker, der da meint, der erste Consul habe plötzlich die ganze Nation aus ihrer Bahn geworfen und auf einer tabula rasa willkürliche Einrichtungen ge-

schaffen, die fast ein Jahrhundert unerschüttert gedauert und „Fleisch vom Fleische" der Nation geworden.

Wie dem auch sei, es bildete sich in den fünfziger Jahren aus den heterogensten Bestandtheilen eine Schule, welche es unternahm, den Strom aufwärts laufen zu lassen, und ernstlich daran dachte, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, Frankreich die örtliche Selbstverwaltung zu geben, welche in England die Basis des parlamentarischen Régimes ist. Damit traf denn die gegen die Allmacht des Staates gerichtete Strömung der fünfziger Jahre zusammen, in welcher mit mehr Logik als politischem Sinne die wirthschaftlichen Grundsätze A. Smith's auf den Staat angewandt wurden: man sprach nur noch von der Initiative des Einzelnen, der freien Concurrenz, dem laisser-faire laisser-passer, der freien Kirche, der Unterrichtsfreiheit u. s. w. Zwei eng mit einander verbundene Mächte der französischen Gesellschaft verfehlten nicht, diese Stimmung auszubeuten und sich dem Feldzuge gegen den modernen Staat anzuschließen: der legitimistische Adel und die Kirche. Jener betonte die Nothwendigkeit einer historischen Dynastie, die Nothwendigkeit historischer Provinzial- und Gemeindeorganismen, die Nothwendigkeit grundherrlicher Einflüsse durch Ausübung freiwilliger Ehrenämter; diese reagirte gegen das Concordat, gegen die letzten Reste des Gallicanismus, predigte Unterrichtsfreiheit, benutzte die schon eroberte zu ihren Zwecken: die mit Lammenais in den zwanziger Jahren eingeleitete staatsfeindliche Entwickelung der Kirche kam erst jetzt in ihr volles Fahrwasser. Und die Geistlichkeit war klüger wie mächtiger als der

legitimiſtiſche Adel, der nicht einſah, daß ſein Einfluß als Adel unwiederbringlich verloren war, daß ſein Auftreten ſchon hinreichte, um neun Zehntel der Franzoſen in's entgegengeſetzte Lager zu treiben, daß Frankreich eine Demokratie geworden, in der kein Raum für Selfgovernment im engliſchen Sinne war. Immerhin war es ein nicht verächtliches Element in der großen Coalition gegen das Kaiſerreich, welches unter dem Schilde der individuellen Freiheit gegen den Staat Sturm lief, und in ihrem Kern gebildet war aus den Literaten und Parlamentariern, denen 1851 ihr Laden geſchloſſen worden; aus den Frommen, welche mit Montalembert fürchteten, daß „eine neue gallicaniſche Kirche entſtehen könne, die ein Werkzeug des Kaiſers und ſeiner Miniſter werde;" aus den Republikanern endlich, welche ſich von der jacobiniſchen Tradition emancipirt hatten, die Mißerfolge ihrer Sache nur der imperialiſtiſchen Verfaſſung zuſchrieben, welche der erſte Conſul an Stelle der ſchönen Schöpfungen des Convents und Directoriums geſetzt, die Februarrevolution aber unter der republikaniſchen Etikette habe beſtehen laſſen, und die vermeinten, auch im demokratiſchen Staate wäre ohne Auflöſung der nationalen Einheit und Zerſplitterung der Kräfte die örtliche Selbſtregierung möglich. Thiers war anderen Sinnes: er wußte, daß die Selbſtregierung im engliſchen Sinne nur da ohne Gefahr für die Einheit möglich iſt, wo eine mächtige und zahlreiche Ariſtokratie von Jahrhunderte alter politiſchen Tradition, gegründet auf eine breite Baſis von Landadel, gekrönt von einem nationalen und hiſtoriſchen Königthum, dieſe ſogenannte Selbſt-

verwaltung ausübt; daß aber im demokratischen Staate eine solche Selbstverwaltung der geschlossenen Einheit gefährlich werden und naturgemäß zum schweizer oder nordamerikanischen Föderalismus führen müsse; damit aber die traditionelle auswärtige Politik Frankreichs unmöglich sei. Seine Gegner nun — und es war die ganze neue Schule — gingen als echte Franzosen in ihrer Logik soweit, diese gesammte traditionelle Politik zu verleugnen, ja als das Erzübel Frankreichs darzustellen. Man hatte das sonderbare Schauspiel, die französischen Republikaner auf einmal gerecht für andere Nationen werden und Thiers bitter vorwerfen zu sehen, daß er die Wohlthaten gepriesen, welche Napoleon Italien und Deutschland erwiesen, indem er ihnen französische Gesetze gab. Das wäre nun als eine Bekehrung der französischen Liberalen zum Geltenlassen anderer Nationen recht schön gewesen: allein man brauchte nur näher zuzusehen, um zu entdecken, daß es eitel Parteigeist war, der es inspirirte; denn man beeilte sich, daraus eine besondere Angriffswaffe gegen das Kaiserreich und Thiers zu machen, als ob die königliche und republikanische Politik nicht genau dieselbe gewesen wäre, als ob dann nicht alle Altersgenossen von Thiers ausnahmslos hätten verdammt werden müssen. Denn es dürfte schwer gehalten haben, das Beispiel auch nur Eines Franzosen vor 1851 aufzubringen, der darin anders gedacht hätte, als Thiers. Es war demnach eminent ungerecht, ihn als den Einen auszulesen, dem die Schuld einer ganzen Nation aufzubürden sei, anstatt dieser ganzen Nation muthig die Wahrheit zu sagen.

Diese Wahrheit aber — Sainte-Beuve hat sie schon 1844 ausgesprochen*) — ist daß „der Wind des Jahrhunderts nach Napoleon hinwehte und die Feder Thiers' diejenige war, welche am Besten im Winde des Jahrhunderts flog."

Wie sehr nur die augenblickliche Opposition gegen die Regierung Napoleon's III. dieser ganzen neuen Auffassung zu Grunde lag, trat grell zu Tage, als Napoleon III. wirklich von der traditionellen Politik Richelieu's und Louvois', des Directoriums und des Consulats abwich und jene Bahn einschlug, welche die Gleichberechtigung aller europäischen Nationen zur Grundlage hatte. Die auswärtige Politik Napoleon's III. war, theoretisch genommen, keineswegs verächtlich: nur ging's ihrem Erfinder damit, wie bei allen seinen Gedanken: seine Gewebe zerrissen an den scharfen Kanten der Wirklichkeit. Ueberzeugt durch eigene Anschauung, die allen Franzosen seiner Zeit abging, daß die Einheit Italiens und Deutschlands sich früher oder später vollziehen müsse und daß keine Macht der Erde unternehmen könne sie aufzuhalten, ohne daran zu zerschellen, dachte er, beide Nationen, deren Macht dadurch so sehr wachsen mußte, sich im Voraus zu Freunden zu machen, indem er sie in ihren Einheitsbestrebungen unterstützte, und er kannte beide Länder genugsam, um zu wissen, daß nur Piemont und Preußen den soliden Kern der neuen Bildungen abgeben könnten. Zugleich aber sollte Frankreich selbst nicht unbezahlt aus diesem Processe hervorgehen und

*) Chroniques parisiennes, p. 267.

durch Gewinnung seiner natürlichen Grenzen und seiner noch draußenlebenden Sprachgenossen sich abrunden und im Verhältniß zu den neuentstehenden Mächten kräftigen. Der ganze Plan schien auch gelingen zu wollen: Italien ward ein ergebener Bundesgenosse, Nizza und Savoyen brachten den immer lauernden Neid der französischen Patrioten zum Schweigen. Warum sollte nicht auch der zweite Theil des Programms auszufüllen sein? Warum sollte das zu einigende Deutschland den französischen Kaiser nicht gewähren lassen, wenn er sich des wallonischen, d. h. des französischen, Theiles von Belgien als Compensation bemächtigte? Die Geschichte sagt nicht, woran der Plan scheiterte, doch wird man nicht sehr fehl gehen, wenn man die Klippe jenseits des Canals sucht. Wie dem auch sei, das Programm blieb unausgefüllt, und jene Republikaner, welche vorher die Ablenkung von der traditionellen Politik Frankreich gepredigt, waren nun die Ersten, diese Ablenkung auf's Heftigste zu tadeln. Thiers war sich treu geblieben; er hatte von Anfang an die neunapoleonische Politik getadelt, sie schon 1859, als sie mit Garibaldi und der Revolution ging, auf's Strengste verurtheilt, und er führte 1866 und 1870 nur dieselbe Sprache, die er sein Leben über geführt. Damit aber kommen wir auf unseren Ausgangspunkt zurück. Daß die Tadler Thiers' seine politischen Ansichten nicht theilen, daß sie seinen sogenannten Fatalismus, der Alles gutheiße, was Erfolg gehabt habe, mißbilligen, das soll ihnen unbenommen bleiben; aber die Anklage der Inconsequenz, des Meinungswechsels ist rein aus der Luft gegriffen und durch Nichts

gerechtfertigt. Recht im Gegentheil ist wohl selten ein Mann der Horazischen Vorschrift für dramatische Charaktere so getreu geblieben, als Thiers:

. . . . . servetur ad imum
Qualis ab incepto processerit et sibi constet.

Als Schriftsteller wie als Politiker finden wir ihn am Ende seiner Laufbahn genau als denselben wieder, als den wir ihn beim Beginne derselben kennen gelernt. Ein aufrichtiger und warmer Bewunderer der „Principien von 1789," überzeugt von der Nothwendigkeit und der Größe der Revolution und ihres Testamentsvollstreckers Napoleon, nicht der Mittel, welche die Revolutionäre und der große Kaiser angewandt, um jene Grundsätze zu verwirklichen, ist er zugleich immer ein Vorkämpfer der traditionellen Politik Frankreichs dem Auslande gegenüber geblieben und hat dieselbe nur in den Punkten aufgegeben, wo sein gesunder Sinn für das Thatsächliche und Mögliche ihn zwang, sie aufzugeben. Ja, selbst in dem Grundirrthume seines Lebens — denn er war nicht unfehlbar — ist er fast bis an sein Ende befangen geblieben und hat ihn erst ganz zuletzt auch dann immer thatsächlich, nicht principiell, und, so zu sagen, ohne es selbst zu wissen, aufgegeben: in den zwei Jahren von 1871—1873, während welcher er dann auch das Größte seines Lebens geleistet hat. Dieser Grundirrthum seines Lebens war aber, daß er vermeinte, der von ihm bewunderte demokratische Staat, wie ihn Napoleon unerschütterlich gegründet, lasse Freiheit und Selbstregierung zu. Da er aber doch ein untrügliches geheimes Gefühl hatte, daß durch solche Freiheit und

Selbstregierung die feste Einheit des Staates, die er über Alles stellte, gelockert zu werden die Gefahr laufe, meinte er, es genüge, diese Freiheit und Selbstregierung auf den Mittelpunkt zu beschränken, in den Gliedern aber die bureaukratische Vormundschaft aufrecht erhalten zu können. Er war der entschiedenste Gegner der Communal- und Provinzialfreiheit, wie er bis an sein Ende die Handels- und Kirchenfreiheit bekämpfte; selbst in der Militärfrage wechselte er nie. Und es ward ihm leicht, sich treu zu bleiben; seine Ueberzeugungen waren ja keine abstracten, von Außen hergenommenen Theorien, sie waren er selber; er brauchte sich nur darzuleben, um seine Absichten und Ansichten zu entwickeln, weil diese Absichten und Ansichten seine Natur waren. Darum hat Thiers auch nie weder intriguirt noch conspirirt, um zu seinen Zielen zu gelangen: er hatte eine tiefe Abneigung gegen Beides; was er für sich, für sein Land wünschte, war der offene, aber unblutige Kampf auf der parlamentarischen Wahlstatt, wo er alle seine Kräfte entfalten konnte und deren Zugänglichkeit für alle Franzosen seiner Classe und Bildung eine Lebensfrage für ihn war. Niemand hat darum auch je weniger die Menschen zu täuschen gesucht und getäuscht, mit Ausnahme derer, die ihn eben nicht zu lesen wußten. Denn

Dies über Alles: Bleib' dir selber treu
Und daraus folgt, sowie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend Wen.

Stets wollte er die Herrschaft des allgemeinen nationalen Interesses über die besonderen localen Interessen; nur sollte die Centralregierung, welche das allge-

meine Interesse wahrte, keine absolute, sondern eine beschränkte, überwachte sein, und sie sollte aus der freien Wahl der Nation hervorgehen, nicht durch Gewalt aufgezwungen, noch eine durch Geburt überkommene sein. Mit anderen Worten ein bureaukratischer Gleichheitsstaat mit einer parlamentarischen Leitung, in deren Hand die ganze Beamtenmaschine sich bewegen sollte, wie früher in der Hand des erblichen Monarchen oder des Dictators; denn: le Roi régne et M. Thiers gouverne war von Anbeginn sein Ideal. Und diese unthätige, erbliche Autorität in einem Staate, der nicht länger über eine mit der Nation selber gewordene und gewachsene Dynastie verfügte, wie früher! aus dem die Erblichkeit durchaus verbannt war, in welchem Oberhaus, Kirche, Justiz die wechselnden Launen der öffentlichen Meinung statt überlieferte Interessen und Ideen vertraten! Dieser Wahn seines Lebens aber war auch der Wahn seines Jahrhunderts, seiner Nation und seiner Gesellschaftsclasse; daher die große Bedeutung des Mannes, obschon er selbst zweimal an der Verwirklichung dieses Wahnes scheiterte (1836 und 1840), ein drittes Mal endlich (1871—1873) denselben thatsächlich aufgeben mußte. Die Regierung Thiers' während der zwei Jahre vom Abschluß des Frankfurter Friedens bis zum 25. Mai 1873 war eine Dictatur mit Kriegsgerichten, Belagerungszustand, Ausnahmegesetzen, Beschränkung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechtes, eine Dictatur, die Herr Gambetta und die Seinen bekanntlich eben so heftig angriffen, als später diejenige Mac Mahon's. Daß der Dictator ein Civilist statt eines Militärs war, änderte

durchaus Nichts an der Sache. Daß er die Machtmittel, welche in seine Hand gegeben waren, nicht anwenden wollte, um sich die Dictatur zu sichern und zu bewahren, sondern dieselbe vor einem Majoritätsvotum der Volksvertretung resignirte, war nur höchste Folgerichtigkeit, freiwilliges Anerkennen eingesehener Nothwendigkeit. Auch Karl X. hatte sich nicht gegen die Mehrheit der Volksvertretung erhalten können; Louis Philipp fiel, als er eine künstliche Majorität der wirklichen Majorität entgegensetzen zu können vermeinte; Napoleon III. war schon beunruhigt, als nur fünf Oppositionsmitglieder im gesetzgebenden Körper saßen; eine Stimme Mehrheit gegen seine Regierung hätte ihn gestürzt. Frankreich ist eben seit einem Jahrhundert eine thatsächliche Republik, d. h. es wird von einem verantwortlichen Staatsoberhaupt regiert; dies zuerst eingesehen und laut verkündigt zu haben, ist Napoleon's III. großes Verdienst. Er wollte nie wie Karl X. oder Louis Philipp seine persönliche Regierung hinter verantwortliche Minister verstecken, sondern beanspruchte, wie Thiers nach ihm, die volle Verantwortlichkeit für sich selber.

Niemand, der die Geschichte dieses Jahrhunderts kennt, wird läugnen wollen, daß sämmtliche Herrscher Frankreichs von dem ersten Consul bis zum Marschall Mac Mahon persönliche Herrscher gewesen, und daß jeder Minister, der sie dazu zwingen wollte, die constitutionelle Fiction des unverantwortlichen Staatsoberhauptes innezuhalten, hieß dieser Miuister nun Martignac oder Thiers, Barrot oder Dufaure, Marcère oder Jules Simon, ohne Weiteres beseitigt wurde. Daß dies, die persönliche Re-

meine Interesse wahrte, keine absolute, sondern eine beschränkte, überwachte sein, und sie sollte aus der freien Wahl der Nation hervorgehen, nicht durch Gewalt aufgezwungen, noch eine durch Geburt überkommene sein. Mit anderen Worten ein bureaukratischer Gleichheitsstaat mit einer parlamentarischen Leitung, in deren Hand die ganze Beamtenmaschine sich bewegen sollte, wie früher in der Hand des erblichen Monarchen oder des Dictators; denn: le Roi régne et M. Thiers gouverne war von Anbeginn sein Ideal. Und diese unthätige, erbliche Autorität in einem Staate, der nicht länger über eine mit der Nation selber gewordene und gewachsene Dynastie verfügte, wie früher! aus dem die Erblichkeit durchaus verbannt war, in welchem Oberhaus, Kirche, Justiz die wechselnden Launen der öffentlichen Meinung statt überlieferte Interessen und Ideen vertraten! Dieser Wahn seines Lebens aber war auch der Wahn seines Jahrhunderts, seiner Nation und seiner Gesellschaftsclasse; daher die große Bedeutung des Mannes, obschon er selbst zweimal an der Verwirklichung dieses Wahnes scheiterte (1836 und 1840), ein drittes Mal endlich (1871—1873) denselben thatsächlich aufgeben mußte. Die Regierung Thiers' während der zwei Jahre vom Abschluß des Frankfurter Friedens bis zum 25. Mai 1873 war eine Dictatur mit Kriegsgerichten, Belagerungszustand, Ausnahmegesetzen, Beschränkung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechtes, eine Dictatur, die Herr Gambetta und die Seinen bekanntlich eben so heftig angriffen, als später diejenige Mac Mahon's. Daß der Dictator ein Civilist statt eines Militärs war, änderte

durchaus Nichts an der Sache. Daß er die Machtmittel, welche in seine Hand gegeben waren, nicht anwenden wollte, um sich die Dictatur zu sichern und zu bewahren, sondern dieselbe vor einem Majoritätsvotum der Volksvertretung resignirte, war nur höchste Folgerichtigkeit, freiwilliges Anerkennen eingesehener Nothwendigkeit. Auch Karl X. hatte sich nicht gegen die Mehrheit der Volksvertretung erhalten können; Louis Philipp fiel, als er eine künstliche Majorität der wirklichen Majorität entgegensetzen zu können vermeinte; Napoleon III. war schon beunruhigt, als nur fünf Oppositionsmitglieder im gesetzgebenden Körper saßen; eine Stimme Mehrheit gegen seine Regierung hätte ihn gestürzt. Frankreich ist eben seit einem Jahrhundert eine thatsächliche Republik, d. h. es wird von einem verantwortlichen Staatsoberhaupt regiert; dies zuerst eingesehen und laut verkündigt zu haben, ist Napoleon's III. großes Verdienst. Er wollte nie wie Karl X. oder Louis Philipp seine persönliche Regierung hinter verantwortliche Minister verstecken, sondern beanspruchte, wie Thiers nach ihm, die volle Verantwortlichkeit für sich selber.

Niemand, der die Geschichte dieses Jahrhunderts kennt, wird läugnen wollen, daß sämmtliche Herrscher Frankreichs von dem ersten Consul bis zum Marschall Mac Mahon persönliche Herrscher gewesen, und daß jeder Minister, der sie dazu zwingen wollte, die constitutionelle Fiction des unverantwortlichen Staatsoberhauptes innezuhalten, hieß dieser Minister nun Martignac oder Thiers, Barrot oder Dufaure, Marcère oder Jules Simon, ohne Weiteres beseitigt wurde. Daß dies, die persönliche Re-

dauert haben. Schauen wir aber zurück auf diese neunzig Jahre, wie wir zurückblicken auf die nicht minder bewegten großen Jahrhunderte anderer Nationen, das fünfte Jahrhundert Griechenlands, das zweite Roms, das fünfzehnte Italiens, das sechzehnte Deutschlands, das achtzehnte Englands, und machen wir die Bilanz, wie sie dort gemacht worden, so werden die großen Unglücksdaten von 1793, 1815, 1848 und 1871 nur als Episoden erscheinen in einer lebensvollen, reichen Entwickelungszeit, in der zum ersten Male die Staatseinrichtungen auf der Grundlage vernünftiger und gerechter Grundsätze verwirklicht worden, wo die volle Gleichheit vor dem Gesetze zur Wahrheit geworden, alle willkürlichen Schranken zwischen den Menschen beseitigt, vollständigste Freiheit des Verkehrs bei nie dagewesener Ordnung durchgeführt, wo eine fleckenlose, rasche und wohlfeile Justiz, eine aufopferungsvolle und unermüdliche Polizei, eine arbeitsame, unbestechliche und intelligente Verwaltung, ein wohlgeordnetes Finanzwesen den Einzelnen schützen, das Interesse des Ganzen wahren, wo sich der Reichthum, das Wohlsein, die Bildung des Landes fortwährend und bis zu nie geahnter Höhe entwickelt haben, wo die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und des religiösen Bekenntnisses unbeschränkter als je zuvor gewaltet.

Wohl lebt eine Nation nicht nur von Brod, noch soll es ihr genügen, dies Brod in Ruhe genießen zu können: Nationen mehr noch als Einzelne brauchen des Idealen, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen; das ideale Leben aber eines Volkes ist der

Ruhm, und wahrlich, wenn Frankreich zurückschaut auf dieses Jahrhundert, kann es klagen, daß es dürftiger ausgegangen, als irgend ein anderes vor ihm? Hat es nicht drei Mal die Ehre gehabt, die europäische Menschheit auf den Weg der Befreiung zu führen? Hat es nicht ein Staatswesen und ein Gesetz gegründet, welche das Muster der modernen Staatsordnung geblieben und nicht nur von den lateinischen Schwesternationen, sondern auch von den germanischen Völkern nachgeahmt wird? Ist der Waffenruhm von Rivoli und Marengo, von Jena und Austerlitz, von Constantine und Isly, von Sebastopol und Solferino Nichts, weil das tapfere Heer, wie das jeder Nation und jeder Zeit, auch schlimme Tage erlebt, wie einst das Heer Condé's und Turenne's? Und wenn Frankreich eine alte Eroberung hat herausgeben müssen, hat es nicht eine andre Provinz erworben, welche Sprachgenossenschaft und Naturbeschaffenheit ihm längst zugewiesen und ihm als sicheres Besitzthum für alle Zeiten verbürgen? Welches Jahrhundert der französischen Geschichte, außer dem Jahrhundert Ludwig's XIV., hat Größeres geleistet in der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur? Nur ein so undankbares Volk als das französische — das undankbarste, das die Welt gesehen, seit Athen — kann auf seine großen Männer und ihre Gaben so schnöde herabsehen. Wir draußen Stehenden können und müssen sagen, daß kein Land ein reicheres geistiges und politisches Leben aufzuweisen hat, als Frankreich, auf das die Augen der Welt seit so vielen Jahren geheftet sind; daß keine Periode und keine Nation mehr und größere Redner, edlere Kämpfe

um die höchsten Fragen gesehen, als das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts. Wer aber die Geschichte dieses Jahrhunderts übersieht, sei's von dem Mittelpunkt, sei's von Außen, wird stets in der ersten Reihe der Kämpfenden den Mann erblicken, in dem der bürgerliche Franzose des neunzehnten Jahrhunderts von Anfang an seinen Sprecher und Führer erkannt hat: M. Thiers.

II.

E. Renan als Philosoph.

I.

Unter den Schriftstellern des zweiten Kaiserreiches ist keiner, dessen Namen mehr in den Mund der Menschen gekommen wäre als der Renan's*). Hier hat einmal die vox populi, gegen ihre Gewohnheit, Recht gehabt, obschon sie auch hier gemäß ihrer Gewohnheit mehr von Zufall und Leidenschaft als von Einsicht geleitet ward. Hätte Renan nicht in einem seiner Werke — und bezeichnender Weise in dem wenigst tadellosen seiner Werke — an eine Lebens- und Brotfrage des Klerus gerührt, so daß dieser, gegen dessen Publicum ja das eines Goethe und Shakespeare ist wie das Häuflein der Athener gegen die Schaaren der Perser, Alarm rief, — der Name des aristokratischsten aller Schriftsteller wäre nie in so weite Kreise, nie in so tiefe Schichten gedrungen. In den höchstgebildeten Regionen seiner Nation wäre er deshalb nicht minder bekannt geworden und war es schon vor 1863, als das „Leben Jesu" erschien.

*) S. im Anhang zum ersten Bande dieser Sammlung (Frankreich und die Franzosen) meinen Essay über Renan als Politiker.

Was seine gelehrten Werke über die semitischen Sprachen, über die griechischen Studien im Mittelalter, über Averroës ihm nicht erworben hatten, eroberten ihm seine kritischen Aufsätze der „Revue des Deux Mondes" und des „Journal des Débats" im Sturm: die Aufmerksamkeit, theilweise auch den Beifall der vergleichungsweise sehr zahlreichen Geisteselite Frankreichs, welche freilich „ein Titel schon vertraulich" gemacht hatte: Renan war bereits im Jahre 1856 als Nachfolger Augustin Thierry's in die „Académie des Inscriptions et belles Lettres" berufen worden, welche bekanntlich der solidesten, wenn auch nicht der lautesten, Autorität unter den fünf Akademien genießt. Da jene Aufsätze nun keineswegs zu dem guten Mittelmäßigen gehörten, dem allein der augenblickliche Erfolg ganz unfehlbar gesichert zu sein pflegt, da sie in der That das Beste sind, was die französische Literatur überhaupt in dieser Gattung aufzuweisen hat, so ist die unmittelbare Anerkennung, die bei wirklich guten Werken ja so oft auf sich warten läßt, hier nur dadurch zu erklären, daß jene Aufsätze — wie z. B. Götz und Werther, um geläufige Beispiele zu nennen — neben ihrem absoluten und folglich dauernden Werthe, auch den relativen und vorübergehenden Vortheil besaßen, einer gerade in der Nation beginnenden Geistesströmung Ausdruck zu geben.

Man kann sagen, die historische Kritik der Franzosen datirt erst vom zweiten Kaiserreich, obwohl Sainte-Beuve schon unter Louis Philipp, Villemain gar unter der Restauration geschrieben hatten; dieser hatte doch die Tradition der dogmatischen Kritik nie ganz überwunden,

jener ging von der Partei und von der nationalen, wenn auch unabhängigen Bildung aus, er übte die historische Kritik, aber ohne sie als ein System zu bekennen und langte endlich bei der rein psychologischen Behandlung an. Die historische Kritik, welche über aller Partei steht, Nationen, wie Religionen und Literaturen als vorübergehende Formen und Phasen auffaßt, ihnen ihren Platz in der Entwickelung der Menschheit anzuweisen sucht, anstatt sie nach gewissen Regeln zu beurtheilen, tritt bewußt erst unterm zweiten Kaiserreich auf und Renan war ihr Verkünder. Da nun diese bewußte historische Kritik vor Allem eine Reaction gegen die dogmatische Kritik academischer Ueberlieferung war, diese aber sich in die „Université" als in ihre Citadelle zurückgezogen hatte, so war es kein Zufall, daß ihr Verkünder nicht, wie die meisten anerkannten Schriftsteller seiner Generation — ich erinnere nur an Taine und Sarcey, Prévost-Paradol und J. J. Weiß, About und Assollant, Caro und Janet, Martha und Mézières — aus der Pflanzschule der Universität hervorging, sondern aus dem geistlichen Seminar von Saint Sulpice, und sich vornehmlich mit deutscher Bildung genährt hatte, wie denn auch die beiden Kritiker, welche Renan im Standpunkt, wenn nicht in der Manier, am nächsten sind und nach ihm am meisten zur Verbreitung der historischen Auffassung beigetragen, E. Scherer und E. Montégut, ebenfalls außerhalb der französischen Tradition wurzeln: sie sind beide literarisch, wenn nicht wissenschaftlich, von England ausgegangen. Alle drei aber stehen, mittelbar oder unmittelbar, unter der Herrschaft des deutschen Gedankens,

wie er am Anfang dieses Jahrhunderts formulirt ward. Das Naturell der drei Kritiker ist allerdings so verschieden, wie die Form, die sie gewählt, wie die Folgerungen, zu denen sie gelangt sind; ihre Bedeutung in der französischen Geistesgeschichte ist darum nicht minder die Vermittelung des deutschen Gedankens in ihrem Vaterlande und durch es, dessen Sprache noch immer das mächtigste Bindemittel der modernen Cultur ist, in Europa.

Es ist hier nicht der Ort, eine ausgeführte Charakteristik E. Renan's zu geben. Sein Talent ist ein so bedeutendes, seine Thätigkeit eine so vielseitige, sein Einfluß ein so gewaltiger, daß man die Schranken eines Aufsatzes überschreiten müßte, wenn man ihm gerecht werden wollte. Dabei ist Renan der Vertreter des besten Theiles seiner ganzen Generation; und ein eingehendes Studium seiner schriftstellerischen Persönlichkeit würde an sich schon ein umfassendes Kapitel französischer Literaturgeschichte bilden. Seine Zeit- und Landesgenossen wollen das freilich nicht Wort haben und können nicht genug an ihm kritteln: Dem ist seine Redeweise zu manierirt, seine Denkweise zu schlaff, seine Gefühlsweise zu süßlich; Jener klagt über Inconsequenz und Paradoxie; ein Dritter meint, er sei zu sehr Literat in der Wissenschaft, zu sehr Gelehrter in der Literatur; die Einen sehen in ihm einen Religionsverächter, während er den Andern zu mystisch ist; fast Allen ist sein muthiger Aristokratismus zum Gräuel. Und doch ist Renan im eminentesten Sinne der Mann seiner Zeit, geben seine Werke der Stimmung dieser Zeit den treuesten und schönsten Ausdruck; denn eine Zeit hat ihre geschicht-

liche Bedeutung nicht so sehr in den politischen und religiösen, literarischen und sittlichen Glaubenssätzen, die sie laut bekennt, als in der innersten Stimmung, welche ihr Handeln bestimmt; und wer dieses Innerste herauskehrt mag seine Landsleute und Altersgenossen durch diese seine indiscrete Aufdeckung verletzen, der Geschichte sind seine Spiegelbilder werthvoller als alle schmeichelhaften und von Jedermann anerkannten Schilderungen der Oberfläche. Mehr als das: eine Generation kann noch im Strome fortschwimmen, den die vorhergehende in Bewegung gesetzt, sie wird doch in der Geschichte nach denen benannt und beurtheilt werden, welche, wenn auch noch so gering an Zahl, die Gegenströmung eingeleitet, die erst unbewußt, dann bewußt, vielleicht erst lange nachher, die Masse ergreift und mit sich fortreißt: so schien im deutschen Publicum Wieland noch der unbestrittene Alleinherrscher, als sich schon an zwanzig Orten eine stürmende und drängende Jugend gegen diese Herrschaft auflehnte, und Herder erkennen wir als den Repräsentanten der Generation von 1770 an, nicht Wieland, dessen gelesenste und vollendetste Werke vom Agathon und der Musarion bis auf die Abderiten und den Oberon, doch erst gerade in jene Periode fielen, die wir von Herders Fragmenten zu datiren gewohnt sind.

Kein größerer Gegensatz ist denkbar, als der zwischen dem geistig-robusten Geschlechte von 1830 und der Generation von 1860: Jenes naiv, voller Illusionen und Begeisterung, zum Handeln und Schaffen drängend, leidenschaftlich, beschränkt; diese enttäuscht und entmuthigt, skeptisch-billig, offenen Blickes, biegsamen Geistes, ver-

ständnißvoll, aber zeugungsschwach, der Kritik zugewandt. Es giebt kaum ein Wort, das öfters als das Wort nuance, keine Wendung, die mehr als die Wendung „in einem Sinne" bei Renan vorkomme: die Leute von 1830 wußten kaum, was eine Nuance war und begriffen wohl noch weniger, daß es einen anderen Sinn geben könne als ihren. Die Generation — ich spreche immer nur von denen, die für ihre Zeitgenossen denken, nicht vom numerus — die Generation, deren reifere Jugend in die Katzenjammerzeit fiel, welche auf den Rausch von 1830 folgte, deren Jünglingsalter die geistlose Orgie von 1848 und die brutale Eklipse vom 2. December sah, war alt vor der Zeit im Guten wie im Schlimmen, schwach im Hasse und der Liebe, einsichtig, nachsichtig, vorsichtig. Wenig aufgelegt zum Handeln, lähmte sie sich noch durch die allzu vielseitige Betrachtung der Dinge; suchte Allem und Jedem gerecht zu werden; und so ward „der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Bläße angekränkelt." Eine solche Hamletstimmung aber ist immer bewußt: wo Alles Object der Betrachtung wird, anstatt Motiv zum Handeln oder Schaffen zu sein, wird auch das eigene Selbst ein gerne angeschautes Object; und da kann die Unzufriedenheit nicht ausbleiben. Da nun aber der Mensch immer Mensch bleibt, so tritt auch beim aufrichtigsten der Menschen diese Selbstunzufriedenheit als Unzufriedenheit mit der Zeit auf, der man angehört, die unser erweitertes, aber weniger empfindliches Selbst ist. Jede Zeit hat ihre Unzufriedenen; neu ist nur, daß die Unzufriedenen von heute doch auch die Berechtigung der Dinge einsehen,

mit denen sie unzufrieden sind und dieselben weder im Namen eines entgegengesetzten Princips leidenschaftlich zu bekämpfen, noch auch in ruhiger Verachtung an sich vorübergehen zu lassen sich entschließen können. Keiner von ihnen hat die Entrüstung und den Muth eines Rousseau gegen die Verbildung seiner Zeit, eines J. de Maistre gegen die Plattheit der revolutionären Ueberlieferung; keiner auch die vornehme Ironie eines Mignet oder Mérimée, die sich als kälteste Objectivität giebt. Sie sehen die Sache fatalistisch an, suchen die Kausalität zu begreifen, warum Alles so kommen mußte, wie Eines die Folge des Andern ist: „Die universelle Kritik ist der einzige Charakter, sagt Renan selber, den man dem zarten, gleitenden, unfaßbaren Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts" — sollte heißen der zweiten Hälfte desselben — „zuschreiben kann;" er fügt freilich hinzu: „Alles verstehen heißt nicht Alles freisprechen;" obschon gerade bei ihm dieses Verstehen aller Dinge im Grunde doch auf ein Rechtfertigen aller Dinge, im Hegelschen Sinne, hinausläuft: Alles was ist, ist vernünftig.

Ein Mensch wie Renan begreift Alles: die Vergangenheit wie die Gegenwart, die politische wie die kirchliche Reaction, den Idealismus wie den Materialismus: Alles hat in seinen Augen eine Berechtigung, aber auch das Berechtigtste hat seine schwache Seite, die er durchschaut. Darum hat er aber doch seine Sympathien und Antipathien. So besitzt er eine kleine Schwäche für Alles was vornehm ist, in des Wortes edelster Bedeutung, und eine grenzenlose Verachtung für alles Spießbürgerliche im Sinne der geistigen und sittlichen Mittel-

mäßigkeit; ein tiefgefühltes Wohlwollen für die Einfältigen an Geist und Niederen an Rang, deren kindliches Gemüth erkennt, „was kein Verstand der Verständigen sieht;" eine gewisse Vorliebe nach Art der Künstler für die Starken, welche das Handeln übernehmen, damit die Erwählten des Geistes ruhig denken und ungestört schaffen können. Denn Grundgesetz alles Menschendaseins bleibt ihm doch immer, daß die Millionen da sind, den happy few als Dünger zu dienen und daß ein Genius, der mitten unter der Ignoranz der Millionen eine göttliche Komödie schafft, mehr für die menschliche Bildung thut als tausend Realschulen, welche ihr Petroleumlicht in jede Bauern- und Arbeiterstube tragen. Damit verletzt der Künstler natürlich nicht wenig die Hunderttausende seiner Zeitgenossen, die auf der Höhe der Menschheit zu stehen glauben, weil sie ihre Realschule absolvirt; aber er streichelt damit auch äußerst wohlthuend alle die feineren geistigen Organisationen, welche das Höchste zu genießen wissen, ohne selber zum Leisten berufen zu sein, welche in dem rohen Steeplechase des Lebens nicht mitrennen können noch mögen, aber das Gefühl haben, daß sie die Renner überschauen und deren Urtheil am Ende doch von jenen Rennern, die keine Zeit haben sich selber ein Urtheil zu bilden, auf Treu und Glauben angenommen werden wird.

Renan aber hat nicht nur diese Stimmung der Besten seiner Zeit tiefer als irgend ein Anderer durchempfunden; er hat sie auch getreuer als irgend ein Anderer zum Ausdruck gebracht. Renan ist unbestritten der große französische Schriftsteller der zweiten Hälfte

des Jahrhunderts. Bei den Franzosen mehr als bei irgend einer anderen Nation spitzt sich der Styl eines jeden Zeitalters und einer jeden Richtung in einem Schriftsteller typisch zu. So wird jeder Fénelon und Bossuet, Voltaire und Rousseau, M. Thiers und Mme. Sand als vollendetste Typen verschiedener Stylepochen und Stylgattungen anerkennen; und in diesem Sinne darf Renan's Styl als der Repräsentativstyl der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts angesehen werden, wo beide Strömungen der französischen Prosa zusammenfließen: klar und durchsichtig die eine, dichterisch-schwungvoll und musikalischer Cadenz die andere: nur die Kraft und die Unmittelbarkeit fehlen, welche beide charakterisirten, und sie fehlen, weil sie der Zeit abgehen. Eine gewisse Weichheit und Unbestimmtheit geht durch Alles durch; vor lauter Schattirungen verschwinden die bestimmten Linien der Zeichnung: wie bei der weiblichen Schönheit sind Knochengerüste und Muskelbänder vom zartschwellenden Fleische verhüllt, das mehr die Sinne reizt, als den Sinn befriedigt. So auch ist der Gedanke, ist die Leidenschaft, ist das Gefühl nie direct, sondern stets durch die Reflexion vermittelt, wodurch eine gewisse bläßliche Morbidezza eintritt, die den überreizten Geschmack einer vorgeschrittenen Zeit mehr anzieht, als gesunde Rubens'sche Farbenpracht. Niemand springt eben über seinen Schatten: die Generation Renan's war und ist eine conceptive; und sie ist eine früh gealterte, keine jugendliche: wer an diesem modernen Geistesleben theil nimmt, bleibt modern: nur indem er die Zeitgenossen ignorirt, ausschließlich mit der Natur, dem niedern Volk, der alten Kunst, den

wenigen von der Menschheit ausgesichteten Schriftstellern aller Zeiten lebt, vermag ein Denker und Künstler auch heute noch antik zu sein. Anders mit den Handelnden, daß deren auch unsere Zeit noch hervorbringen kann, welche keinem Helden der Vergangenheit an Naivetät nachstehen, haben wir ja alle seit dreißig Jahren bewundernd miterlebt.

Nach allem Gesagten wird es nur natürlich scheinen, daß der begabte Wortführer seiner Generation die Religionsgeschichte zu seinem besonderen Fache erwählt und sein Höchstes in den unerreichten Essays über griechischen Polytheismus, über Judenthum und Islam geleistet, seine größte Kraft auf die Geschichte der Entstehung des Christenthums verwandt habe. Die Religion giebt sich ja am liebsten als das Absolute und Ewige: nirgends also ist die Versuchung größer, die Ironie, welche aller geschichtlichen Weltanschauung zu Grunde liegt, anzuwenden und gerade hier zu zeigen, wie vergänglich und wie zahlreich die Formen sind, unter denen das Ewige dem idealbedürftigen Sinne der Menschheit geboten wird. Daher erklärt sich auch, daß Renan oft und gern die Politik berührt, wo ähnliche Hinfälligkeit sich unter ähnlicher Prätention zu bergen liebt; während er, der Künstler und Denker, so selten Kunst und Philosophie zum Gegenstand seiner Erörterungen gemacht: 'Kunst und Philosophie suchen eben das Wesen der Dinge zu fassen — wahre Philosophie und Kunst fassen es auch — die Historie aber hat's nur mit deren vorübergehenden Gestalten zu thun, hinter denen sie ihr Wesen nur errathen läßt. Doch hat Renan darum nicht minder philosophirt,

und er bietet uns gerade jetzt in einem Bande alle Fragmente seines Philosophirens von 1860 bis heute: indeß ist es leicht zu sehen, daß er auch hier sich und der Historie treu geblieben ist und mehr nach dem Werden fragt als nach dem Sein.*)

II.

Die neue Sammlung, zumal das Hauptstück, die Dialoge, zeigt Renan den Schriftsteller wiederum im glänzendsten Lichte. Nie seit seinen Aufsätzen über die Religionen des Alterthums und über Lamennais war seine Sprache so poetisch-anziehend, so anmuthig fließend,

*) Dialogues et fragments philosophiques. Paris, Colmann Lévy, 1876.

Die gesammelten philosophischen Aufsätze Renan's sind weder chronologisch, noch systematisch geordnet. Ich würde dem, der eine richtige Einsicht in Renan's Gedankengang gewinnen will, rathen, mit dem Briefe an Guéroult (1862) anzufangen, der den Standpunkt des Verfassers feststellt, dann zu dem Sendschreiben an Berthelot (1863) überzugehen, worin die Vergangenheit des Universums von der bewußten Staatengeschichte bis zur atomistischen, nur von der Mechanik beherrschten, Phase zurück verfolgt wird. Dem würde sich die Hauptschrift der Sammlung, die „Dialogues philosophiques", (1871) anreihen, welche die Zukunft des Weltalls von dem Bewußtsein des Menschen bis zum Bewußtwerden des Universums selber in „Gewißheiten, Wahrscheinlichkeiten und Träumen" zu durchdringen suchen. Die ganze Lectüre würde ich schließen mit dem vortrefflichen Aufsatze über die Zukunft der Metaphysik (1860), welcher — daran ist wohl kein Zweifel — der letzte Ausdruck der Ueberzeugungen Renan's ist, wenn er aufs Träumen und Vermuthen verzichtet, die Ueberzeugung, daß die Philosophie aufhören wird, eine besondere Wissenschaft zu sein, aber alle Wissenschaften begleiten und durchdringen muß, wenn diese einen anderen als einen rein utilitarischen Werth behalten sollen.

so vornehm maßvoll. Krystallhell und belebt, aber nicht farb- und geschmacklos wie das seichte Wasser eines Waldbächleins, mahnt uns recht im Gegentheil seine verlockende und bewegte Tiefe an die grünblaue Salzfluth, die eine Welt in sich birgt, eine andere in sich spiegelt. Renan wird sichtlich strenger mit sich, je weiter er in Jahren vorrückt; mit Sorgfalt — aber mit einer Sorgfalt, deren der lauernde Beobachter nur durch das Ergebniß gewahr wird — vermeidet oder beschneidet er alle zur Manier gewordenen Redensarten, jedes unnütze oder unbestimmte Eigenschaftswort, jeden abstracten Ausdruck, bei dem sich Nichts oder Zuviel denken läßt; sucht er seinen Satzbau so correct und einfach zu bilden als möglich, ohne daß die Knappheit in Steifheit, die Bescheidenheit in Nüchternheit ausarte. Mehr als je greift er zum Mittel der Ironie, das er so sicher und taktvoll zu handhaben weiß: seine Argumentation gegen das Wunder und die gesetzhemmende Wirkung des Gebetes, seine Schilderung der demokratischen Selbstzufriedenheit sind wahrhaft platonisch, wie auch seine Gleichnisse und Allegorien an die Plato's, durch die fast prosaische Genauigkeit erinnern, welche doch dem dichterischen Schwunge so gar keinen Eintrag thut.

Auch in der Wahl der Form lehnt er sich an Plato an. Mit Unrecht däucht mir. Der Dialog ist von allen conventionellen Kunstformen die widernatürlichste. Griechenland hat uns im Grunde alle literarischen Formen gegeben, die wir besitzen; alle hergenommen von seinen Lebensformen: aber so verändert auch diese Lebens-

formen sein mögen, etwas ist überall und immer geblieben von dem, was die Formen des Epos, der Lyrik, des Drama's bestimmt; die sokratische Unterhaltung dagegen existirt nicht mehr, sie hat Griechenland nicht überlebt. Weil sich einmal ein Wundermann gefunden, der in einer wenig schreibenden Zeit, er selber das Gegentheil eines Schreibemenschen, die vor ihm schon lange und viel gepflegte Kunst des philosophischen Gespräches zur Vollendung brachte, die höchsten Probleme contradictorisch in der Unterhaltung behandelte, einen Schüler fand, der, noch mehr Dichter als Denker, jene kleinen Dramen künstlerisch fixirte und der Nachwelt vermachte — darum ist noch keineswegs gesagt, daß selbst der größte Dichter unserer indirecten Zeit, wo die persönliche und gegenwärtige Wechselwirkung auf ihr Minimum zurückgeführt ist, Aehnliches thun könne. Schon ein Cato und ein Laelius des Cicero sind Advocaten, verglichen mit Plato's Sokrates; und gar unsere modernen Gesprächführer, mit einziger Ausnahme von Rameau's Neffen bei Diderot,*) sind Kanzel-, Katheder- oder Tribünenredner, d. h. Monologisten, während dem atheniſchen Geburtshelfer, sei's nun, daß er sich unterm Schatten der Platane am Ufer des Ilissus lagert, sei's, daß er in des Hippias Säulenhalle auf- und abwandelt, immer

*) Am nächsten kömmt vielleicht noch Fenelon in seinen Dialogen über die Beredtsamkeit, obschon gerade er es verschmäht, seinen Gesprächführern Namen zu geben. Wenn ich hier Lucian's und Leopardi's unerreichte Gespräche nicht berücksichtigte, so ist's, weil sie eben keine systematischen Abhandlungen in Gesprächsform sind, um die allein es sich hier handelt.

lebendige Menschen zur Seite sind, die keinen Shakespeare'schen Personen an Individualität etwas nachgeben, ein Phädros oder ein Alkibiades, ein Polos und ein Kallikles, kein Herr A. B. u. C., wie die Personen der Renan'schen Gespräche sich füglich hätten nennen können, anstatt die symbolischen Griechennamen anzunehmen, welche die Abstraction nur noch abstracter erscheinen lassen. Wie die Personen aber, ist auch die Sprache die der Exposition, nicht die der Unterhaltung und die Inscenirung ist so gut wie abwesend.

Doch genug von der Form; kommen wir zum Inhalt. Auch hier wieder Renan's alter, nie abgeschwächter Reiz: die Fülle der Anregung. Ich kenne wenig Bücher, die mehr *suggestiv* wären, um den englischen Ausdruck zu gebrauchen, als diese philosophischen Träumereien. Ueberall öffnen sich überraschende Aussichten: hier reizt ein keckes Wort in seiner neckischen Halbwahrheit zum Widerspruch, dort ladet eine tiefsinnige Anspielung zum Verfolgen eines Gedankens ein. Auf Gott und Welt, Staat und Kirche, Schule und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, Krieg und Gewerbsthätigkeit fallen erhellende Streiflichter und wir folgen, manchmal kopfschüttelnd, aber immer wieder nachgezogen, den geistreichen Phantasien des Künstlers auf dem melodischen Instrumente, das er so meisterhaft zu handhaben weiß. Vor Allem anregend aber ist der Dichter-Philosoph für die so zahlreiche Kategorie unserer Zeitgenossen, die sich dem Lichte der modernen Wissenschaft nicht verschließen wollen, doch aber nicht gern aus dem Halbdunkel der Tradition herauszugehen wagen, die, nachdem sie staunend und

wie überrumpelt der mechanischen Erklärung des Weltprocesses und Denkprocesses gefolgt sind, doch das Göttliche und Seelische retten möchten und froh sind, einen Philosophen zu finden, der ihnen das Irreductible im Einen wie im Andern mit den schönen Namen des Ideals, des Göttlichen behängt, anstatt ihnen rund heraus zu erklären, daß sie hier vor einem Fragezeichen stehen, das stets ein Fragezeichen bleiben muß, weil der Mensch aus den Kategorien nicht heraus kann, welche die Gesetze seines Denkens sind.

Nie war wohl ein Denker im Grunde seines Wesens skeptischer als dieser unser Philosoph; aber keiner hat sich und andern den Abgrund des Skeptizismus anmuthiger unter Blumen und wohlriechendem Laubwerk zu verdecken gewußt. Er selbst nennt's einmal ganz naiv „le parterre charmant de la variété de mes pensées." Nun ergehen sich mit ihm im schönblühenden Garten und unter den Klängen wohllautender Rede die zarten Gemüther und neugierigen Geisterlein, die mit Fechner die Sterne verfolgen und mit Darwin über die Jahrtausende disponiren wollen, Schopenhauerisch die Weltprellerei ironisiren und dabei den Gedanken nicht aufgeben mögen, daß dem Menschen denn doch noch ein apartes Reich Gottes bereitet sei; träumen von den Welten, die in der Welt kreisen, und können's doch nicht vergessen, daß unser Herrgott einmal expreß für sie heruntergestiegen ist auf diesen Maulwurfshügel; gucken durch's Mikroskop und durch das Teleskop und sind doch froh, wenn sie die Welt wieder durch gemalte Kirchenfenster ansehen können; schwelgen vor Allem in

dem Vollgenuß, den platten Materialisten und Atheisten, wie den beschränkten Orthodoxen und den hölzernen Deisten gleicherweise tief unter sich zu fühlen. Auch Schreiber dieses — er gesteht es — möchte gerne solche Pfade wandeln, denn er gehört seiner Zeit an; zuweilen besinnt er sich aber doch, fragt sich recht nüchtern prosaisch, was denn eigentlich der positive Gehalt ist, den man aus allem dem ziehen könnte, und da kommt er eben nicht zu reichen Resultaten.

Der Ausgangspunkt Renan's ist rein Kantisch. Die Natur ist nur Erscheinung; seiend ist nur das Ding an sich; Gott wird nur erwiesen durch das sittliche Gewissen. „Dieser Gott nun handelt nicht durch besondere Willensacte" — das unzählige Male in diesem Bande wiederholte Wort ist von Malebranche —; denn die wahre Gottheit ist nicht verschieden von der beständigen Ordnung der Gesetze des Weltalls. Auf diesen Standpunkt kommt Renan auch immer wieder zurück; aber er verläßt ihn nur allzu oft, ohne es selber zu bemerken: sein mythologisches Bedürfniß, in Allem, was je geglaubt worden, das Gleichniß einer Wahrheit zu sehen, läßt ihn jeden Augenblick wieder auf den Anthropomorphismus ausgleiten: kaum hat er sich dagegen verwahrt, Gott menschliche Attribute beizulegen, so nennt er ihn schon auf der nächsten Seite „weise, gerecht und gut." Dann heißt es wieder: „Alles geht aus der Materie hervor; aber die Idee ist's, die Alles belebt, die, indem sie sich zu verwirklichen strebt, zum Sein treibt. Das ist Gott. Es giebt kein Gebäude ohne Steine; es giebt keine Musik ohne Saiten und Kupfer, keine Gedanken

ohne Nervenmasse; aber die Steine sind nicht das Gebäude; die Geigen sind nicht die Musik; das Gehirn ist nicht der Gedanke: es sind die Bedingungen, ohne welche Gebäude, Musik und Gedanken nicht sein könnten. Eine Sonate Beethoven's auf dem Papier existirt nur im posse. Was sie sein macht ist die Schwingung, eine meßbare physische Thatsache, so daß das Concert, eine unmeßbare moralische Thatsache, sich aus zwei Dingen ergiebt: dem Gedanken des Componisten und der materiellen Thatsache der Schwingung."

So geht es ihm auch mit der Freiheit. Seiner ganzen Theorie nach dürfte sein Mensch so wenig frei sein wie sein Gott, der durch keine besonderen Willensacte handeln kann, als die unbelebte Welt, „in der Jemand, der allwissend genug dazu wäre, Alles im Voraus verkünden könnte." Diese Consequenz aber des Causalitätsgesetzes wagt er nicht zu ziehen und als ein eingefleischter Franzose, der er ist, hat er Angst vor Jansenismus und Calvinismus; der Mensch bleibt ihm frei. Und zwar meint er damit keineswegs die metaphysische Freiheit des intelligiblen Menschen, für den das Gesetz der Causalität nicht mehr existirt, sondern die Freiheit des empirischen Menschen, der Wälder abholzt und Sümpfe entwässert. Aber nicht allein die Causalität, auch Zeit und Raum werden dem französischen Schüler Kant's unter der Hand wieder zu Wirklichkeiten, ja zu der einzigen Wirklichkeit. Renan's Gott ist nicht, er wird; folglich ist die Zeit auch „der allgemeine Factor, der große Coefficient des ewigen Werdens." Die Welt ist schon unendlich mehr Gott als sie es war, sie wird

es aber noch viel mehr werden. Die moderne Wissenschaft ist von der Geschichte zur Mythologie aufgestiegen, von der Mythologie zur Linguistik, von ihr zur Anthropologie; dann einen Schritt weiter zurück zur Geologie, von dieser zur Astronomie; aber auch das Werden der astronomischen Objecte, welche das Ewige, Anfanglose selber schienen, hat die Chemie erklärt und die mechanische Physik reicht noch weiter hinauf als diese, bis in eine atomistische Periode. So hat die Wissenschaft, vor der Renan einen gewaltigen Laienrespect hat, uns die fortschreitende Vervollkommnung der Welt vom Anorganischen zum Organischen, vom Selbstbeweglichen zum Intelligenten und bis zum Bewußten nachgewiesen. In dieser colossalen Geschichte der Vergangenheit, welche nach Millionen von Jahren zählt, nimmt die sogenannte geschichtliche Periode, seit der Mensch die ersten Schritte zur Civilisation gethan, nur einige Jahrtausende, die Periode gar, seit der Mensch seinen Planeten kennt, nur einige Jahrhunderte ein. Diese Entwickelung aber hat sich von Innen aus vollzogen, nicht mittelst Descartes' archimedischer Forderung des vielberufenen Nasenstübers:

Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße?
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?

Das klingt nach Spinozismus; aber schon sind wir auf andern Wegen. „Eine Art innerster Feder, die Alles zum Leben drängt und zu einem immer entwickelteren Leben, das ist die nothwendige Hypothese." Da hätten wir also Schopenhauer's „Willen zum Leben" als primum movens, wie wir als Gesetz, nach dem dieser Wille zum Leben sich bethätigt, die Darwin'sche Morpho-

logie und seinen Kampf um's Leben haben — schon im Jahre 1863, was die Schnelligkeit der Renan'schen Divinations- und Assimilationskraft beweist, die sich ja auch aus Fechner wie aus Fichte und Hegel alles ihm Congeniale mit wunderbarem Instincte angeeignet hat. Der Hegelianismus liegt auch der Weiterführung seiner geschichtlichen Hypothese zu Grunde: wenn Gott überall ist, aber nur im Menschen zum Bewußtsein kommt, so ist das Renan'sche Gottwerden des Universums nothwendigerweise ein Menschwerden: denn „der Fortschritt zum Bewußtsein ist ja das allgemeinste Gesetz der Welt." Wie aber wird die Welt in Zukunft zum Bewußtsein vorschreiten, in anderen Worten, wie wird sich das Menschenbewußtsein erweitern?

Sehen wir, ehe wir uns unseren Hypothesen und Träumen überlassen, was wir sicher wissen. Wir wissen, daß kein intelligentes selbstbewußtes Wesen außer dem Menschen selber eine Wirkung auf die Erde ausübt; d. h. es gibt keine Wunder, welche den Lauf der uns bekannten Gesetze durchbrechen. Existiren auf einem anderen Planeten intelligente und selbstbewußte Wesen wie der Mensch, so gelangt ihre Wirkung nicht bis zu uns, wie unsere ja auch nicht bis zu ihnen gelangt. Die erste Gewißheit ist also, daß die Weltgesetze absolut sind. Die zweite — ist Renan auch sicher, daß es eine Gewißheit ist oder spielt ihm das jedem Franzosen, selbst Pascal, eingeborne Bedürfniß der Zweckmäßigkeit einen Streich? — die zweite Gewißheit wäre, daß ein Trieb in der Natur ist, der nach einem Ziele hintreibt; dies Ziel aber ist nicht einfach das Leben selber wie bei Schopenhauer

(bei dem übrigens kaum von einem Ziel, sondern nur von einer Richtung geredet werden kann), sondern ein Ideal, zu dem uns der seiner noch unbewußte Gott hintreibt, indem er uns auf alle mögliche Weise täuscht und uns glauben macht, wir verfolgten eigene Ziele, während wir doch nur seinen Willen ausführen. Man sieht, wie sich hier zu obigem Finalitätsbedürfniß des Franzosen das besondere Renan'sche Gleichnißbedürfniß gesellt, um ihm Fallen zu stellen. Renan ist freilich so sehr Poet, daß man nie recht weiß, ob er figurativ oder eigentlich spricht; lassen wir ihm aber, wie Schopenhauern, dem diese ganze Auffassung ursprünglich angehört, das Benefiz der bildlichen Redeweise. Gott-Natur, der „große Egoist," der so bestimmte Absichten hat, so mephistophelisch zu Werke geht, bleibe ein Unpersönliches. Vergessen wir auch, daß ein Gott, der die Tugend will, der den Trieb dazu (den kategorischen Imperativ) in uns eingepflanzt, der eigentlich nur durch die Anwesenheit dieses Triebes in uns erwiesen werden kann, doch selber keine so untugendhaften, lügnerischen Wege gehen sollte. Denn manchmal sollte man wirklich glauben, ihm sei die Natur wie dem Leopardi:

. . . . . il brutto
Poter che, ascoso, a comun danno impera.

Nehmen wir an, Gott-Natur verfolge bestimmte Ziele mit uns, handle wie der Instinkt der Thiere, der ja auch unbewußt gewisse Ziele verfolgt. Wo aber ist der Beweis, daß dieser unbewußte Gott nach einem andern Ziele, als das Thier, d. h. nach einem idealen Gute, anstatt nach dem Leben und der Erhaltung des Lebens

strebe? Das ist reine Vermuthung; wie kommt sie unter die Gewißheiten? Warum bleibt Renan nicht wie Schopenhauer bei dem Sichbescheiden stehen, bei der Einsicht, daß dies Ziel ein dem Menschen mit seinem Denkorganismus unerkennliches ist, d. h. bei der Nothwendigkeit der Ignoranz? Die Vermuthung Renan's aber ist nicht nur keine Gewißheit, sie ist auch eine äußerst willkürliche Vermuthung. Er selbst sagt „jenes Ziel entgehe uns ganz" (un but qui nous dépasse complètement): woher will er denn nun wissen, daß dieser Zweck „die Moralität des Individuums" ist? Vermöge der Beweisführung Kant's in der praktischen Vernunft, wird man denken; aber das genügt dem französischen Denker nicht, er ruft auch noch eine äußere Autorität an, die herrschende Sitte und Anschauung, die Meinung, denn „die Meinung, wenn sie tief, hartnäckig ist, ist die Natur selber." Ist je etwas Französischeres geschrieben worden? Kein Wunder, daß Renan nicht die Schopenhauer'sche Folgerung zieht, sondern bei einem Optimismus stehen bleibt, gegen den der Leibniz'sche Kinderspiel ist. Der natürlich gute Mensch empfindet nach Renan das Bedürfniß sich aufzuopfern, etwa wie der Vogel sein Nest, der Biber sein Haus baut, wie der Fuchs alle raffinirtesten Listen anwendet, um sein Leben zu retten: diese Opferlust hat der „instinktive Macchiavellismus" der Gott-Natur in ihn gelegt, damit ihr Ziel der Moralität erreicht werde: „das genügt, um den Theismus zu begründen und zu beweisen, daß die Tugend einen Sinn hat." Und diese Gott-Natur wird überdies erst vom dunklen Trieb der niederen Wesen und vom be-

aber sind die Gelehrten — ich kann mir nicht helfen, ich sehe immer das Ohrläppchen des Priesters, der alles Wissen besitzt. Die Wissenschaft wird sich aber nicht einmal dabei begnügen: sie ist schon auf dem Wege zu entdecken, wie das Geschlecht der zu zeugenden Thiere planmäßig vorherbestimmt werden könne; warum sollte sie es nicht auf dem Wege methodischer Zuchtwahl bis zur systematischen Production des Genies bringen, wie man es ja schon zur Production von Rennpferden gebracht? Man könnte dann ja etwa im Innern Asiens so eine Art Geniegestüt einrichten, ein Asgaard, aus dem die Asen, die Dewas hervorgingen, welche nur der Fortentwicklung der Welt lebten, wozu sie natürlich alle anderen organischen Thätigkeiten, auch die der Zeugung, der Gehirnthätigkeit zum Opfer brächten. Alle niedern Functionen würden der Masse der Einfältigen überlassen; die Asenherrscher würden im Cölibat leben wie die Priester der katholischen Kirche und den Niedriggepflanzten das Weib gönnen, „damit sie ein Motiv hätten zu leben." Die Weise aber, wie die Genies die Welt beherrschen werden, würde die Anwendung der Hölle sein, nicht einer eingebildeten, sondern der wahren. Die Aristokratie, von der Renan träumt, ist ja „die Fleischwerdung der Vernunft, ein wirklich unfehlbares Papstthum," warum sollte sie nicht auch die Grausamkeit, den Terrorismus, die Drohung mit der Planetenvernichtung anwenden, um der Welt das ewige Gut des Ideals zu sichern? Glücklicherweise ist Aussicht vorhanden, daß sich am Ende alle diese Asen in eine einzige Gottheit, „den himmlischen Vater," concentriren. „Das Weltall würde dann in einem

einzigen organisirten Wesen aufgehen, in dessen Unendlichkeit sich Decillionen von Decillionen vergangener und zugleich gegenwärtiger Leben resumirten, denn ein allwissendes und allmächtiges Wesen kann das letzte Ende der Gottschaffenden Entwicklung sein, sei's nun, daß man es wie im Traume der christlichen Mystik, als durch Alle genießend, wie Alle durch es genießen, auffasse; sei's, daß man es wie eine Individualität denke, die zur höchsten Kraft gelangt; sei's, daß man es wie das Resultat von Milliarden von Wesen ansehe, wie die Harmonie, der Einklang des Universums." In diesem Gotte nun wird der Mensch auch seine Unsterblichkeit haben und auch ihm nichts mehr fehlen. Was aber ein Bewußtsein ohne Grenze, was eine Unsterblichkeit ohne Persönlichkeit ist, sagt uns Renan nicht, obwohl er selbst weiß, welch ein Widerspruch in seinen Worten ist. Bei dieser Antinomie angekommen, greift er einfach seine Zuflucht zum — Erwachen. Die Träume fliehen, der böse Alpdruck der wissenschaftlichen Hölle, wie das schöne Sichwiegen in der Harmonie der Sphären hören auf; übrig bleibt nur das Pflichtgefühl, das irreductible, unfehlbare, dessen Stimme in jeder Menschenbrust vernehmlich genug redet. „Danken wir Theoktiste (dem Gottbesitzer), daß er uns seine Träume mitgetheilt," sagt Eudoxe. „Ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein Bischen andern Worten," meint er selber. „Nur die oberflächlichen Geister entgehen der Verfolgung dieser Räthsel. Sie schließen sich in einen Keller ein und läugnen den Himmel. Die Leute hätten zu Columbus gesagt, als er den Horizont des Meeres gen Westen anstarrte: Armer

Narr, siehst Du denn nicht, daß nichts jenseits ist?" Nur sollten Columbus etwas mehr als Träume oder Wahrscheinlichkeiten, soll ihn mathematische Gewißheit nach Westen getrieben haben.

Doch nehmen wir es nicht so genau mit dem Dichter; danken wir ihm, daß er den Muth gehabt, sich ganz zu zeigen, die geheimste Unterhaltung, welche die verschiedenen Departements seines Kopfes mit einander gehalten, uns mitzutheilen; selbst wenn wir davon nichts Anderes lernten, als zu welchen Ausgeburten der Menschengeist gelangen kann, wenn er, verführt durch naturwissenschaftliche Halbkenntnisse, über die Säulen des Herkules hinausgeht, welche Kant der menschlichen Erkenntniß gesetzt. Vor Allem aber vergessen wir nicht, daß der geistvolle Schriftsteller nicht immer im Haschischrausche befangen ist und daß, wenn er nüchtern ist, er uns „den zarten, gleitenden, unfaßbaren Gedanken" seines Jahrhunderts zu schönerem Ausdrucke gebracht hat, als irgend ein Anderer. Wer sich davon überzeugen will, der lese den letzten Aufsatz dieser Sammlung. Nirgends ist die Unübersteiglichkeit der kantischen Antinomien klarer dargestellt worden, als in diesem Aufsatze über die Zukunft der Metaphysik, der wie eine Antwort des wachen Renan auf die Träume des schlafenden Renan ist. „Der Ruhm der Philosophie ist nicht die Aufgabe zu lösen, sondern sie zu stellen; denn sie stellen heißt beweisen, daß sie wirklich ist; und das ist Alles, was der Mensch auf einem Gebiete vermag, wo er, der Natur des Gegenstandes selber nach, nur Bruchstücke von Wahrheit besitzen kann."

H. Taine als Historiker.

Der unermüdliche Forscher, Denker und Schriftsteller, der seinem Vaterlande seit fünfundzwanzig Jahren wohl fünfundzwanzig Bände literar- und kunsthistorischen, philosophischen und humoristischen Inhalts gegeben, hat es jetzt unternommen, die politische und wirthschaftliche Entstehungsgeschichte des heutigen Frankreich zu erzählen, ohne übrigens dabei die geistige und sittliche Seite irgendwie außer Acht zu lassen, welche ihn früher, vornehmlich bei seinen Studien über England, besonders zu interessiren erschien. Der erste Band gibt ein Bild der Zustände vor 1789, der zweite soll die große Umgestaltung, der französischen Gesellschaft mehr noch als des französischen Staates, von 1789 bis 1815, der dritte das heutige Frankreich schildern, wie es, trotz vier Staatsumwälzungen, seit mehr als zwei Menschenaltern unverändert fortbesteht.*)

Der Gegenstand des ersten Bandes ist bekanntlich schon von Tocqueville behandelt worden, und in gewissem Sinne könnte man Taine's Werk einen Commentar zu dem seines großen Vorgängers nennen. Der Verfasser würde es freilich nicht Wort haben wollen: denn da er viel selbst gedacht hat, da seine betreffenden

**) H. Taine. Les Origines de la France contemporaine. Tome I: l'Ancien Régime. Paris, Hachette & Co. 1876. Ein Band von VIII. und 553 S. Deutsch unter dem Titel: Die

Studien alle durchaus erster Hand sind, da der Rahmen des Bildes vielfach erweitert worden ist, auch die Methode der Behandlung sich, wenigstens äußerlich, als eine neue gibt, so wird er wohl nicht gern auf den Anspruch verzichten, ein Originalwerk geliefert zu haben. Der Leser aber kann nicht vergessen, daß alle Grundgedanken des neuen Buches schon im früheren enthalten sind, und daß Tocqueville der eigentliche Pfadfinder in dem Gestrüppe und dem Schutte war, welche unseren Vätern die Quellen des neuen Frankreich verbargen.

Taine hat, wenn man so will, die Gegenprobe zu den Behauptungen Tocqueville's geliefert, indem er nicht nur, wie dieser, die Archive, sondern auch die Denkwürdigkeiten, Correspondenzen, literarischen und künstlerischen Erzeugnisse der Zeit befragte; die Ergebnisse aber sind genau dieselben: 1) die große Centralisation der französischen Verwaltung und die Theilung des Bodens unter eine große Anzahl von Kleingrundbesitzern, welche man vor Tocqueville für Folgen der Revolution hielt, gehören in Wirklichkeit der vorrevolutionären Zeit an; 2) Hauptursachen der Revolution waren: die privilegirte Stellung des Adels und der Geistlichkeit bei deren absoluter Theilnahmlosigkeit an Staats- und Localregierung, welche meistens sogar in Abwesenheit von ihren Gütern ausartete, die dadurch immer drückender gewordene Last, welche auf dem niederen Volke lag, das Gleichheits-

---

Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Erster Band: Das vorrevolutionäre Frankreich. Leipzig, Ernst Julius Günther. 1877.

gefühl der Mittelclassen bei wachsendem Wohlstand und wachsender Bildung, endlich die Natur dieser Bildung; 3) der Hauptcharakter der Revolution war social und politisch, nicht antireligiös, wie man wohl früher glaubte.

Diese wichtigen Resultate der Tocqueville'schen Forschungen bestätigt Taine's Werk nun vollauf, und ich sehe nicht, welches andere bedeutende Ergebniß sein Bienenfleiß zu Tage gefördert hätte, außer etwa den geistreich durchgeführten Satz, daß die revolutionäre Doctrin aus der Verbindung der wissenschaftlichen Errungenschaften der Newton'schen Zeit mit dem classischen Geiste der französischen Literatur unter Ludwig XIV. entstanden ist, einen Satz, den zu beleuchten ich noch Gelegenheit finden werde. Auch darf nicht vergessen werden, daß Taine der politisch-ökonomischen Geschichte ein ausführliches Sittengemälde und ein Capitel eingehender Literaturgeschichte hinzugefügt hat.

Die Ansichten über den Charakter der französischen Revolution haben in diesem Jahrhunderte vielerlei Wandlungen erfahren. Wenn ich aber hier von Ansichten über die Revolution spreche, so meine ich damit nicht die der verschiedenen Parteien, welche dieselbe gepriesen oder geschmäht haben, je nachdem ihre Interessen und Leidenschaften von ihr verletzt oder gefördert worden; sondern die unparteiische Geschichtsbehandlung, welche sich über die Ursachen und Folgen jenes ungeheuren Complexes von Ereignissen Rechenschaft zu geben sucht, ohne über den sittlichen Werth der Handelnden und der Handlungen in einem oder dem anderen Sinne abzusprechen.

Unbefangene Geschichtschreiber nun haben die Revolution bald als ein menschheitliches, bald als ein rein französisches Ereigniß angesehen; sie meinten gestern, sie sei nur eine politische Umwälzung gewesen, heute, sie habe blos ökonomische Folgen gehabt; für Viele war sie das Erzeugniß der idealen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts, für Ebensoviele allein das des materiellen Nothstandes. Alle diese Urtheile haben miteinander den Fehler gemein, zu absolut und ausschließlich zu sein.

Wie der staatliche und gesellschaftliche Zustand, der sich aus dem Feudalwesen des Mittelalters und der absoluten Monarchie des 16. und 17. Jahrhunderts herausgebildet hatte, überall in Europa, wo nicht derselbe, so doch ein gleichartiger war, so war auch die Umwandlung der Gesellschaft und des Staates, die sich um die Scheide der beiden Jahrhunderte vollzog, eine unvermeidbare überall in Europa. In Frankreich allein war die Heftigkeit, mit der sie sich vollzog, eine Nothwendigkeit; in Frankreich allein — diese Moral können wir aus Taine's Schilderungen ziehen, ohne uns der Gefahr auszusetzen, daß unser Urtheil von Neuem revidirt werde — in Frankreich allein lagen die Dinge so, daß an eine friedliche und gesetzliche Umwandlung, wie sie etwa seit 1750 allerorten in Europa unter der Leitung erleuchteter Fürsten und Staatsmänner begonnen hatte, nicht zu denken war. Dort mußte es zum gewaltsamen Bruch kommen; und in diesem Sinne dürfen wir die große Revolution eine örtliche nennen. Dadurch aber, daß dieser gewaltsame Bruch die schon begonnene Umwälzung in ganz Europa beschleunigte, vielleicht um ein

volles Jahrhundert früher und ohne jeden Uebergang in's Werk setzte, bekam die Revolution den Charakter eines allgemeinen, menschheitlichen Geschichtsereignisses. „Wenn sie nicht stattgefunden hätte," sagt schon Tocqueville, „würde das alte gesellschaftliche Gebäude nichtsdestoweniger überall zerfallen sein, hier früher, dort später; nur hätte es fortgefahren, Stück für Stück zusammenzusinken, anstatt mit einem Schlage einzustürzen. Die Revolution hat plötzlich, mit einem convulsiven und schmerzlichen Ruck, ohne Uebergang, ohne Vorsichtsmaßregel, ohne Rücksichten vollbracht, was sich nach und nach von selbst und langsam vollzogen hätte." Was sie so vollbrachte, war aber in Frankreich nichts Anderes, als was überall sonst in Europa eintrat, d. h. die Ersetzung der alten sogenannten Feudalzustände durch „eine einförmigere und einfachere politische und gesellschaftliche Ordnung, welche die Gleichheit der Stände zur Grundlage haben sollte." Es ist das große Verdienst Taine's, gezeigt zu haben, warum der Bruch in Frankreich ein gewaltsamer sein mußte; warum Turgot nicht gelingen konnte, was Peter Leopold glückte; warum hier weder Königthum, noch Aristokratie, noch Bürgerstand in der Lage waren, jene nothwendige Umwälzung friedlich in's Werk zu setzen.

Was nun aber den zweiten Punkt anlangt, so hat der glänzende Nachfolger Tocqueville's auch thatsächlich nichts Neues zu Dem hinzugefügt, was wir schon durch seinen weniger lauten Vorgänger erfahren: nämlich, daß die Zerstückelung des Grundeigenthums, welche man früher wohl dem Verkaufe der Nationalgüter zuzuschrei-

ben pflegte, im Ganzen schon im Jahre 1788 eine vollendete Thatsache war, wie daß damals die Centralverwaltung schon überall in Frankreich an Stelle der Localverwaltung getreten war; das politische Hauptresultat der Revolution also einfach das war, die Centralverwaltung einem größeren Kreise von Staatsbürgern zugänglich zu machen. Und hier muß denn nochmals hervorgehoben werden, daß Taine's Schilderung diesen Punkt keineswegs klarer macht, als Tocqueville's Darstellung. Die vielen Wiederholungen von Thatsachen und Thesen thun's nicht, um so weniger, als Taine mehr denn einmal sich in die bedenklichsten Widersprüche verwickelt, um nur diese seine Thesen zu vertheidigen. Seine Widersprüche aber sind nicht theoretischer Natur — in der Theorie fügt sich bei ihm Alles sehr hübsch in einander — sondern thatsächlicher. Dies nun passirt ihm nicht nur bei wirthschaftlichen und finanziellen Fragen, wo die Einkünfte des Königs, die Zahl der Grundeigenthümer, die der bürgerlichen Beamten bald höher, bald niederer angegeben werden, sondern auch bei den Schilderungen der Sitten und der Charaktere, wo wir die vornehmen Herren und Damen auf der einen Seite als die unermüdlichsten Centauren und Amazonen, zwanzig Seiten weiter als verweichlichte Saloncreaturen figuriren sehen, welche kaum noch zu gehen, geschweige zu fechten, reiten und jagen wissen. Hier wird der Hof dargestellt, als ob Neid und Ehrgeiz dort kaum bekannt wären, da Jeder seinen Platz angewiesen, Niemand also ein Recht gehabt habe, das verletzt werden könnte; dort wird man an alle Kleinlichkeiten Saint-Simon'scher Em-

pfindlichkeit und Eitelkeit erinnert. Jeden Augenblick hören wir, der bewußte Wille des Menschen schaffe keine Staatseinrichtungen oder Staatsgebiete, während doch der ganze zweite Band nothgezwungen wird darthun müssen, daß die Einrichtungen des napoleonischen Rationalismus vollste Lebenskraft gewonnen, daß die willkürlich ausgeschnittenen Departements der Revolution heute ebenso bestimmte Individualitäten sind, als es nur je die historischen Provinzen sein konnten. Tocqueville sucht Weniger zu beweisen; das Wenige aber beweist er auch.

Dazu kommt, daß Tocqueville wirklich von Jugend auf praktisch und theoretisch mit volkswirthschaftlichen Fragen vertraut ist und sich folglich nicht wie der Professor der classischen Literatur, der sich spät an die Nationalökonomie heranmacht, durch allerhand Schilderungen der Volkszustände imponiren läßt, die Taine manchmal gar weit führen, wie wenn er, nach fleißigen und umfassenden Forschungen, die Lage des Bauernstandes im vorigen Jahrhundert schildern will. Offenbar war das Loos desselben nicht ganz so schlimm, als Taine auf Treu und Glauben nach zufälligen zeitgenössischen Aeußerungen angenommen hat. Auch erfüllen den verwöhnten französischen Städter gewisse Dinge, die wir in Deutschland oder Italien heute noch täglich sehen, mit einem unverhältnißmäßigen Mitleid, wie daß die Bauern statt Weizenbrot Roggen- und Gersten-, Kastanien- und Maisbrot (castagnaccio, polenta u. s. w.) aßen, kein Fleisch genossen, außer höchstens das eine Schwein, das sie jährlich schlachteten; daß sie nie Wein

bei Tiſche tranken; daß ſie Strohdächer und keine Fenſterſcheiben hatten; baarfuß gingen u. ſ. w.; Alles ja ſchlimm genug, aber Alles doch Dinge, denen wir noch heute außerhalb Frankreichs auf Schritt und Tritt begegnen, ohne daß ſie eine Revolution nach ſich ziehen. Vortrefflich dagegen hat Taine den von Tocqueville*) nur angedeuteten, von Buckle ſo übertriebenen, von Sybel vielleicht allzuwenig berückſichtigten Einfluß der Ideen des Jahrhunderts in's rechte Licht geſtellt, ohne deshalb das materielle Elend des Volkes, das ſoviel zum Ausbruch beigetragen, außer Augen zu laſſen.

Hier bliebe indeß noch immer zu unterſuchen, — wenn es uns der Raum eines Eſſays erlaubte, wenn die Frage nicht eingehende Sonderſtudien vorausſetzte, — warum ſich die Dinge in England und Deutſchland, in Spanien und Italien anders entwickelt, obſchon nicht nur im 16. Jahrhundert, ſondern noch um die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts, d. h. in dem Momente, wo in Frankreich die Keime der großen Revolution geſät wurden, die Verhältniſſe ganz ähnliche waren. Es bliebe zu zeigen, welchen Einfluß Reform und Papſtthum auf die Entwickelung in Italien und Deutſchland ausgeübt, wie und warum die engliſche Ariſtokratie den Lockungen der Stuarts und ihres Hofes zu widerſtehen wußte, anſtatt ihnen nach dem Beiſpiele der franzöſiſchen Ariſtokratie nachzugeben; wie die preußiſche Monarchie

*) In ſeinem Capitel „Comment, vers le milieu du dix-huitième siècle, les hommes de lettres devinrent les principaux hommes politiques du pays, et des effets qui en résultèrent.“

die unter Friedrich I. eingeschlagene Bahn des französischen Königthums verließ, den Adel im Staats- und Kriegsdienst, statt am Hofe zu verwenden, die Centralgewalt im Interesse des Volkes, anstatt ausschließlich zum Glanze des Hofes zu gebrauchen verstand; wie in Oesterreich, in Toscana, in Neapel, in Schweden und Dänemark spät, doch nicht zu spät, dem Beispiel Preußens gefolgt und so der Stoß abgeschwächt wurde; wie dagegen in Mittel- und Süddeutschland die Revolution fast überall dieselben Verhältnisse vorfand, wie in Frankreich, und darum wie in Frankreich verheerend wirken mußte, obschon auch das „Reich" seine kleinen Turgots hatte, so gut wie das große Frankreich; wie die Kirche in Spanien die Monarchie unter ihre Vormundschaft nahm und durch hermetische Verschließung des Landes gegen den Geist des Jahrhunderts die leblose Mumie aufrecht erhielt, bis die fremden Heere und mit ihnen das grelle Tageslicht hereindrangen und das Phantom in Staub zerfiel. Dies vergleichende Studium der europäischen Zustände im vorigen Jahrhundert würde erst Taine's Werk vervollständigen, indem es den eigenthümlichen Charakter der französischen Revolution noch bestimmter hervortreten ließe; erst deutlicher zeigte, was die Welt, was das außerpreußische Deutschland insbesondere Frankreich zu danken hat, welches eine nothwendig gewordene Operation beschleunigt und den schmerzlichsten Theil derselben an sich selber vollzogen hat. Mit Ungeduld erwarten wir Taine's zweiten und dritten Band, wo wir sehen werden, wie Frankreich und sein großer Kaiser sich noch das andere, nicht minder gewich-

tige Verdienst um die Menschheit erwarben, neue, lebensfähige Staatseinrichtungen in kürzester Zeit herzustellen, die, — was man auch zum Gegentheil sagen und im Einzelnen anders wünschen mag, wie sehr auch ihre Thätigkeit der Ueberwachung durch die Oeffentlichkeit bedarf, wie nothwendig es vor Allem ist, daß sie sich um die permanente, nie erschütterte Axe einer mit der Geschichte der Nation verkörperten Dynastie drehen, — im großen Ganzen doch die Formen sind, in denen sich die festländischen Staaten im Gegensatz zur englischen und amerikanischen Entwickelung, kraft ihrer Vergangenheit, zu bewegen haben und in denen die Bedürfnisse und Gedanken der neueren Zeit am besten zur Befriedigung und zum Ausdruck gelangen.*)

II.

Soviel über den Inhalt von Taine's historischem Erstlingswerk. Was nun die Form desselben und die Auffassung des Gegenstandes anlangt, so wird, obschon Tocqueville seines Zeichens Jurist und Staatsmann war, Taine dagegen Philosoph und Literat von Fach ist, der Unbefangene und im Urtheil Sichere doch nicht anstehen, das Werk des Politikers für das literarisch vollkommenere und philosophisch tiefere zu erklären. Tocqueville's Buch ist eben so klar im Styl als in der Composition; es

*) Wir lassen hier die ganze kritische Analyse des Taine'schen Werkes aus, welche eine gute Hälfte unsers Essais bei seiner ersten Veröffentlichung in der „deutschen Rundschau" bildete, hier aber nicht durchaus nothwendig ist.

gibt zwar stets nur die Ergebnisse der Forschungen, läßt jedoch immer den Weg errathen, auf dem es zu denselben gelangt ist; hält die ganze Darstellung durchaus auf der Höhe der Vogelperspective, ohne sich vom Einzelnen verwirren zu lassen, aber auch ohne es dermaßen aus den Augen zu verlieren, daß die allgemeinen Linien sich zu Verstandesabstractionen verflüchtigten. Nicht so Taine. Wohl hält auch er, wie alle Besseren unter seinen Landsleuten, stets den Ariadnefaden fest in der Hand; ja, er geht manchmal nur allzu direct auf sein Ziel los, als ob es keinen anderen Weg gäbe, als den des Compasses; da kommt's denn freilich oft vor, daß wir durch weite Sandflächen oder üppiges Dickicht, über unfruchtbaren Morast oder auch durch liebliche, aber reißende Bächlein mitten durchgeführt werden und keuchend am Ziele anlangen, das wir auf der weiteren, aber gebahnten Straße mit weniger Ermüdung schneller erreicht hätten. Taine hat das sehr moderne Gebrechen Nichts für sich behalten zu können; wo eine Thatsache, eine Citation genügte, um eine Behauptung zu begründen, schüttelt er seinen ganzen Vorrath aus; wo eine richtig gewählte und richtig gestellte Andeutung dem verständigen Leser — und der rechte Schriftsteller schreibt immer, als habe er nur den vor sich — genügt, um die ganze aufsteigende und absteigende Gedankenreihe zu erhellen, beleuchtet er alle Seiten eines Gegenstandes, zieht er alle letzten und allerletzten Deductionen und Deductiönchen aus seinen Grundgedanken. Dadurch erspart er denn dem modernen — d. h. gemeiniglich faulen — Leser viel Mühe, raubt dagegen dem gern selbstthätigen

auch ein Hauptvergnügen, das Vergnügen, einen Gedanken selbst weiter zu denken: in einem Worte, er läßt ihm Nichts zu thun übrig, und das Thun ist doch gerade der Hauptspaß beim Lesen, weshalb man denn auch diesen geistreichen und gelehrten Schriftsteller nicht leicht wieder liest, ohne viele Seiten zu überschlagen, indem man sich bei jedem neuen Aussichtspunkte, den er eröffnet, sagt: danke, jetzt kann ich allein weiter sehen. Sagt er z. B. von Rousseau: „er zeigte Leuten, die nie vor Mittag aufgestanden waren, den Sonnenaufgang;" so ist das nicht nur wahr, sondern auch sehr schön gesagt und von der größten Wirkung; diese Wirkung aber zerstört Taine sofort, indem er hinzufügt: „er zeigte Augen, welche nur auf Salons und Palästen geruht hatten, die Landschaft, Menschen, die nur zwischen geschorenen Hecken und rechtwinkligen Beeten spaziert waren, den natürlichen Garten; er zeigte das Land, die Einsamkeit, die Familie, das Volk, die einfachen Freuden gegenseitiger Zuneigung Städtern, welche durch die Gemüthsdürre der Gesellschaft, die Ausschreitungen und Künstlichkeiten des Luxus, die einförmige Komödie, die sie selbst allabendlich beim Scheine von hundert Wachskerzen zu Hause oder bei Anderen spielen, ermüdet waren" u. s. w.

Oft artet die wohlfeile Amplificationsgewohnheit sogar in schiere Tautologie aus, die uns zwar augenblicklich blenden kann, uns aber keinerlei dauernde Erleuchtung bringt. Daß er aber hierin nur einer Schwäche nachgibt — einer Schwäche, die uns Bände verschafft, welche eine klug angewandte Scheere auf Kapitel reduciren könnte, in denen nichts Wesentliches fehlte —, daß

Taine sehr wohl weiß, warum der überlegene Schriftsteller nicht Alles sagt, was er sagen könnte, geht unter Anderem aus seiner trefflichen Charakteristik von Montesquieu's Styl hervor, der in aller und jeder Beziehung als das Gegentheil vom Taine'schen bezeichnet werden könnte: „Die Ordnung ist streng bei ihm, aber sie ist verborgen, und seine abgebrochenen Sätze gehen nacheinander an uns vorüber (einzeln), wie ebensoviele Schatullen (oder Schmuckkästchen), bald einfach (und nackt) anzusehen, bald prächtig geschmückt (und ciselirt), aber immer voll. Macht sie auf: jedes von ihnen ist ein Schatz. Er hat im engsten Raum (eine endlose) Fülle von Reflexionen, Eindrücken, Entdeckungen darein niedergelegt, und unser Genuß ist um so lebhafter, als alles Das (in einem Augenblicke ergriffen) leichtlich in unserer hohlen Hand hält." Warum sucht nun Taine diesem Vorbilde nicht nachzuahmen? Warum schneidet er nicht auch alle Gedankenentwickelungen ab, deren er sich selbst in einem solchen Urtheil schuldig macht? Denn das geht nun so weiter beinahe zwei Seiten lang, die ich abgeschnitten, weil wir im Obigen den ganzen Gedanken haben, wie ich bei der Anführung die pleonasmenartigen Wiederholungen durch Klammern angedeutet habe — man verzeihe mir die Pedanterie: es soll nicht wieder geschehen; aber manchmal ist es gut, an greifbaren Beispielen zu zeigen, was es denn eigentlich ist, was Einen bei solch' einem brillanten und üppigen Stylkünstler so ermüdet; es ist um so angezeigter, es zu thun, als eben gerade darin, wie schon oben angedeutet, mit das Geheimniß des „Modernen" beruht.

auch ein Hauptvergnügen, das Vergnügen, einen Gedanken selbst weiter zu denken: in einem Worte, er läßt ihm Nichts zu thun übrig, und das Thun ist doch gerade der Hauptspaß beim Lesen, weshalb man denn auch diesen geistreichen und gelehrten Schriftsteller nicht leicht wieder liest, ohne viele Seiten zu überschlagen, indem man sich bei jedem neuen Aussichtspunkte, den er eröffnet, sagt: danke, jetzt kann ich allein weiter sehen. Sagt er z. B. von Rousseau: „er zeigte Leuten, die nie vor Mittag aufgestanden waren, den Sonnenaufgang;" so ist das nicht nur wahr, sondern auch sehr schön gesagt und von der größten Wirkung; diese Wirkung aber zerstört Taine sofort, indem er hinzufügt: „er zeigte Augen, welche nur auf Salons und Palästen geruht hatten, die Landschaft, Menschen, die nur zwischen geschorenen Hecken und rechtwinkligen Beeten spaziert waren, den natürlichen Garten; er zeigte das Land, die Einsamkeit, die Familie, das Volk, die einfachen Freuden gegenseitiger Zuneigung Städtern, welche durch die Gemüthsdürre der Gesellschaft, die Ausschreitungen und Künstlichkeiten des Luxus, die einförmige Komödie, die sie selbst allabendlich beim Scheine von hundert Wachskerzen zu Hause oder bei Anderen spielen, ermüdet waren" u. s. w.

Oft artet die wohlfeile Amplificationsgewohnheit sogar in schiere Tautologie aus, die uns zwar augenblicklich blenden kann, uns aber keinerlei dauernde Erleuchtung bringt. Daß er aber hierin nur einer Schwäche nachgibt — einer Schwäche, die uns Bände verschafft, welche eine klug angewandte Scheere auf Kapitel reduciren könnte, in denen nichts Wesentliches fehlte —, daß

Taine sehr wohl weiß, warum der überlegene Schriftsteller nicht Alles sagt, was er sagen könnte, geht unter Anderem aus seiner trefflichen Charakteristik von Montesquieu's Styl hervor, der in aller und jeder Beziehung als das Gegentheil vom Taine'schen bezeichnet werden könnte: „Die Ordnung ist streng bei ihm, aber sie ist verborgen, und seine abgebrochenen Sätze gehen nacheinander an uns vorüber (einzeln), wie ebensoviele Schatullen (oder Schmuckkästchen), bald einfach (und nackt) anzusehen, bald prächtig geschmückt (und ciselirt), aber immer voll. Macht sie auf: jedes von ihnen ist ein Schatz. Er hat im engsten Raum (eine endlose) Fülle von Reflexionen, Eindrücken, Entdeckungen darein niedergelegt, und unser Genuß ist um so lebhafter, als alles Das (in einem Augenblicke ergriffen) leichtlich in unserer hohlen Hand hält." Warum sucht nun Taine diesem Vorbilde nicht nachzuahmen? Warum schneidet er nicht auch alle Gedankenentwickelungen ab, deren er sich selbst in einem solchen Urtheil schuldig macht? Denn das geht nun so weiter beinahe zwei Seiten lang, die ich abgeschnitten, weil wir im Obigen den ganzen Gedanken haben, wie ich bei der Anführung die pleonasmenartigen Wiederholungen durch Klammern angedeutet habe — man verzeihe mir die Pedanterie: es soll nicht wieder geschehen; aber manchmal ist es gut, an greifbaren Beispielen zu zeigen, was es denn eigentlich ist, was Einen bei solch' einem brillanten und üppigen Stylkünstler so ermüdet; es ist um so angezeigter, es zu thun, als eben gerade darin, wie schon oben angedeutet, mit das Geheimniß des „Modernen" beruht.

Auch resultirt aus dieser Unenthaltsamkeit eine gewisse Unklarheit. Der Gedanken und der Worte, wie der Thatsachen und Citationen sind zu viele: sie drängen einander, lassen sich gegenseitig nicht zu ihrem Rechte kommen; aus dem Mosaikboden, auf dem sich die Zeichnung noch leicht herauserkennt, wird ein bunter türkischer Teppich, in dem Alles verschwimmt; um so mehr, als Taine gern die gute, alte, festgeschlossene französische Satzconstruction gegen die neumodisch elliptische, zerbröckelte Syntax nach Michelet's Vorbild aufgibt, in der bekanntlich der Seele alles Styls, dem Verbum, ein unerbittlicher Krieg erklärt wird. Die Personen, die Orte treten gar nicht mehr hervor in diesen endlosen Aufzählungen, weil immer Eines dem Anderen im Lichte steht. „Zu viel Leim hält nicht fest," sagt das Sprichwort. Mindestens drei Viertel von alle Dem dürfte füglich in den Anmerkungen stehen, wenn es durchaus mitgetheilt werden mußte; denn noch viel besser wäre es ja, die Stellen da zu lesen, wo sie hergenommen sind. Eine Anecdote, ein witziges Wort verlieren immer, wenn wir sie aus ihrem Zusammenhange reißen; ja die unterhaltendste Stelle aus „Gil Blas" oder den „Confessions," aus Casanova's oder Mme. Campan's Memoiren kann langweilig werden, wenn wir sie als einen zehnten Beleg nach neun ähnlichen für diese oder jene Behauptung aufgetischt erhalten. In seinem Wunsche, recht concret zu sein, für Alles Thatsachen anzuführen, wird demzufolge unser Autor am Ende fast abstracter als ein „Handbuch für Studirende," ohne darum die Klarheit eines solchen zu erreichen; denn sein Eifer, uns alle drei

Schritte in's Gedächtniß zu rufen, in welcher Abtheilung, auf welcher Linie wir uns befinden, entschädigt uns nicht für das mangelnde Licht: das Sagen thut's nicht, wir wollen sehen. Alle Klarheit setzt immer eine gewisse Sparsamkeit der Gedanken und Thatsachen voraus; und diese Einsicht, diese Gewöhnung, die uns Fremde oft als eine Art „jejunitas" berührt, macht gerade einen Hauptzug des französischen Geistes aus, den allzugroßer Reichthum ängstigt, weil er Maß und Geschmack dadurch beeinträchtigt zu sehen fürchtet; und gerade darin ist Taine nicht Franzose genug.

Aber was wollen Sie denn eigentlich? wird mich vielleicht ein oder der andere Leser fragen, der sich zufällig erinnert, wie ich vor ein Paar Wochen einem anderen Franzosen vorgeworfen, daß er allzu französisch sei. Die Antwort ist nicht schwer. Ein Schriftsteller soll eben mit seinen Wurzeln ganz in der heimischen Erde stecken, mit seiner Krone aber die ihn umgebende Vegetation überragen, so daß er noch von den fernsten Betrachtern erblickt und erkannt werden könne, wie er ja auch in seiner Zeit wurzeln und sie doch übersehen soll. So verleugnen Goethe und Lessing nie ihren deutschen Ursprung, obschon sie der Welt gehören, wie Voltaire oder Montesquieu stets ächte Franzosen geblieben sind, obschon sie zu ganz Europa redeten, von ganz Europa verstanden wurden. Was aus einem Schriftsteller wird, der sich aller Nationalität entäußert, kann man aus dem in Gedanken und Sprache, wenn nicht in Gesinnung, so undeutschen Börne sehen, dem es doch sicherlich nicht an Begabung fehlte; was einem Schriftsteller

widerfährt, der ganz im Nationalen befangen bleibt, haben wir z. B. an Jean Paul erfahren. Die nationalen Geistesüberlieferungen der Franzosen sind freilich etwas enge, aber sie haben den Vortheil, scharf und bestimmt zu sein: wer sich in diesen engen Linien sicher zu bewegen, mit den ihm zu Gebote stehenden schmalen Mitteln alle seine Gedanken, auch die tiefsten und neuesten, auszudrücken weiß, der bringt eben Vollendetes. Daß dies auch heutzutage noch möglich ist, beweisen Schriftsteller wie Mérimée, Augustin Thierry, Mignet, die sich füglich den größten Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts anreihen; beweist vor Allem Tocqueville selbst, der nicht allein die Zustände fremder Länder (Amerika's, Deutschlands) richtig sieht und unbefangen beurtheilt, der auch über den Vorurtheilen seines eigenen Landes und seiner eigenen Generation steht; der, eindringlicher und verständiger als irgend ein Engländer oder Deutscher, seiner Nation die englische Idee des Individualismus, die deutsche des historischen Werdens auseinandersetzt, der nie aufgehört gegen den in seinem Vaterlande herrschenden politischen und philosophischen Rationalismus anzukämpfen, dabei aber stets Franzose geblieben ist: kunstvoll und klar in der Composition, einfach in der Syntax, genau im Ausdruck. Er bedarf keiner neuen oder fremden Wörter, keiner unerwarteten Satzbildungen, keiner Fülle von Bildern, um jede, auch die zarteste, Schattirung des Gedankens wiederzugeben, Leben und Wärme in seine Darstellung zu bringen. So ist er, als ächter Franzose, immer karg im Ausgeben, aber nicht aus Armuth, sondern nur, weil er ein guter

Haushalter ist, der jeden unnützen Aufwand vermeidet; so hält er sich stets in einer mittleren Sphäre des gesunden Menschenverstandes, nicht weil er nicht darüber hinaussehe, sondern weil sie allein jedem Verständigen zugänglich ist; so faßt er gern die Dinge unter allgemeine Gesichtspunkte, wie's in der Natur des französischen Geistes liegt, aber nie aus Ungeduld und mit Ungeduld, weil ihn das Einzelne und Concrete langweilte, sondern eben aus jenem französischen Bedürfnisse, sich Alles sofort übersichtlich zu machen.

Hat nun Taine nicht jene Tugenden der großen französischen Tradition, so hat er auch nicht ihre Nachtheile, wie sie sich bei den meisten andern, gleich ihm selber, aus dem Lehrerseminar der Rue d'Ulm hervorgegangenen Schriftstellern fühlbar machen, einer Schule, welche bekanntlich die ganze neuere Geschichtschreibung und Philosophie gepachtet zu haben vermeinte; daher denn auch sein beispielloser, ich fürchte nur, ephemerer Erfolg. An solche Fülle des Ausdrucks, solchen Reichthum der Gedanken, solche Gründlichkeit und Allseitigkeit der Kenntnisse war man nicht gewöhnt, als er erschien: es war wie ein philosophisch-historischer Carnevalsschmaus nach wochenlangem Fastentisch: die ganze Lesewelt stürzte sich darüber her; freilich — doch ich will das Bild nicht weiter ausführen. Lieber möchte ich versuchen, von dem wirklich großen Verdienste des Mannes eine Idee zu geben, der vor nun fünfundzwanzig Jahren als Apostel der Herder'schen „Ideen" in Frankreich auftrat, seinen Landsleuten so viele Fenster, wenn auch etwas geräuschvoll, öffnete, und sie, fast gewalt-

sam, auch hinauszuschauen zwang. Dabei werden wir uns denn zugleich über den dritten Punkt, auf den es bei dem Historiker ankommt, aufklären, indem wir nach kurzer Prüfung des Inhaltes und der Form nun auch die Methode in Betracht ziehen, welche unser Geschichtsschreiber befolgt oder doch zu befolgen versucht hat.

III.

Taine begann seine Laufbahn mit drei Werken, welche auf anscheinend paradoxe Weise die ganze herrschende Anschauung auf den Kopf stellten: Livius, Lafontaine und die französische Philosophie dieses Jahrhunderts waren die Gegenstände, an denen er sein neues System, seine „Methode" zuerst versuchte. Sie bestand darin, in jeder geschichtlichen Erscheinung das Ergebniß der Race, der Klima- und Bodenverhältnisse, der Zeitumstände zu sehen und, nach Aufsuchung der Haupteigenschaft (faculté maîtresse) eines Jeden, aus dieser den ganzen Menschen zu deduciren. Zu dieser etwas mechanischen Methode brachte er aber nicht nur eine wahrhaft einzige Belesenheit und ein wunderbares, allgegenwärtiges Gedächtniß mit, sondern auch einen durchaus freien, durch kein Nationalvorurtheil eingeengten Blick, eine an Naivetät grenzende Unbefangenheit, ein großes und lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl und eine gleichmäßige Neugierde für alle Erscheinungen der Geschichte; stellte sich dabei, was in Frankreich ganz unerhört war, auf einen Standpunkt außerhalb der religiösen und politischen Parteien und bethätigte vor Allem ein un-

gemeines künstlerisches Talent. Seine Anschauung war eben durchaus nicht mechanisch wie seine Methode, wie denn auch seine Kunst, sein Gedächtniß nicht mechanischer Art waren. Alles, was er in sich aufnahm, drang in seinen Organismus und bereicherte ihn; was er schilderte, war als Ganzes wiedergegeben, nicht mühsam zusammengesetzt: er sah eben die Dinge mit synthetischen nicht mit analytischen Augen: die Analyse kam erst nachher.

Denn die Natur hatte ihn zum Künstler, nicht zum Manne der Wissenschaft bestimmt; und, wie sehr er sich auch anstrengte mit ihren Mitteln nach ihren Zielen hin zu arbeiten, unversehens trat immer wieder der natürliche Beruf in seine Rechte ein, und die inductive Argumentation ward ihm unter der Hand zu einer Reihe von Gemälden, die unsere Anschauung, nicht unseren Verstand überzeugen. Und mit welcher Leichtigkeit die Rede von seiner Lippe floß, wie Bild an Bild sich ungesucht reihte und er über Alles das farbenreiche, golddurchwirkte Gewand seines prunkenden Styles zu werfen wußte! Die Wahrheit zu gestehen, das philosophische System war nur der Rahmen, in den die vielleicht etwas allzu üppigen, aber stets lebensvollen Schildereien von Menschen und Zeiten gefaßt waren. Schade nur, daß in des Künstlers Augen der Rahmen — wie gesagt, einfach Herder's alte, für Frankreich aber immer noch neue „Ideen" — wichtiger war als die Gemälde, diese nur um des Rahmens willen da sein sollten. Das focht nun freilich den gescheidten Leser nicht an: gab ihm Taine nur ein tief colorirtes, fest gezeichnetes Bild des

angelsächsischen Lebens, so konnte es ihm ja einerlei sein, ob der Autor damit beweisen wollte, daß die zukünftige englische Literatur ein Ergebniß dieser Lebensweise, dieses Klima's, dieser Naturanlage sei. Leider aber nahm von Jahr zu Jahr der Rahmen mehr Platz ein, oder vielmehr verwandte der Künstler mehr und mehr Sorgfalt auf den Rahmen, weniger und weniger auf das Gemälde, bis er denn in diesem letzten Werke seine Rubriken einfach mit dem fast unverarbeiteten Materiale — Tausenden von Citationen — ausfüllt.

Man weiß, daß Taine unter der Hand auch zwei dicke Bände über den „Verstand" (de l'intelligence) geschrieben, in denen er ganz positivistisch — ich hätte fast gesagt naturhistorisch — vorgeht. Diese selbe naturhistorische Methode hat er nun immer consequenter auch auf die Literatur-, Kunst- und Staatsgeschichte angewandt, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob sie auch auf diese Wissenschaften anwendbar ist, ob hier der Einfluß Einzelner auf die „race moutonnière" der Menschen alle streng wissenschaftlichen, d. h. sicheren, Schlüsse nicht unmöglich macht. Der Einfluß Englands, der, seit Darwin, Buckle, John Stuart Mill und Al. Bain, immer entschiedener an die Stelle der deutschen Cultur in der geistigen Hegemonie Europa's getreten ist,*) der englische Einfluß hat auf Niemanden stärker gewirkt, als

*) Eine Thatsache, die ich, man verzeihe mir die selbstgefällige Bemerkung, schon vor fünfzehn Jahren voraussagte, als ich 1862 in Bordeaux meine Vorlesungen über Goethe und seinen Einfluß begann.

auf Taine, dem die Geschichte immer mehr eine Beobachtungswissenschaft geworden ist. Nur jener angeborne Malersinn, den er nicht ganz in sich zu ertödten vermocht hat, bewahrt ihn vor Thomas Buckle's grauer Abstraction und selbstgewisser Statistik; denn die äußere Form seines letzten Bandes ist wie gesagt schon ganz die einer inductiven Beweisführung; jedes Capitel könnte mit „also" beginnen. Daher denn auch bei aller aufrichtig angestrebten Objectivität, die Wirkung des quod erat demonstrandum immer sehr fühlbar ist: der aufgeweckte Leser wird keinen Augenblick zweifeln, daß dem Geschichtsschreiber schon alle Folgerungen feststanden, als er daran ging, aus dem reichen Schatze seines Wissens Belegstellen dafür zu sammeln. Daraus entstände denn natürlich, wenn es durchgeführt wäre, nur was ich Rubrikgeschichte nennen möchte.

Die Geschichte ist nun einmal nicht nur Wissenschaft, sie ist auch und vor Allem Kunst, allerdings eine unfreie Kunst, d. h. eine, die nach wenigen, bestimmten, unbeugsamen und doch zugleich unvollständigen Linien des darzustellenden Gegenstandes arbeiten muß, also nicht einmal die Sicherheit des Porträts hat, sondern höchstens der Arbeit des Bildhauers verglichen werden kann, der nach einer verblichenen Photographie, oder gar nur nach einer Silhouette, die Büste eines Verstorbenen überzeugend herstellen sollte. Wissenschaft ist sie nur, sofern sie den Werth ihres Materials bestimmen muß, wie die Malerei auch eine Wissenschaft ist, so lange es sich um das Technische handelt — um Anatomie, Per-

spective, Farbenlehre u. s. w., welche wir doch nur als Hilfe, nicht als Wesen der künstlerischen Thätigkeit anzusehen berechtigt sind. Nicht aber weil die Historie stets unsicher bleiben muß, ist sie keine rechte Wissenschaft — auch die Volkswirthschaft, die Jurisprudenz, die Philosophie sind keine exacten Wissenschaften und bleiben doch Wissenschaften, — sondern weil sie keine allgemeinen Gesetze aufsucht, noch aufstellt, was ja eigentlich erst das Wesen aller Wissenschaft ausmacht; läßt sich aber der Historiker dazu verführen, so bleibt er eben Geschichtsforscher; oder aber er wird sofort Geschichtsphilosoph; jedenfalls hört er auf Geschichtsschreiber zu sein.

Denn die Kunst geht auf die Totalität der Erscheinungen, die Wissenschaft auf die Totalität der Begriffe; letztere sondert deshalb die Lebensbestandtheile von einander ab, um sie nach ihrem allgemeinen Charakter zu gruppiren, erstere sucht im Gegentheil den Zusammenhang jener Bestandtheile zu erkennen und zu zeigen; denn es ist eben ihr Wesen, die concrete Einheit durch organische Verbindung verschiedenartiger Theile herzustellen, wie es das Wesen der Wissenschaft ist, die abstracte Einheit durch anorganische Zusammenstellung gleichartiger Theile herzustellen. Während diese also die Erscheinung ihrer Individualität entkleidet, sucht jene das Allgemeine als Individuelles zu fassen und ist um so größer, je näher sie dem kommt. So bereichert die Wissenschaft unser Wissen um's Unbelebte, die Kunst unser Kennen des Lebens; darum tödtet Erstere — bis in die Sprachforschung und Vivisection hinein — stets alles Lebendige, das sie anrührt; denn sie muß es aus-

einandernehmen, aber das Leben beruht auf dem Zusammenwirken, nicht auf der Absonderung seiner Organe und ihrer Thätigkeiten, und ewig, selbst für die geistvollste Wissenschaft, wird das Wort Mephisto's gelten:

Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben.

Wo aber die Wissenschaft einen Schritt weiter thun will, und das Leben selber erkennen, verläßt sie ihr Terrain und muß die Anschauung, d. h. die künstlerische Thätigkeit, zu Hülfe rufen, weil die eigene Thätigkeit der Beobachtung und rationellen Abstrahirung nicht mehr ausreicht. Die Kunst dagegen hat so recht eigentlich das Leben selber begreiflich oder vielmehr anschaulich zu machen; das Leben aber ist immer individuell; und die Kunst, um ihr Ziel zu erreichen, muß dem Unlebendigen den Schein des Lebens geben, genau wie umgekehrt die Wissenschaft das wirkliche Leben erst tödten muß, um ihr Ziel zu erreichen. Das thut nun aber die Kunst, nicht etwa indem sie die Natur nachahmte und täuschende Wirklichkeit zu schaffen suchte — Wachspräparate sind keine Kunstwerke — sondern indem sie mit ihren Mitteln und nach ihrem Verfahren Wesen schafft, die denen analog sind, welche die Natur mit ihren Mitteln und auf ihrem Wege schafft. Hat sie ein solches Wesen geschaffen — sei's nun Bild oder Statue, ein Gebäude oder eine Sonate — so ist das Ziel erreicht und zwar nicht als eine Staffel für Andre zu Erreichung weiterer Ziele,*) sondern als Selbstzweck. Denn die künstlerische Thätigkeit

*) Immer die Technik bei Seite gelassen.

ist immer ein Individuelles; sie hört auf mit dem Künstlerindividuum, und die künstlerische Erkenntniß läßt sich nicht vererben wie die wissenschaftliche.

Die Wissenschaft ist darum auch eine Collectivarbeit, die der Nachfolger fortsetzt, wo der Vorgänger sie gelassen hat, und die kein Ende hat; die Kunst ist ganz Werk des Einzelnen und nach Erreichung eines gewissen Gipfels keines Fortschrittes fähig. Daher denn auch das Kunstwerk als solches seinen Werth behält, das wissenschaftliche Werk nur durch die in ihm enthaltenen Resultate bleibenden Werth hat. Wir lesen noch immer Thukydides und Sallust und würden sie lesen, selbst wenn die Geschichtsforschung sie als unzuverlässig erwiesen hätte: Niemand liest mehr Newton's Principien, weil es eben auf die darin niedergelegten Entdeckungen, nicht auf die Darstellung Newton's, auf die von ihm aufgefundnen Gesetze, nicht auf das Bild ankommt, das er uns vom Universum gegeben; oder, um nähere Beispiele und zwar auf einem und demselben Felde zu wählen: Mommsen's unteritalische Dialekte werden veralten — sollen sogar schon zum Theil überholt sein, weil es wissenschaftliche Forschungen sind; seine römische Geschichte — da wo sie Geschichte ist — ist noch so frisch als am ersten Tage und wird noch in Jahrhunderten gelesen werden, weil sie ein auf Grundlage historischer Forschung aufgebautes Kunstwerk ist. Sie ist aber ein Kunstwerk, weil er die gesammelten Daten nicht nach den Gesetzen gefragt hat, die sich aus ihnen ergeben, sondern nach dem Leben, von dem sie Symptome sind. So sieht denn auch der Landschaftsmaler die Natur auf

ganz etwas Anderes hin an, als der Geolog und Botaniker; beide haben ihre Berechtigung; aber darf deshalb der Naturhistoriker sich unter die Maler, der Maler unter die Naturhistoriker rechnen, zumal wenn er so unverkennbar zum Maler geboren, wie Taine es ist? Und auf die Verwechslung dieser beiden so verschiedenen Thätigkeiten — hier des Geschichtsphilosophen und des Geschichtsschreibers — läßt sich ja der Grundirrthum Buckle's, des eigentlichen Begründers der Schule, zurückführen.

Es beruht aber diese ganze Anschauung von der Geschichtswissenschaft auf der unserer Zeit eigenthümlichen Vorherrschaft der wissenschaftlichen Thätigkeit über die künstlerische, religiöse oder andere Geistesthätigkeiten. Sie zieht ganz naturgemäß ein Uebergreifen der Wissenschaft über ihre Grenzen nach sich. Wie einst die vorherrschend religiöse Thätigkeit Alles mit den Organen der Religion anfaßte, zu einer andern Zeit das Kunstinteresse alle andern Interessen zurückdrängte: wie einst Kaiser Karl V. bei der Bologneser Zusammenkunft alle Politik vergaß, weil ihn des Papstes kunstvolle Agrafe aus der Hand Benvenuto Cellini's ganz in Anspruch nahm, so ist im Gegentheil heute ein „Kunstliebhaber" so sehr mit der Constatirung des Datums und der Provenienz seines Gemäldes beschäftigt, daß er nicht zum Genuß des Kunstwerthes gelangen kann. Wie die Geschichte wird ja auch die Heilkunst — die stets und überall den Menschen eine Kunst war — heute gern als eine reine Wissenschaft behandelt, weil die Physiologie dem Arzte unter den Millionen auf den leiblichen Menschen einwirkenden Ursachen und ihren tausendfäl-

tigen Wirkungen einige wenige mehr aufgedeckt hat. Der Arzt bedarf deshalb nicht minder des Blickes, d. h. der Intuition, welche diese spärlichen Daten mit einander verbindet, die ungeheuren Lücken ausfüllt, genau wie der Geschichtsschreiber solchen divinatorischen Blickes bedarf.

Jene wenigen Daten freilich, über die er verfügt, sollten stets mit strengster Kritik geprüft und gesichtet sein; sie sollten sich vor Allem nie widersprechen, wie es bei Taine nur allzuoft der Fall ist, der eben um jeden Preis beweisen will und folglich systematisch und fast prüfungslos jedes Wort und jede Thatsache annimmt, die diese oder jene Behauptung rechtfertigen, ohne viel nach der Quelle zu fragen, aus der er schöpft, wenn sie nur jener Zeit entsprungen ist. Dabei vergißt er ganz, daß seine Thatsachen meist nicht wissenschaftlichen, sondern künstlerischen Charakter haben, daß sie nur schildern, Nichts beweisen, daß sie statistisch ganz werthlos sind, weil sie unsicher und, so zahlreich sie auch sein mögen, nicht umfassend genug sind; denn erst wenn die Statistik ganz sicher wäre und alle Ursachen und Wirkungen, die in der menschlichen Gesellschaft durcheinander spielen, umfassen könnte, würde sie die Geschichtskunst entthronen und die Geschichtswissenschaft an ihre Stelle setzen. Allein auch künstlerisch kann ein solches Herbarium systematisch geordneter Anekdoten und Notizen, selbst wenn sie sorgfältiger gesichtet wären, doch nie das lebendige Bild einer geschichtlichen Flora vor uns herauf beschwören, das ein Gang durch den Garten von Versailles, ein Blick in's kleine markgräfliche Theater von Bayreuth, ein Kapitel aus Manon Lescaut in uns hervorzaubern.

Es ist eben immer ein Uebertragen des wissenschaftlichen Verfahrens auf das künstlerische Gebiet, wie sich's ja ähnlich in unserm Museenwesen und Kunsthistorientreiben geltend macht. Auch das hat sein Gutes, nur muß man nicht dabei stehen bleiben; die eigentliche Geschichtschreibung beginnt erst, wenn diese Sammlung und Ordnung der Materialien beendigt ist; und wer in der Geschichte nur eine Wissenschaft sieht, gar eine exacte Wissenschaft, — als ob je eine geschichtliche Einzelheit auch nur mit der Sicherheit eines Criminalfalles von gestern, für den der Richter über hundert Zeugen verfügt, geschweige denn mit der Gewißheit eines naturhistorischen Factums oder einer mathematischen Lösung, festgestellt werden könnte! — dem gegenüber gilt wahrlich das Wort des Aristoteles, daß die Poesie mehr werth ist, als die Geschichte. Walter Scott's „Waverley" wäre ja unendlich viel lehrreicher als eine actenmäßige Darstellung der Unternehmung des Prätendenten es sein würde, wenn der Historiker wirklich auf alle nachhelfende Phantasie verzichtete. Auf diese hat nun Taine, Gott sei Dank, durchaus nicht verzichtet; und sein neuestes Werk enthält Seiten, welche eines guten Romanschreibers würdig wären. So oft er sich dazu versteht, die Vorstellung wiederzugeben, welche seine Studien in seinem Geiste zurückgelassen haben, anstatt uns Bruchstücke dieser Studien selber zu bieten, ist er eben, wozu er geboren ward, ein großer Historiker. Dies thut er nun, wenn auch nicht oft genug, doch immer noch hinreichend, um uns zu fesseln, und es liegt mir fern, das Buch als eine unnütze Amplification alter Gedanken und eine geistlose Aufzählung von Anek-

boten hinstellen zu wollen. Wäre dies der Eindruck dieser Zeilen, so hätte mich, wie die Franzosen schön sagen, meine Feder verrathen, und ich würde aufrichtig bedauern, sie geschrieben zu haben. Taine's frühes Werk über „die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts," das bleibendste, das er geschrieben, sowie sein spätes Buch über „die Intelligenz," beweisen zur Genüge, daß er, außer seinem malerischen Talent, noch ein ungemein scharfes wissenschaftliches Organ besitzt und auch in dieser Richtung Bedeutendes leisten kann, wenn er dasselbe an Gegenstände wendet, die eine rein wissenschaftliche Behandlung zulassen, anstatt an Geschichte oder Kunstphilosophie (philosophie de l'Art), wo eine solche Behandlungsweise doch nur bedingt zulässig ist. Mir war es hier nur darum zu thun, einerseits wenigstens anzudeuten, was sich gegen das Princip dieser Art von Geschichtsbehandlung einwenden ließe, andererseits zu zeigen, auf welch' abschüssigem Wege sich Taine's außerordentliches Talent hinuntergleiten läßt. Noch ist die Fülle an wissenswerthen Notizen, an Gedanken, an schönen Schilderungen so groß, daß wir gern einige allzuüppige Auswüchse mit in Kauf nehmen. Die Fehler, die hier gerügt worden, sind ja alle Fehler des Reichthums, nicht der Armuth; ja selbst da, wo man nicht einig mit ihm ist, muß man ihm doch immer dankbar sein für die Anregung und Belehrung, die er uns in diesem steckensvollen Repertorium geboten hat, und es giebt mehr als eine Stelle in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, die Taine hier zuerst, wenn auch mit etwas grellem Lichte, beleuchtet hat.

III.

Die gefürsteten Mediceer.

Wer zum ersten Male die breiten Treppen hinaufgestiegen, welche zu den Sälen und Galerien der Uffizien führen, pflegt unwillkürlich in dem kleinen Vorraume zu verweilen, der ihn noch von den Schätzen der Antike und der Renaissance trennt, über denen er bald jenes erste Vestibül vergessen wird. Jetzt haftet sein Blick an den Portraitbüsten der sieben Mediceerfürsten, welche genau zwei Jahrhunderte lang (1537—1737)*) das Land

*) Geschichte Toscana's seit dem Ende des florentinischen Freistaates von A. von Reumont. Zwei Bände. Gotha. 1876—1877. Das Werk des gründlichsten aller lebenden Italienkenner, das wir anzeigen, füllt eine sehr empfindliche Lücke auf die in jeder Beziehung befriedigendste Weise aus. Die Geschichte des florentinischen Freistaates ist von Zeitgenossen und Nachlebenden, von Italienern und Fremden, oft genug erzählt worden; am letzten, vielleicht noch am besten von Capponi, der kurz nach Vollendung dieses seines Lebenswerkes, als der letzte Sprosse eines an politischem und literarischem Ruhme reichen Geschlechtes in's Grab gestiegen ist. (Siehe weiter unten den Aufsatz über G. Capponi. Es ist seitdem noch eine neue Geschichte der Republik hinzugekommen, aus der Feder des Franzosen Perrens', welche in drei Oktavbänden diese Geschichte bis auf Dante's Zeit bringt. Capponi's umfangreiches Werk verwendet nur 160 (von 1300) Seiten

beherrscht, das so viel kleiner in der Weltgeschichte geworden, seit es, unter dem Ersten dieser Fürsten, so viel größer an Umfang geworden, als es zur Zeit seiner Größe war. Wie mächtig und lebendig ist noch der Kopf dieses Ersten, mit dem weitgeöffneten, ausdrucksvollen Auge, der freien, wenn auch strengen Stirne, dem verächtlichen, halbgeöffneten Munde; wie flach, niedrigsinnlich, geistes- und willensschwach erscheint der in seiner Allongeperrücke fast vergrabene Kopf des letzten Mediceers, Johann Gaston's, und wie verfolgt man von Stufe zu Stufe diese Abnahme physischer und moralischer Kraft in dem berühmten Geschlechte; wie begleitet man schon im Kostüm den Fortschritt der freien Natürlichkeit der Renaissance zu dem die Individualität so

auf diese Epoche. Man sieht, daß, wenn Herr Perrens in diesen Verhältnissen fortführe, sein Werk, selbst wenn er es nur bis zum Falle der Republik (1530) brächte, etwa vierundzwanzig Bände betragen müßte: quod Deus avertat.) Die Geschichte von Florenz und Toscana seit dem Falle der Republik (1530) ist meines Wissens noch nicht irgendwie befriedigend erzählt worden, denn Delecluze's Florence et ses vicissitudes ist in seinem zweiten Theile nur eine Art Compendium, überdies ganz unvollständig; und die sich aneinander anschließenden Werke Galuzzi's und Zobi's, welche die Geschichte Toscana's von 1530 bis 1737 und von 1738 bis 1848 behandeln, sind schon veraltet und schwer lesbar, wäre es auch nur, weil jedes von beiden nicht weniger als fünf Bände umfaßt. Die zwei letzten Theile von Napier's Florentinischer Geschichte, die ich nicht kenne, sollen, dem Urtheile competenter Richter zufolge, Arbeiten zweiter Hand und ziemlich unvollständig sein. Diese beiden Vorwürfe kann man sicherlich der neuesten „Geschichte Toscana's" nicht machen.

Niemand war berufener als A. von Reumont, der mehr als dreißig Jahre Italien bewohnt, lange beim Papst und beim Großherzog von Toscana als Vertreter Preußens beglaubigt war,

leicht erstickenden Conventionalismus der Zeit Ludwig's XIV. In Allen, aber auch im Ersten, tritt schon ein gewisser fürstlicher Dünkel zu Tage, von dem nichts zu spüren ist in jener Häßlichkeit Lorenzo's des Erlauchten, des Einzigen vom alten Zweige, dessen Büste hier bei denen der medicäischen Großherzöge einen Platz gefunden.

Sie gehörten alle dem jüngeren Zweige an, der von Lorenzo's Großoheim, dem Bruder Cosimo's, des Vaters des Vaterlandes, abstammte. Der alte Zweig, der sich mit der Herrschaft begnügt, ohne den Titel zu begehren, war in der fünften Generation ausgestorben. Der letzte unter ihnen hinterließ nur eine legitime Tochter, Catharina, die als Königin von Frankreich eine ein-

und zu seiner Geschäftserfahrung, seiner Ortskenntniß, seinen ausgedehnten persönlichen Bekanntschaften eine Vertrautheit mit der historischen Literatur Italiens gesellt, die einzig genannt werden kann. Ein seltenes Gedächtniß kam von Jugend auf seinem Bienenfleiß zu Hülfe und Niemand, der sich mit italienischer Kunst-, Literatur- und Staatengeschichte eingehender beschäftigt hat, wird mich der Uebertreibung zeihen wollen, weil ich Reumont eben als den gründlichsten der lebenden Italienkenner bezeichnet habe. Seine Bücher sind Fundgruben der authentischsten Notizen über die Vergangenheit und Gegenwart Italiens, die man anderswo vergeblich suchen würde, und sie sind meist so trefflich angeordnet — zum Theil auch mit Registern versehen — daß der Nachschlagende leicht die Antwort auf jede Frage finden kann. Reumont's Werke, namentlich die letzten, sind darum keineswegs sogenannte Nachschlagebücher. Sie sind anregend und belebt geschrieben und von angenehmer Lectüre. Ja, der Verfasser bietet uns das seltene Beispiel eines Schriftstellers, der bei zunehmendem Alter frischer und knapper wird, als er es in seiner Jugend gewesen, und dabei doch die Milde und Parteilosigkeit gewonnen hat, welche die Frucht späterer Jahre zu sein pflegt. Die „Geschichte Toscana's"

flußreichere Rolle gespielt, als alle männlichen Sprößlinge des Hauses, welche den toscanischen Thron einnahmen. Catharinen's illegitimer Bruder Alessandro war der erste und einzige von der Nachkommenschaft des alten Cosimo, der die Fürstenkrone trug (1532 bis 1537), mit wenig Ruhm. Seine bürgerlichen Ahnen hatten „einen Staat geschaffen, dessen politischer Einfluß weit über seine materielle Macht hinausgegangen ist." Schon unter dem jungen Wüstling, der seinen Herzogtitel der Gnade Kaiser Karl's V. dankte und seine Herrschaft mit der Proscription aller ausgezeichneten Florentiner der republikanischen Zeit antrat, begann jener politische Einfluß fast ganz zu verschwinden. Und wenn es nur der politische gewesen wäre, aber auch der geistige

---

ließt sich noch fließender als der „Lorenzo il Magnifico", der ihr um zwei Jahre vorausgegangen ist. Der Styl bekommt immer mehr Farbe, ohne von seiner Anspruchslosigkeit zu verlieren; der früher etwas verwickelte mit Incidenzsätzen überladene Satzbau ist hier gelichtet und beschleunigt. Gewissen störenden Angewohnheiten Ranke'scher Darstellungsweise begegnet man freilich noch immer; sie könnten und sollten verschwinden: so das leidige Perfectum statt des Imperfectum, das ermüdende „so — wie," das auf jeder Seite mehrere Male vorkommt.

Im Allgemeinen ist Reumont glücklicher in der Schilderung von Zuständen als in der Erzählung von Ereignissen, und sein Gegenstand, der wenig dramatische Begebenheiten darbietet, erlaubt ihm diesmal ganz seiner Neigung und der Natur seiner Begabung zu folgen. Als sehr gelungen sind auch die meisten Portraits zu bezeichnen, und die wohlwollende Billigkeit des Urtheils, welche sie wie die ganze Darstellung erwärmt, wirkt sehr wohlthuend. Man sieht, man hat es mit keinem leidenschaftlichen Parteimanne zu thun, sondern mit einem einsichtigen, welterfahrenen Manne, der die menschlichen Dinge menschlich ansieht, ohne sich übermäßig dafür zu ereifern. Zuweilen möchte

Einfluß von Florenz begann zu schwinden. „Die Belagerung von 1530 und ihre nächsten Folgen hatten für Florenz fast gleich verderblich gewirkt wie für Rom die Bourbonische Plünderung. Jene wie diese hat die rechte Blüthe abgestreift. Eine andere Zeit brach an, als die Freiheit verloren war. Michel Angelo ließ die Medicäergräber unvollendet, an denen er in den Tagen der fieberhaften Trauer gearbeitet hatte, der jüngere San Gallo baute die Feste, welche Florenz zu knebeln bestimmt war. Beides bildet gewissermaßen die Signatur der Epoche." Was indeß auch die Schuld Alessandro's und seiner Nachfolger gewesen sein mag — und sie war nicht klein, vornehmlich die Alessandro's — die Verminderung des politischen und künstlerischen Einflusses von Florenz ge-

man ihm wohl etwas mehr von den haines vigoureuses wünschen, welche nach Alceste die Schlechtigkeit den tüchtigen Seelen einflößen sollte; und wenn Reumont ganz gelassen von dem „in der Behandlung der Galilei'schen Angelegenheit in Rom begangenen Irrthum" redet, wie er von Galilei's „Irrthum" spricht, so ist diese gleichmäßig auf Opferer und Opfer vertheilte Milde denn doch etwas gar zu tolerant.

Die Composition dieses neuesten Werkes von Reumont scheint uns abgerundeter und bequemer als die seines „Lorenzo". Sie ordnet die Dinge mehr nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit, als äußerlich-chronologisch, und auch das Gleichgewicht der Theile ist mehr von der Bedeutung der Epochen, als von ihrer zeitlichen Ausdehnung bestimmt. So umfaßt das erste Buch nur vierundvierzig Jahre, während das zweite die Geschichte von hundertdreiundsechzig Jahren erzählt; aber jene vierundvierzig Jahre haben den Untergang der Republik, die Entstehung des erblichen Fürstenthums, die Constituirung des toscanischen Staatsgebietes gesehen und diesem Staate auf drei Jahrhunderte hin seine Signatur gegeben, während die sechs darauffolgenden Medicäer-Regierungen weder in die Geschichte Italiens, geschweige denn Eu-

hörte nicht zu ihrer Schuld. Sie war einestheils die unausbleibliche Folge der Bildung der großen Nationalstaaten im vorhergehenden Jahrhundert und der Bühnenveränderung, welche damit und mit der Entdeckung Amerika's im Schauspiele der Weltgeschichte vorgegangen war; sie war anderntheils die natürliche Entwicklung, welche in allen menschlichen Dingen der höchsten Blüthe ein rasches Welken folgen läßt. Selbst ein politisches Genie und ein künstlerischer Sinn wie der Lorenzo's des Erlauchten hätte weder das eine noch das andere aufhalten können. Es war das Verdienst der gefürsteten Medicäer, mit sicherster und raschester Einsicht im politischen und geistigen Leben die Thätigkeit ergriffen und gefördert zu haben, welche die veränderten Umstände

ropa's, eingriffen, noch außergewöhnlich interessante Persönlichkeiten oder bewegte Ereignisse aufzuweisen haben. Besonders empfehlenswerth und ganz neu sind die ausgedehnten Kapitel, welche der Kunst- und Literaturgeschichte, sowie den öconomischen und administrativen, den kirchlichen und gesellschaftlichen Zuständen gewidmet sind. Wir empfehlen in dieser Beziehung ganz besonders Kapitel V. und X. des ersten Buches, welche von der Verwaltung Cosimo's I. und der geistigen Richtung, „so des Mannes wie der Zeit" handeln, um die Sprache des Autors zu reden. Brachte uns der „Lorenzo" eine sehr lebendige und sehr vollständige Darstellung der Frührenaissance, so haben wir hier eine nicht minder unterrichtende und fesselnde Schilderung der Spätrenaissance und des Seicentismus, die eben bis jetzt noch nicht gemacht war. Von selbst versteht sich, daß die Geschichte der Naturwissenschaften, welche in den Zeiten Galilei's und der Accademia del Cimento in Florenz zu einer so hohen Blüthe gelangt waren, hier nicht vernachlässigt ist. Ueberhaupt giebt es keinen bedeutenden Mann, kein irgendwie bemerkenswerthes Buch, Kunstwerk, Denkmal von Florenz, über die wir nicht im Laufe der Erzählung Aufschluß bekommen und für den Besucher dieser einzigen Stadt kann es

allein erlaubten: die innere Verwaltung des Landes, das keine auswärtige Politik mehr haben konnte, und die positiven Wissenschaften, deren Herrschaft nach der Entthronung der Kunst, gerade damals in Europa begann. Während in Frankreich und Deutschland die bureaukratische Staatsverwaltung systematisch und rationell durchgeführt wurde, geschah dasselbe im kleinen Maßstabe in Toscana; und die Zeit Descartes' und Pascal's, Bacon's und Harvey's, Newton's und Leibnizens hatte auch in Florenz eine Werkstätte und Arbeiter, die es denen von London und Paris nicht nachgaben: Galilei wie Torricelli, Vesale wie Redi, Castelli wie Magalotti waren Schützlinge der medicäischen Großherzoge.

Die Regierung Alessandro's war nur ein letztes

wohl keine bessere Vorbereitung geben als die Lectüre dieses und des vorhergehenden Werkes.

So schließt denn diese Geschichte des Großherzogthums Toscana würdig der obenerwähnten Geschichte des florentinischen Freistaates an, die wir der Feder des alten Gastfreundes von Reumont, Gino Capponi, verdanken und die auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Es ist dieselbe Behandlungsweise, derselbe Standpunkt, ja auch dieselben Proportionen, denen wir bei Capponi begegnen. Vielleicht ist das Werk des Florentiners, in seinem zweiten Theile wenigstens, dem des Deutschen als Kunstwerk überlegen, dagegen hat dieses wieder den Vortheil einer sicherern Gelehrsamkeit und methodischern Kritik vor dem italienischen Buche voraus. Sehr deutlich tragen beide Werke das Gepräge weltmännischer Bildung und praktischer Erfahrung: man sieht ihnen sofort an, es sind keine Professorenbücher. Das würde nun in den Augen Derer, welche in unserem Vaterlande die Wissenschaft gepachtet zu haben glauben — und ihre Zahl ist Legion — keine besondere Empfehlung sein. Scheint ihnen doch Alles, was außerhalb der Universitäten zu Tage gefördert wird, als eitel Dilettantismus: Macaulay ein Dilettant, Grote ein Dilettant, Mahon, Cornwall-Lewis, Derby

Kapitel der sterbenden Republik, sie trägt noch ganz den Charakter der Tyrannei, selbst das gewaltsame Ende des Herrschers erinnert daran: die Regierung Cosimo's, des Ersten aus dem jüngeren Zweige des Hauses, welcher an die Spitze des Gemeinwesens berufen ward, ist schon ganz die eines legitimen Monarchen im Sinne des darauffolgenden Jahrhunderts. Seine Sinnesweise aber ist noch die des Cinquecento: vom Kopf bis zu der Zehe ist er ein Mensch der Renaissance, eine jener gewaltigen Individualitäten, wie sie Italien nicht wieder gesehen hat. „Cosimo war ein schöner Jüngling. Er war von hoher Statur, schlank, aber kräftig gebaut, mit breiter Brust, hellbraunes gelocktes Haar, freie Stirn, lebendiges Auge, durchdringender Blick, länglich ovales Gesicht,

Dilettanten; Ticknor, Motley, Bancroft, Prescott Dilettanten; gar die Franzosen, wie Mignet und Thierry, Erzdilettanten; diese Stiefkinder der Wissenschaft haben ja nie auf einem Katheder gestanden. Es soll nun durchaus nicht geleugnet werden, daß das Lehren wirklich seinen sehr guten Einfluß auf die Wissenschaft hat: es macht Bestimmtheit der Einzelheiten und klare Eintheilung des Stoffes zur Pflicht; es gewöhnt an Methode, da es ja dem einsichtigen Lehrer mehr um Beibringung dieser als um Mittheilung von Kenntnissen zu thun sein muß; es macht vor allem dem Lehrenden seinen Gegenstand mehr zum Eigenthum: Niemand ist so Herr über sein Wissen, lernt so sicher, was wichtig, was unwichtig ist, erhält so viel, ich möchte sagen inspirirtes Licht über gewisse Seiten seines Gegenstandes als der Lehrer. Allein die Sache hat auch ihre Kehrseite. Der Universitätsprofessor bleibt dem praktischen Leben fern, er liest wohl über Politik in der Zeitung, aber er trifft nie mit den Leuten zusammen, welche die Politik machen, geschweige, daß er sie selber mache; er studirt Nationalökonomie, hat aber meist nie ein Gut verwaltet, ein Handelsgeschäft abgeschlossen, eine Fabrik geleitet. Das Lesen von Depeschen und das Vergleichen von Statistiken thut's nicht

blühende Farbe, in späteren Jahren dichter Kinnbart. Seine Stimme war wohlklingend, obgleich nicht voll; von Jugend an hatte er in seiner Haltung etwas Vornehmes. Sein Vater hatte einst das Schicksal des Kindes auf seltsame Weise erproben wollen: unter einem Fenster stehend, hatte er sich den Kleinen aus demselben zuwerfen lassen und sah im glücklichen Auffangen dessen Zukunft. Ein Kriegsmann wurde der Sohn des tapferen Feldherrn nun freilich nicht, aber in allen Leibesübungen war er tüchtig, im Reiten, Fechten, Schwimmen, Ballschlagen, Fischen, Jagen. An Allem vergnügte er sich und war bis zu vorrückenden Jahren nicht zu ermüden. Seine Muskelkraft war groß, und er wetteiferte mit Jedem im Aufheben von Lasten. Mehrere

allein: aus keiner Depesche kann ein Mann lernen, wie diplomatische Unterhandlungen eingeleitet werden; aus keiner Tabelle kann er ersehen, wie gewisse Interessen von gewissen Maßregeln berührt werden. Daher denn auch in den meisten Professorenbüchern jenes Schablonen- und Rubrikwesen, welches ja ein Erforderniß alles Lehrens ist, der Darstellung aber nothwendiger Weise immer das Gepräge der Abstraction aufdrücken muß. Ideen stehen da gegen Ideen, Ziffern gegen Ziffern, während der Einfluß des Persönlichen in den menschlichen Dingen fast nie recht zu Tage tritt. Damit hängt denn auch das übertriebene Gewicht zusammen, das hier auf die Methode gelegt wird: beim Lehren ist die Methode freilich, wie schon bemerkt, die Hauptsache; da handelt es sich ja nicht um die Kenntnisse selber — die kann und muß ein Jeder für sich selber erwerben — da handelt es sich um die sicherste Art Kenntnisse zu erwerben: mit andern Worten beim Lehren ist die Methode Zweck, während sie bei der wissenschaftlichen Forschung nur Mittel zum Zweck ist, ein Mittel, das bei der Darstellung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung sogar verborgen werden muß, wie das Gerüste abgenommen wird, obald ein Gebäude bezogen wird. Dazu kommt, daß der Uni-

Tage hindurch ritt er, weite Strecken im Panzer zurücklegend. So war in äußerer Erscheinung derjenige, welchen, ohne ihn zu kennen, Florenz sich am 9. Januar 1537 zum Herrn gab und bald als Herrn erkennen sollte." Denn der körperlichen Kraft entsprach die geistige.

Das Merkwürdigste an Cosimo, wie an Lorenzo und Karl V., an Melanchthon und Tasso, ist mir immer die Frühreife gewesen, welche diesen Menschenpflanzen jenes Jahrhunderts eigenthümlich war. Cosimo, der ohne sorgfältige, noch regelmäßige Bildung, meist auf dem Lande, in ärmlichen Verhältnissen, freilich an der Seite einer pflicht- und selbstbewußten Mutter aufgewachsen war, zählte keine achtzehn Jahre, als er die Zügel in die Hand nahm (1537), und er führte sie von

versitätslehrer seine Gegenstände periodisch immer wieder behandelt, wodurch seine Darstellung natürlich mit der Zeit eine mechanische wird, die Frische verliert, welche die Begleiterin des werdenden, sich in Worten herausarbeitenden Denkens und Anschauens ist, und es hat seinen sehr guten Grund, wenn wir im täglichen Sprachgebrauch von einem Menschen, der so seine ganz fertigen Gedanken und Thatsachen vorbringt, sagen: er docirt. Es kommt dazu, daß der Lehrer sich nicht wie der Schriftsteller an Gleichgestellte, oft sogar an Richter wendet, sondern an unter ihm Stehende, an Schüler, für die er eine Autorität ist, was ihm dann meist nicht nur einen autoritativen Ton, sondern auch eine autoritative Gesinnung giebt: er meint auf Alle, die er anredet, herabsehen zu können, und gelangt am Ende wohl zu einem ganz naiven Glauben in seine eigene Unfehlbarkeit, was er dann bescheiden die Unfehlbarkeit der Methode zu nennen beliebt. Diese Art von Selbstzufriedenheit aber wird noch von dem Zunftgeiste unterstützt, der sich bei jeder Classe bildet, sobald sie sich nur in einer Kategorie des Lebens bewegt — man denke an die Diplomatie —, noch mehr, wenn sie nur mit einer Thätigkeit des Geistes operirt und sich endlich noch gar in festen Genossenschaften

Anfang an so fest als sicher. Er selbst leitete alle Maßregeln, um dem drohenden Einfall der Verbannten zu begegnen, welche den Augenblick zur Wiederherstellung der Republik gekommen glaubten. Als Baccio Valori und Filippo Strozzi bei Montemurlo aufs Haupt geschlagen und gefangen worden, erschienen sie „im kläglichsten Aufzug, staubbedeckt, zum Theil in zerrissenen Kleidern, mit Schimpf und Hohn vom Pöbel empfangen, der ihnen, wären sie Sieger gewesen, entgegengejubelt haben würde. Vor dem mediceischen Palaste stiegen sie ab und wurden die Treppe hinaufgeführt. Cosimo, seine Mutter neben sich, ließ sie vor. Der Worte waren wenige; die so tief Gefallenen waren zu erregt; der Glückliche zeigte sich ruhig, gemessen, nicht unfreundlich." Aber „Cosimo's Ruhe barg nur den Entschluß, kein Erbarmen zu üben." Wie der Achtzehnjährige, so der Vierzigjährige, nachdem er sich Siena unterworfen und die stolze Republik seinem Großherzogthum einverleibt hatte. Und er stand ganz auf sich selbst, faßte seine Beschlüsse allein, wie er allein die Umstände prüfte, allein die Ausführung, wenn auch oft aus der Ferne, leitete. Als Vasari ihn, umgeben von seinen Ministern, malen

---

concentrirt, wie man das aus der Geschichte der französischen und italienischen Akademien zur Genüge kennt. Von solchen Nachtheilen nun ist ein außerhalb der Schule stehender Schriftsteller meist frei, und bringt er, wie A. von Reumont, auch noch ausgedehnteste und genaueste Kenntnisse mit, welche mit strengster Kritik gesichert worden, baut er, mit andern Worten, auf der festen Grundlage einer sicheren Methode und mit gewissenhaftem Fleiße, so können wir seine Werke mit Vertrauen in die Hand nehmen, wie wir sie mit Vergnügen zu Ende lesen.

wollte, schrieb er ihm: „Der Kranz und Umstand jener Räthe, die Ihr bei der Berathung über den Siener Krieg um Uns stellen wollt, ist nicht nöthig: denn Wir waren allein: besser könnte man das Schweigen mit irgend einer andern Tugend darauf darstellen, welche den Platz der Räthe einnähme." Mit vollem Rechte nennt ihn Reumont „das Musterbild des Fürsten des 16. Jahrhunderts mit seinen Tugenden und Sünden. Das Glück hat ihn gehoben, aber er hat sich das Glück dienstbar gemacht. Mit Scharfsinn, Klarheit, Festigkeit, mit unermüdeter Thätigkeit ist er seinem Ziele zugeschritten, dem Ziele, welches mehr als Einem seines begabten Geschlechtes vorgeschwebt hat, aber in nebelhafter Ferne, während er ihm greifbare Gestalt gab. Dies Ziel war die Bildung eines ganz Toscana umfassenden, auf sich gestellten, unabhängigen Staates."

Dies Ziel erreichte Cosimo und, wie entartet auch seine Nachfolger sein mochten, Alle bis auf den Letzten hatten das Gefühl und die klare Einsicht geerbt, daß die Berechtigung ihrer Herrschaft auf der Aufrechthaltung dieses „auf sich gestellten, unabhängigen Staates" beruhte. Noch Johann Gaston suchte die Unabhängigkeit Toscana's nach seinem Tode zu sichern, und es ist rührend, wie er, gleich seinem Vater, nur daran denkt, nach dem voraussichtlichen Erlöschen seiner Familie den Freistaat wieder ins Leben zu rufen, um seinem Volke die Fremdherrschaft zu ersparen. Es sollte ihm nicht gelingen. Zwei Jahrhunderte hatte Toscana, nachdem es aufgehört, einen Einfluß auf die große Politik Europas auszuüben, fortgefahren, wenigstens seine Selbstständigkeit mit Klugheit

und Vorsicht zu wahren. Nach dem Tode des letzten Medicäer (1737) ward es, an das Haus Habsburg gebunden, eine österreichische Provinz, auch als solche noch hervorragend durch schöne Vorzüge, ein Vorbild der Staatsverwaltung, wie sie das vorige Jahrhundert auffaßte, eine Vorläuferin der aufgeklärten Gesetzgebung des heutigen Europa.

Nicht nur für die materielle Unabhängigkeit ihres Landes hatten die späteren Medicäer ein lebhaftes Gefühl: schwach wie sie waren, fühlten sie sich doch Alle stets als Florentiner auch in geistigen Dingen, d. h. als Athener gegenüber dem Macedonier und Römer. Sie verstehen sich bei halbem Worte mit den Ihrigen. Die Fremden, die Nordländer namentlich, sprechen eine andere Sprache; die Worte mögen dieselben sein, der Sinn ist ein verschiedener. Schon Cosimo's I. Gemahlin, Eleonore von Toledo, bleibt eine Fremde im heiteren Florenz; ihre Frömmigkeit, ihr Stolz sind anderer Art als die der Frauen italienischer Bildung. Die österreichischen und lothringischen Schwiegertöchter finden sich noch weniger in die florentinische Sinnesweise, werden nie heimisch darin, gewinnen weder die Liebe ihrer Gatten, noch die ihrer Unterthanen. Gar die Französinnen und Deutschen, welche in das Haus Medici heirathen, halten es nicht aus in Florenz, wie man sie dort nicht aushält; Luise von Orléans läßt sich von Cosimo III. scheiden und eilt nach Paris zurück; Anna Maria von Sachsen-Lauenburg zwingt anfangs ihren Gatten, Johann Gaston, mit ihr in Deutschland zu leben, bis es ihm zu arg wird und er durchgeht. „Sie nach Florenz zu bringen, schreibt er an den Vater, ist unmöglich. Abge-

sehen davon, daß sie ihre Besitzungen nicht verlassen kann, haßt sie Italien und die Italiener. Ehe sie mich nahm, erklärte sie, nie werde ein Franzose oder ein Italiener ihr Haus betreten. Hätten wir sie in Florenz, so mürrisch und widerwärtiger Laune, wie sie gegenwärtig ist, so würde dies zum Theil auch Ew. Hoheit und unseren Familiengliedern zur Last fallen, zumeist aber mir, der ich am Morgen, Mittag und Abend diesen Genuß hätte. Jetzt kann sie wenigstens auf ihre Güter gehen, wo ich dann ein wenig Ruhe habe. Im entgegengesetzten Falle aber würde ich mich genöthigt sehen, anderwärts Luft zu schöpfen, denn sie ist eine Speise, die man zwölf Monate des Jahres hindurch nicht verträgt." Uebrigens hütete er sich wohl, sich mit dieser einzigen Speise zu begnügen: auch darin ein ächter Medici, wenn schon er nur ein Schatten der vollkräftigen Figuren seiner Ahnen ist. Exemplarische Ehemänner aber waren sie Alle nicht; schon Lorenzo gab seine Freundin nicht auf, als er Clarice Orsini heirathete, und selbst seine Freundin herrschte nicht unumschränkt und allein in seinem Herzen. Auch die Prälaten des Hauses nahmen es mit dem Keuschheitsgelübde nicht allzu genau. Gar der erste Herzog, Alessandro, war ein ausgesprochener Wüstling, aber ohne mediceische Grazie. Cosimo I. gab durch sein späteres Verhältniß zu Camilla Martelli Anstoß. Francesco's Verbindung mit Bianca Capello ist ihrer dramatischen Zwischenfälle wegen im Gedächtniß der Menschen geblieben. Erbaulich war das eheliche Leben keines der Mediceer, und das florentinische Volk war nicht strenge.

In solchen Dingen war es nie strenge gewesen; jetzt kam die allgemeine Erschlaffung hinzu. Die tiefe Umwandlung des florentinischen Volkscharakters ist in diesen zwei Jahrhunderten der medicäischen Großherzoge vollzogen worden. Cosimo brach seinen Trotz. Seine helle Freudigkeit erstickte in dem Luftmangel der folgenden Jahrzehnte; aus der Kunst ist naturgemäß das frische Leben gewichen; sie ist alt geworden. In die Literatur ist mit den Formen des Alterthums und der Akademien ein Geist des Pedantismus gedrungen, der Niemandem fremder war als dem Florentiner des Quattrocento; hier wie dort überwuchert das Virtuosenthum den wahren Kunstsinn.

Die Inquisition bringt eine Enge und Aengstlichkeit in die religiösen Dinge, welche weder die heiteren Skeptiker aus Lorenzo's Kreise, noch die begeisterten Anhänger Savonarola's kannten, man verdammte den Decameron und paßte auf, wer in die Kirche ging, die ehemals auch der keckste Freidenker freiwillig besuchte, weil sie ihm zur leichten Gewohnheit geworden. Auch die weltliche Regierung nahm, schon unter Cosimo, das Spioniren und Ueberwachen in ihre Gewohnheiten auf, und die Oeffentlichkeit des ganzen politischen Lebens machte lautloser Heimlichkeit Platz. Die besoldeten Büreaus mit ihrer Schreiberei traten an die Stelle der Versammlungen und freiwilligen Ehrenämter; wenn auch im Verkehr der Stände immer noch viel von der alten Vertraulichkeit demokratischer Sitten blieb, so ließen sich die alten städtischen Patrizierfamilien doch schon Marchesen- und Grafentitel geben, um sich zu unterscheiden — ich

glaube, nur die Peruzzi, Frescobaldi und Pazzi hatten genug Adelsgefühl, um jeden Henkel für ihren Namen zu verschmähen. Nach Außen fühlte man sich machtlos und so flößte auch die zeitgenössische Geschichte nur noch ein Zuschauerinteresse ein. Es war nicht leicht, bei solcher Umwandlung aller Dinge das eigene Selbst zu retten: und doch geschah's: wie unter dem spanischen Kostüm, das unter Eleonorens Sohn allgemein wurde, derselbe feinknochige Körperschlag fortlebte, den wir auf Ghirlandajo's Fresken unter dem alten Lucco herausfühlen, so auch der florentinische Geist. Man unterwarf sich den Umständen und im Unterwerfen büßte man die Frische und Energie des Charakters ein, die dem republikanischen Florentiner eigenthümlich waren; der Geist war zäher, biegsamer; auch in der neuen Form blieb das alte Wesen, wenn schon Geist und Charakter sich nicht so scharf trennen lassen, jener sich diesem anbequemt; Dante's Hoheit und Petrarca's Keuschheit, Boccaccio's Derbheit und Pulci's Freimuth fanden keine Lebensluft mehr: eine gewisse Greisenhaftigkeit, vorsichtig, zaghaft, mißtrauisch, skeptisch, nimmt dem Handeln wie der Rede des Florentiners den Schwung früherer Zeit, läßt ihn verschmitzter erscheinen, als er in Wirklichkeit ist; im Wesen ist er doch noch der Alte: fein, verständig, maßvoll, etwas nüchtern, aber voll einfacher Anmuth im Ausdruck, zur Satire hinneigend, aller Allgemeinheit abhold, mehr dem Raisonnement als der Spekulation zugewandt, bequem in der Lebenspraxis. So blieb er nicht nur im letzten Jahrhundert der medicäischen Herrschaft: so blieb er auch unter den Lothringern, so ist er noch heute;

wenig verstanden von den anderen Völkern Italiens, ihnen noch unbehaglicher, als unverständlich; der Geist eines Volkes, das schon eine eigene Kultur hatte, als Rom noch im Entstehen war.

Ein fürstlicher Reformer des 18. Jahrhunderts.

Ein volles Menschenalter hindurch (1737—1765) wurde Toscana thatsächlich von Fremden beherrscht und empfand dies schlimmste aller Geschicke tiefer, als man es von dem scheinbar passiven und gleichgültigen Volke hätte erwarten mögen. Sein nomineller Beherrscher verließ es nach kaum dreimonatlichem Besuche, um es nicht wieder zu betreten. Während Franz Stephan von Lothringen als Mitregent seiner Gemahlin Maria Theresia in den habsburgischen Erblanden, dann als Nachfolger seines kaiserlichen Schwiegervaters im deutschen Reiche herrschte, war die Verwaltung seines italienischen Großherzogthums in den Händen seiner lothringer Landsleute. Fürst von Craon übernahm von der Fürstenrolle die Repräsentation, Graf Richecourt die Regierung: keine verächtlichen Männer, aber Fremde, die nicht verstanden, ihren fremden Ursprung in Vergessenheit zu bringen. Und sie blieben nicht allein: „Florenz füllte sich mit Lothringern," sagt Gino Capponi; „sie waren

bedürftig und den Einheimischen verhaßt, die sich nach ihren Bürgerherrschern sehnten.“ Dazu behandelten sie, wenn man dem Präsidenten de Brosses glauben darf, der gerade damals Florenz besuchte, in dem aber freilich die alte Eifersucht des Burgunders gegen den Lothringer Nachbarn nicht ganz überwunden war, „die Bewohner mit Härte und, was schlimmer ist, mit Geringschätzung . . . Die Lothringer scheinen Toskana nur wie ein Durchzugsland zu betrachten, aus dem man Alles, dessen man habhaft werden kann, wegschnappen darf, ohne sich um die Zukunft zu kümmern.“ Doch war auch diese lange Prüfungszeit nicht ohne gute Früchte für das unter der Erschlaffung der letzten Medici heruntergekommene Land. Richecourt war es, der den leopoldinischen Reformen den Boden bereitete, indem er, dem Geiste der sechziger Jahre vorgreifend, auf manche Weise die Macht des Staates zu erweitern und zu sichern, die der Autokratie und der Geistlichkeit zu brechen suchte. Hätte er durch seine Maßregeln das Terrain nicht geebnet, die Fundamente nicht gelegt, auf denen sich Leopold's kühner Bau erhob, dieser hätte wohl nicht den Stürmen widerstanden, die ihn fast im Augenblicke seiner beeilten Vollendung bedrohten. Die Regentschaft griff das noch herrschende Feudalsystem an der Wurzel an, indem sie die Gerichtsbarkeit des Adels einschränkte, fast vernichtete, ihn zu allen öffentlichen Lasten herbeizog, ihm jeden Einfluß auf Gemeindeverwaltung u. s. w. benahm. Gleichzeitig wurde gegen die Macht des Klerus vorgegangen, dem Anwachsen der todten Hand ein Ziel gesetzt, die theilweise Umwandlung derselben in Erbpacht angeordnet;

den Uebergriffen der Inquisition ein Ende gemacht. Demungeachtet blieb dem dritten Sohne Maria Thereſiens, unter dem das Land wieder, freilich als Secundogenitur des Hauſes Habsburg, eine gewiſſe Unabhängigkeit erlangte, noch genug zu thun übrig.

Leopold I. (1765—1790) war von allen vorrevolutionären Reformern des vorigen Jahrhunderts — und es gab deren überall auf dem Feſtlande von Petersburg und Stockholm bis nach Heſſen-Darmſtadt und Lippe-Detmold — der Glücklichſte. Das Glück aber iſt nichts Zufälliges. Leopold war achtzehn Jahre alt, wie der Gründer des toscaniſchen Großherzogthums Coſimo I., als er den Thron beſtieg und wie der Mediceer wußte er von Anfang an was er wollte. Nur war ſeine Aufgabe eine andere, dankbarere, größere als die des erſten Großherzogs: es galt nicht die Gründung eines beſchränkten, nie ganz ſelbſtſtändigen Staatsweſens, es galt der Menſchheit an einer Stelle zu zeigen, was eine ſelbſt ſchwache Staatsgewalt für geiſtige und leibliche Wohlfahrt der Menſchen zu thun im Stande iſt, wenn ſie ſich ihrer Pflichten bewußt iſt. Dieſe Aufgabe hat Leopold auf das Glänzendſte gelöſt und er hat ſie gelöſt, weil er, ungleich ſeinem Bruder Joſeph, der, nach Friedrich's des Großen Urtheil, immer den zweiten Schritt thun wollte, ehe er den erſten gethan, ſtets umſichtig und langſam vorwärts ging. Die meiſten ſeiner Reformen, denen, wie geſagt, die Regentſchaft bereits vorgearbeitet hatte, wurden bald nach ſeiner Thronbeſteigung begonnen, aber erſt gegen Ende ſeiner Regierung vollendet, d. h. ſie nahmen einen Zeitraum von

nahezu fünfundzwanzig Jahren ein. Es war eine „Zeit großer Thätigkeit, mancher Irrthümer, aber entschiedenen Fortschrittes;" und immer und immer wieder drängt sich dem Geschichtsbetrachter die Frage auf, wie die Dinge gekommen sein würden, wenn Ludwig's XVI. Eifersucht und Schwäche Turgot hätte gewähren lassen, so vielleicht den Ausbruch der Revolution verhindert und das überall, all überall begonnene Reformwerk des achtzehnten Jahrhunderts sich friedlich hätte vollziehen lassen. Die materielle Macht und das überlieferte Ansehen der fürstlichen Reformer und ihrer Minister, die relative Geschäftskenntniß und Erfahrung, die geistigen Fähigkeiten, die Energie des Charakters, vor Allem aber die selbstlose Hingabe an das große Werk, sind ja zu keiner Zeit der Geschichte so groß gewesen, als im goldenen Zeitalter des aufgeklärten Despotismus; sind doch die positiven Schöpfungen der französischen Revolution selber nicht von den Danton und Robespierres, sondern von den Portalis und Tronchet, d. h. den überlebenden Meinungs- und Zeitgenossen Turgot's und Malesherbes' in's Werk gesetzt worden, nachdem ein eiserner Arm ihnen die nöthige Ruhe und Sicherheit verschafft.

Der junge Großherzog fand sein Land in traurigem Zustande, als er (1765) von Wien kommend in Florenz eintraf. Seuchen und Hungersnoth hatten furchtbar gewüthet; das Elend war allgemein; die Staatscassen leer und eine erkleckliche Summe mußte sofort aufgetrieben werden, um den drängenden Bruder abzufertigen, der sein Theil von dem Allodialgut des Vaters verlangte. Leopold begann sofort mit einer Reform des großherzog-

lichen Haushaltes, den er fast auf den eines wohlhabenden Privatmannes reducirte, wessen ihm, wie's zu gehen pflegt, Niemand Dank wußte, wie man auch, und zwar nicht nur im müßigen Adel, seine unermüdete Arbeitsamkeit als eine unfürstliche Gewohnheit, statt als Pflichterfüllung empfand. Das eigentliche Reformwerk des jungen Fürsten ward mit einer Neu-Ordnung der Finanzen inaugurirt, deren Verwaltung er vereinfachte, indem er die Steuerpacht ablöste, die Schuldentilgung systematisch in's Werk setzte, die Grundsteuer auf eine einzige gleichmäßige zurückführte, die Finanzverwaltung von der Krongutsverwaltung trennte. Es schlug schon 1789, als er diese letzte Verfügung traf und er hatte auch hier die Ehre, der großen Revolution zuvorgekommen zu sein. Weit wichtiger war die Reform der Gemeindeverwaltung, welche die medicäischen Großherzoge wie die Regentschaft ganz so buntscheckig belassen hatten, wie sie unter der Herrschaft der Republik gewesen, welche ja in atheniſcher und römischer Weise die unterthänigen Ortschaften auf die verschiedenste Weise administrirte oder sich administriren ließ. Es galt vor Allem, wie später in Frankreich und Deutschland, diesen Schutt wegzuräumen, dann eine neue rationellere, einförmigere und liberalere Verwaltung an die Stelle zu setzen. Bürgermeister wie Magistrat gingen fortan überall aus der Wahl aller steuerzahlenden Gemeindemitglieder hervor, ohne daß sie der Bestätigung des Fürsten bedurft hätten. Nur die alten Namen und die Wahlmoden blieben: der Bürgermeister hieß Gonfaloniere, der Magistrat Prioren; die Wahl fand statt durch's Loos. Die Regierung war

nur durch die sogenannten Gemeindekanzler vertreten, welche die Vermittlung mit der Centralverwaltung besorgten und deren gesetzliche Befugnisse wenig ausgedehnt waren; die aber freilich durch ihr Verbleiben im Amt bei jährlichem Wechsel der gewählten Behörden, an Geschäftskenntniß und somit an Einfluß diese selber thatsächlich bald überragten. Auch diese Reform wurde höchst vorsichtig begonnen und ins Werk gesetzt. Im Jahre 1769 wurden die drei alten Magistráte der Hauptstadt abgeschafft und durch die neuen Behörden ersetzt. Im Jahre 1772 ward es mit den Gemeinden von Volteria und Arezzo versucht, dann gings an San Giovanni di Val d'Arno u. s. w. und erst im Jahre 1783 ward das Ganze mit Grosseto abgeschlossen. Zugleich wurde die Verwaltung der so wohlhabenden und zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten den Bischofscurien entzogen und sei's den Gemeinden, sei's der Centralregierung übermacht.

Mit der Reform der Gemeindeverfassung, welche freilich den zweifelhaften Resten politischer Unabhängigkeit der toscanischen Municipien ein Ende machte, aber „dem Volke maßgebenden Antheil an der Besorgung der eigenen Angelegenheiten und die Wahrung seiner ökonomischen Interessen zugleich mit der bis dahin unbekannten Gleichmäßigkeit von Rechten und Lasten sicherte," ging die Umgestaltung der Justiz Hand in Hand. Auch hier sah es bunt genug aus; alle Befugnisse waren vermischt; die Richter, meist durch's Loos aus den Bürgern gewählt, durch rechtskundige Supplenten vertreten: jetzt wurden 83 Civiltribunale und 46 Criminalgerichte, ein

Obertribunal in der Hauptstadt, eine Kronanwaltschaft eingerichtet. Auch das Gerichtsverfahren wurde beschleunigt, wohlfeiler gemacht und durch Einführung der Vertheidiger ex officio im Sinn moderner Rechtsauffassung verbessert. Dann erfolgte die berühmte Reform der Criminalgesetzgebung, welche noch heute in Toscana besteht und nicht am wenigsten dazu beiträgt, die Einführung eines allgemeinen Strafgesetzbuches für das Königreich Italien unmöglich zu machen, weil die Toscaner nicht darauf verzichten wollen, die Piemontesen und Lombarden sie zu „vorgeschritten" finden. Es war die Zeit Beccaria's, — man sage doch ja nicht Beccária, wie man es immer in Deutschland hört: der Accent ist auf dem I — dessen Buch über „die Vergehen und Strafen" (1764) ganz Europa fast noch tiefer erregt hatte als drei Jahre vorher Rousseau's „Emile": die Tortur, die Güterconfiscation, sogar die Todesstrafe wurden abgeschafft; die Fälle der Majestätsverbrechen auf ein Minimum reducirt. Die Marterwerkzeuge wurden feierlich verbrannt, die schauerlichen Gefängnisse des Mittelalters vermauert, die Gefangenen nach der Natur ihrer Verbrechen von einander getrennt. Die Wirkung schien anfänglich die heilsamste zu sein. Einmal sollen im Jahre 1778 sämmtliche Gefängnisse zweiundzwanzig Tage lang leer gestanden sein: freilich wagte Jemand Leopolden, der sich dessen rühmte, zu antworten: „Die Gefängnisse sind leer, aber die Schurken spazieren auf den Straßen umher." In der That zählte man im selben Jahre noch 338 schwere Verbrechen, während im Jahre 1768 deren nur 263 constatirt worden. Im

Ganzen indeß hat die leopoldinische Criminaljustiz wohlthätig gewirkt.

Noch mehr als in den finanziellen, administrativen und gerichtlichen Reformen eilte Leopold in den nationalöconomischen der Zeit voraus, und zwar merkwürdiger Weise trat er, der in lebhaftem Briefwechsel mit dem Physiokraten Mirabeau (l'ami des hommes) stand, hier als Vertreter des Individualismus gegen die Staatsmacht auf nicht immer zum Vortheil des allgemeinen Interesses, wie z. B. in Freigebung der Holzung und des Bergbaus: die Entwaldung der toscanischen Hügel und die Rutschungen, Ueberschwemmungen, Niveaustörungen, welche sie im Gefolge hatte, stammt aus Leopold's Zeit; — was die heutigen Toscaner nicht abhält, noch jetzt im italienischen Parlamente der Freiheit des Holzschlages das Wort zu reden. Während Frankreich noch siebzig Jahre nach der großen Revolution am Protectionssystem festhielt, führte Leopold schon zwanzig Jahre vor der Revolution, zehn Jahre vor Adam Smith's „Wealth of nations" den vollständigsten Freihandel für Getreide ein und das zu einer Zeit, wo das Land an den Folgen von Mißernten litt und der Bauer in der freien Einfuhr des Kornes eine Erschwerung statt einer Erleichterung seiner Lage zu sehen glaubte: aber auch hier gingen Leopold und sein Minister Pompeo Neri nur schrittweise vorwärts und hüteten sich, durch Ueberstürzung der Dinge achtungswerthe Interessen zu schädigen. Erst im Jahre 1783 war die Verkehrsfreiheit auf dem Gebiete des Getreide- und Viehhandels eine vollständige, während die Abschaffung der Binnenzölle und der Zunftgerichtsbarkeit dem gesammten Ver-

kehr des Landes zu Gute kam. Gleichzeitig wurde die vollständige Befreiung der liegenden Güter eifrig betrieben.

Die Reform der todten Hand, welche unter der Regentschaft begonnen worden, ward fortgesetzt, die Ablösung der Erbpacht erleichtert, erst die Auflösung aller theilbaren Fideicommisse, dann die aller Fideicommisse ohne Ausnahme (wohlweislich erst für die Enkel der lebenden Inhaber) verordnet. Die Abschaffung der Frohnden wie überhaupt aller Ruralservituten stand damit in Verbindung. Aber nicht allein negativ, durch Befreiung von lästigen Fesseln, auch positiv durch schöpferische Werke kam Leopold dem Ackerbau, dieser ersten, wir möchten fast wünschen einzigen Industrie Italiens zu Hülfe. Leopold war es, der die colossalen Arbeiten, welche Cosimo III. im Chianathal begonnen, vollendete, wie siebzig Jahre später sein Enkel, Leopold II., die Maremmarbeiten mit Ausdauer und Eifer durchführte. Der Lauf der Chiana, welche sich in den Tiber ergoß, ward durch Canalisation nach dem Ocean, der Schlamm der Bergströme auf die sumpfigen Niederungen geleitet und hier befestigt, so das Niveau zum Abfluß des Wassers hergestellt und zugleich mit fruchtbarer Erde gesunde Luft in diese pestilenziösen Einöden gebracht, die heute zu den wohlhabendsten und gesundesten Gegenden Italiens gehören. „Torricelli hatte gesagt, die Verwendung des schlammigen Gewässers zum Behufe der Bodenerhöhung werde die Mythen vom Goldsande des Pactolus und des Tago zur Wahrheit machen." Er war kein falscher Prophet. Der Mann aber, der diese Alluvienverwerthung erst theoretisch begründete und praktisch durchführte, war Vittorio Fossombroni, der

spätere Premierminister, der das Werk unter dem Sohne Leopolds vollendete und unter dessen Enkel auch die Bonificirung der Maremmen anordnete, die dem Großvater, so ernstlich er sie auch in die Hand genommen, nicht hatte glücken wollen. Daß es an Straßenbauten nicht fehlte, läßt sich denken; unter andern stammt auch die große Gebirgschaussee, welche über die Appeninen und durch den größten Wald Italiens (Bosco lungo) von Florenz nach Modena führt, von Leopold. Nicht weniger eifrig war er für Volksunterricht bemüht, der den Mann des achtzehnten Jahrhunderts weit mehr interessirte als Kunst und Wissenschaft, die das Hauptinteresse aristokratischer Zeiten gewesen. Nur die Naturwissenschaften suchte Leopold zu begünstigen; aber ihre Blüthe war vorbei und Pisa sank unter dem Lothringer; mehr noch Florenz selber und die schönen Künste, wie die schöne Literatur, die Leopold vernachlässigte, ja beeinträchtigte. Seine Aufhebung der Accademia della Crusca hat ihm mehr und gefährlichere Feinde gemacht, als seine kühnsten politischen Neuerungen. Das sind eben Dinge, an die es gefährlicher ist zu rühren als an staatliche Institutionen und mit Recht bemerkte Renan schon vor zwanzig Jahren, mit Anspielung auf Napoleon's III. unumschränkte Macht, so allmächtig auch eine französische Regierung sein möge, sie würde sich nicht erlauben können, auch nur an die Zahl der Quarante de l'Académie française zu rühren.

Hatte der aufgeklärte Fürst bei allen diesen Verbesserungen gegen den heftigen Widerstand der wirklichen oder vermeinten Interessen zu kämpfen — ich erinnere

nur daran, wie die Wollhändler ihn einmal wirklich zwangen zeitweilig und für ihre Waare zum Schutzzollsystem zurückzukommen — hatte er vor Allen den Schlendrian, die Vorurtheile und die Leidenschaften eines am Alten hängenden Volkes zu bekämpfen, so galt dies in noch viel höherem Grade auf dem kirchlichen Gebiete, wo er ebenfalls den Staat gegen zudringliche Vormünder zu schützen suchte, indem er zugleich die Kirche von innen aus zu reformiren trachtete. Es galt die Geistlichkeit vom päpstlichen Despotismus zu befreien und zugleich durch größere Bildung dieser neuen Freiheit würdiger zu machen. Hier war ihm Scipione Ricci, der kühne Bischof von Pistoja, was ihm dort Pompeo Neri und Fossombroni gewesen, ein intelligentes und energisches Werkzeug. Schon im Jahre 1769 wurde das Exequatur für alle päpstlichen Acte eingeführt, die geistlichen Gerichte, wie die Klostergefängnisse abgeschafft. Dann wurden die Bischöfe zur Eidesleistung gegen das Staatsoberhaupt wie in Frankreich verpflichtet. Darauf folgte die gänzliche Unterdrückung der unter der Regentschaft schon beschränkten Inquisition, nicht etwa auf dem Wege des Concordats, sondern „aus der Fülle unserer höchsten und absoluten Autorität." Zugleich wurden die bischöflichen Seminare reorganisirt, der Besuch derselben obligatorisch gemacht, strenge Prüfungen eingeführt, um die Zulassung zum geistlichen Amte zu erschweren, die Disciplin unter den Pfarrern verschärft. Leopold bezweckte damit zugleich die Verminderung der Kleriker, deren ja so Viele ganz ohne allen Beruf diese bequeme Laufbahn zu erwählen pflegten. Noch entschiedener ging er gegen

die Klöster vor. Sie wurden sammt und sonders der bischöflichen Autorität unterstellt und selbst die Ernennungen und Verfügungen der Ordensgenerale dem staatlichen Exequatur unterworfen. Die Einkleidung der Novizen und die Profession wurden hinausgerückt. Ebenso schritt er streng gegen die Bettelorden und die Eremiten ein. Dann ging's an ein Aufheben der überflüssigen Klöster: „in dem einzigen Jahr 1783 sind fünfzehn Franziscanerklöster aufgehoben worden." Den Cistercienſern, Cöleſtinern, Dominicanern folgten die Jeſuiten, welche des Landes verwieſen wurden. Am durchgreifendſten aber wurden die Nonnenklöſter reformirt und ſie bedurften es, wie's ſcheint. Ein ſcandalöſer Proceß gegen Piſtojeſer Kloſterfrauen aus vornehmſten Familien führte ſogar zu lärmenden Auftritten, welche niedergeſchlagen werden mußten.

Leider meinte Leopold in ſeinem Eifer auch gegen die frommen Laienbrüderſchaften vorgehen zu müſſen, welche er, mit Ausnahme der altberühmten Miſericordia, ſämmtlich aufhob, wodurch er das Volk nicht wenig verletzte und zwar in ſeinen achtungswertheſten Gewohnheiten und Anſchauungen. „Kleine quäleriſche und völlig überflüſſige bis in die Sakriſteien eindringende Polizeimaßregeln ſind es geweſen, was die Menge am meiſten erbittert hat. Unbegreiflicher Weiſe hat ein ſo ſcharfſinniger, von den wichtigſten Reformen in Anſpruch genommener Herrſcher ſich gerade mit derartigen Dingen vorzugsweiſe zu ſchaffen gemacht und ſein perſönliches Anſehen geſchmälert, während er arge Verſtimmung erweckte. Gegen Reliquien, die bis dahin vom frommen

Volksglauben für ächt gehalten worden, gegen Madonnen- und Heiligenbilder wurde eingeschritten. . . . Das ganze Verfahren wurde um so offensiver, da die Polizeiwerkzeuge meist schlimmster Art waren. Kein Wunder, daß die Gährung immer mehr um sich griff." Namentlich im Pistojeser Sprengel, wo theils auf Ricci's Anstiften, theils in Uebertreibung seiner Anweisungen Maßregeln getroffen wurden, welche das Volk auf das Heftigste reizen mußten; die Polizei verordnete, daß die Leichen ohne Kreuz, ohne Licht, ohne Priester im Ornat bestattet würden; schloß 22 von 28 Klöstern auf einmal. Schon begann man die Messe in italienischer Sprache zu lesen; und bald verbreitete sich das Gerücht, die Cintola von Prato (der Gürtel der h. Jungfrau) solle entfernt werden. Dies gab das Zeichen zum Prateser Aufstand (20. November 1787), der gewaltsam unterdrückt werden mußte. Die Unzufriedenheit steigerte sich, noch in den letzten Jahren und als Leopold (1790) Toscana verließ, um die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, war er, der das kleine Land zum Musterstaate Europas umgeschaffen, vielleicht der unpopulärste Mann in eben diesem Lande; und gleich hinter seinem Rücken begann die volksthümliche Reaction ihr Haupt zu erheben; glücklicher Weise ohne dauernden Erfolg, denn die französische Invasion schwemmte sie bald wieder weg. Nicht zugleich die Schöpfungen Leopold's.

„Das neuere Toscana ist sein Werk;" und, kann ich aus eigener Erfahrung hinzufügen, es lebt kein Toscaner, der nicht mit Stolz auf jene Zeit und die Thätigkeit Leopold's zurücksähe. Ja man scheint ganz vergessen zu

haben, wie wenig die Nation ihm entgegenkam und rechnet sich heute zur Ehre an, was gegen den Willen und unter lebhaftem Widerstande des Adels, der Geistlichkeit, des Volkes geschehen war. Denn „trotz der vielen Vortheile, die er dem Lande gebracht, war er bei Lebzeiten nicht beliebt in Toscana," so sagt einer der wenigen freisinnigen Patrioten unserer Zeit, die, obschon selbst dieser Partei angehörig, doch der Parteileidenschaft keine Macht über sich lassen, in einer Sprache, die ich kaum zu übersetzen wage: „Hier war einmal ein starkes Heimathsgefühl, ein großer Wunsch in Ruhe gelassen zu werden, ein heiteres Leben in engem aber von altem Glanze erhelltem Felde, wenig Bedürfnisse und eine Sinnesart, die neuen Versprechungen nicht besonders leichtgläubig entgegenkam." (Quivi erano inclinazioni casalinghe, una gran voglia di essere lasciati stare, allegro il vivere in campo angusto, ma lumeggiato d'antichi splendori, scarso lo stimolo del bisogno, il genio incredulo a nuove promesse. G. Capponi.)

Auf die Frage, wie weit Leopold an seiner eigenen Unpopularität mitschuldig war, kann nun freilich die Antwort nur lauten, daß Leopold nicht ganz schuldlos daran war.

Ich bin nicht der Ansicht Reumont's, daß er zu rücksichtslos, manchmal zu rasch vorgegangen; es ist gerade der Vortheil der unumschränkten Gewalt, daß sie rücksichtsloser und rascher vorgehen kann und darf als irgend eine repräsentative Regierung es wagen könnte: auch war der Mittelstand nicht ganz so unzufrieden als Adel und Geistlichkeit, deren Interessen und Vorurtheile, als

das niedere Volk, dessen blinde Leidenschaften und achtenswerthe Anhänglichkeit an die Ueberlieferung er eben verletzen mußte, wenn er seine großen Ideen zum Besten des Volkes verwirklichen wollte; aber es ist nun einmal der Fluch des Despotismus, daß sich auch seine Wohlthaten gegen den Wohlthäter kehren, weil der Mangel an Licht und Luft die Nation verhindert, zu sehen, warum man sie aus ihrem gewohnten Geleise bringen, wohin man sie führen will, vor allem aber weil der Despotismus ohne die größte und sicherste Macht in allen Lebensverhältnissen, ohne den Kredit, zu operiren gezwungen ist. Das Mißtrauen, welches das Kind der Alleinherrschaft ist, hat auch Leopolden, wie allen großen despotischen Reformern, die Freude am Schaffen verdorben, seinem Werke selbst in der Gegenwart wie in der Zukunft unendlich geschadet. In der That war „des ersten Cosimo Spürergeist in seinem späten Nachfolger wieder aufgelebt." Schon von dem zweiundzwanzigjährigen Bruder schrieb Joseph II. an die Mutter: „Leopold ist sehr mißtrauisch und sucht alle seine Handlungen zu verbergen und in ein gewisses Geheimniß zu hüllen," und fünf Jahre später an den Bruder selber: „Schaffe Dir diese geheimen Angebereien vom Halse, die bei Dir gegen das ganze Menschengeschlecht Mißtrauen wecken; laß Dich lieber ein wenig täuschen, statt Dich vergeblich zu quälen, um es ganz zu vermeiden." Die brüderlichen Vorstellungen halfen, was alle Vorstellungen im Allgemeinen gegen Charakter und Verhältnisse helfen; ja der mahnende Bruder selber war nicht der letzte, gegen den der Fürst sein Mißtrauen kehrte: „Ich bin," schrieb er

kurz vor dessen Tod an seine Schwester, „dermaßen von Vertrauten der Umgebungen des Kaisers umringt und ausgekundschaftet, daß ich keinen Schritt zu thun wage, um mir nicht irgend eine Geschichte auf den Hals zu laden." „Er traute den Courieren nicht mehr, argwöhnte, man öffne seine Briefe, schrieb mit Citronensaft, wechselte auch diesen, da er fürchtete, daß man das Geheimniß entdeckt habe. Es war wie eine Umnachtung des Geistes, Folge eigner Fehler." „Selten vielleicht ist das Spioniren so umfassend und verderblich, selten in solchem Maße unter persönlicher Theilnahme eines Fürsten betrieben worden." Die Polizei ward in der That die Hauptregierungsbehörde unter Leopold, der den Geschäftskreis derselben immer mehr ausdehnte. Ihre Herrschaft ward fast unbequemer und vor Allem demoralisirender, als die geistliche Inquisition es gewesen. Leopold und sein Polizeidirector waren nicht wählerisch in den Personen, die sie zu diesem schnöden Dienste heranzogen. Bald wurde die Polizei eine kleine Armee, die der Fürst ebenso sehr begünstigte, als er das Militär vernachlässigte; denn er war als Friedensfürst und Mann des Fortschrittes ein geschworner Feind alles Militarismus. Löste er doch selbst die Florentiner Bürgermiliz auf, weil er den soldatischen Geist dadurch gefördert glaubte! Die Armee war am Ende nur noch eine Strafanstalt für Landstreicher und Verbrecher. Manchmal kam es sogar zu blutigem Kampfe zwischen Militär und Polizei. Noch heute lebt etwas von dem unkriegerischen Geiste, den Leopold nährte, im Florentiner Volke, noch heute herrscht in Toscana mehr als irgendwo

sonst das continentale Vorurtheil gegen die Polizei, welches in freien Staaten, wo sie nicht ihren edlen opferheischenden Beruf überschreitet, gänzlich unbekannt ist.

Manchmal sah Leopold selber mit dem großen Scharfsinn, der ihm eigen, wo die schwache Seite seiner Rüstung war. Er hatte nicht nur eine ganz klare Idee vom Charakter der modernen Monarchie, er fühlte auch, daß eine Betheiligung des Landes an der Regierung seine Reformen tiefer eindringen lassen und mehr befestigen würde. „Der Gedanke," so schrieb er selber, „den Souverain der Nation über Zustand und Verwaltung ihrer Finanzen Rechenschaft ablegen zu lassen, dünkt mich rühmenswerth, gerecht und nützlich, denn die Finanzen gehören wie alles Uebrige dem Volke, und der Souverain ist nur deren Verwalter, somit zur Rechenschaft verpflichtet, während er Auslagen nur gemäß den Absichten seines Auftraggebers machen darf, nämlich zum größtmöglichen Vortheil und Wohl des Staates und aller seiner Individuen." Und an seine Schwester schrieb er, als sein Bruder Joseph mit den belgischen Ständen in Conflict gerieth: „Es ist ein Glück, wenn ein Land Stände und eine Constitution besitzt, an denen das Volk hängt. In einem solchen Lande bestehen zwischen Herrscher und Volk gegenseitige Verbindlichkeiten, die nur durch Uebereinkommen abgeändert werden können." In seinem Glaubensbekenntnisse endlich: „Ich glaube, daß der Souverain, wenn auch ein erblicher, nur ein Delegirter und Beauftragter des Volkes ist, für welches er da ist; daß er ihm alle seine Sorge und

Arbeit widmen muß, daß jedes Land eines Grundgesetzes oder Vertrags zwischen Volk und Souverains bedarf, wodurch Autorität und Macht des Letzteren beschränkt werden; daß, wenn der Souverän diesen Vertrag verletzt, er thatsächlich auf seine Stellung verzichtet, die ihm nur unter dieser Bedingung zuerkannt worden ist, und daß man ihm nicht mehr zu gehorchen verpflichtet ist; daß die ausübende Gewalt dem Souverän, die gesetzgebende dem Volke und dessen Vertretern zusteht, daß das Volk bei jedem Wechsel der Person neue Bedingungen vorschreiben kann."

Er selbst glaubte gegen Ende seiner Regierung den Augenblick gekommen, einen solchen Vertrag mit seinem Volke abzuschließen. Demgemäß arbeitete er selbst ein Verfassungsproject aus, das auch heute noch für sehr „liberal" gelten würde. Nur die Niederlegung der großherzoglichen Krone, um die deutsche und österreichisch-ungarische Krone aufzusetzen, der Einbruch der französischen Revolution, der frühe Tod endlich — Leopold starb bekanntlich, erst fünfundvierzig Jahre alt — verhinderten ihn, das entworfene Grundgesetz zu verkündigen oder von seinem Sohne verkündigen zu lassen, das indeß Toscana vor der drohenden Ueberschwemmung nicht bewahrt hätte; denn die Tage des Kleinstaates waren gezählt, obschon er noch siebzehn Jahre lang nach Leopold's Abzug ein Scheinleben fristete, dann im Jahre 1814 sogar noch einmal für anderthalb Menschenalter formal hergestellt wurde. Selbst das ehemals so kräftige Geistesleben verkümmerte. Präsident de Brosse hatte noch Anfangs der vierziger Jahre ein reges geistiges

Leben gefunden. Im letzten Viertel des Jahrhunderts blieben davon nur noch wenige Spuren. Es war das goldene Zeitalter des Sigisbeismo und was damit zusammenhängt. Nicht nur Leopold selbst klagte über die Gesellschaft, die er freilich so wenig wie das Volk durch Entgegenkommen zu gewinnen wußte, auch die Fremden, Alfieri, Sir Horace Mann, Sir Gilbert Eliot, Winkelmann, Miot de Melito fanden die Nation geistig und sittlich sehr heruntergekommen: „Einige partielle Bewegung in kritischen Momenten ausgenommen, sagt Miot, war der vorherrschende Zug bei allen Klassen jener der Indolenz. Dem Mangel an werkthätigem Patriotismus gesellte sich der an exactem wissenschaftlichen Interesse zu. Beinahe überall sah ich nur Leute, durch den Reiz eines glücklichen Himmelstriches verwöhnt, mit den Details eines einförmigen Lebens beschäftigt, im Genuß einer friedlichen Existenz vegetirend. Bei den Frauen ein Gemisch von Galanterie und Devotion, im Allgemeinen eine Sittenerschlaffung, die das Ergebniß eines überall acceptirten geselligen Uebereinkommens war, so daß sie der Kritik keinen Anhaltspunkt darbot."

„Schon unter Leopold I.," sagt Gino Capponi, in seiner sinnigen Weise die Dinge hinnehmend wie sie sind, „schon unter Leopold I. hatte sich das geistige Niveau etwas gesenkt und auch nach ihm kam kein rechter Schwung mehr in die Geister (crebbe ardire agli ingegni); in jeder Hinsicht vermochten hochgespannte (superlative) Ideen nicht Fuß zu fassen (allignare) in dem Volke, das nach Brauch und Mißbrauch vieler Dinge und unter Enttäuschungen aller Art seine Bahn durch-

laufen hatte und demzufolge mehr aufs Verstehen, als aufs Handeln gerichtet war.“*)

Gino Capponi.

I.

Florenz erlitt einen herben Verlust, als Gino Capponi am 3. Februar 1876 unerwartet von den Lebenden schied: und diesen Verlust fühlten auch Diejenigen, welche den Verstorbenen nicht persönlich gekannt hatten.

---

*) Wir halten inne und begleiten weder die Fürsten noch das Volk Toscanas in die neue Zeit, die nun heranbricht. Denn das Ländchen wird jetzt hineingerissen in die europäische Bewegung; seine Geschichte ist die hundert andrer Gebiete und Gebietchen, welche von der großen Fluth überschwemmt worden; und selbst als diese sich zurückgezogen, erlangt es seine rechte Individualität nicht wieder. Den Anschein derselben, den es gerettet, ernstlich bedroht im Jahre 1849, verliert es vollends im Jahre 1859, womit Reumont's Werk schließt. Vielleicht hat er diese Seite der Ereignisse nicht genugsam gewürdigt, denn sein viertes und letztes Buch, welches die Geschichte dieser sechzig Jahre umfaßt, läßt keinen befriedigenden Eindruck. Die Größe wie die Berechtigung der Völkerbewegungen, welche Europa umgewandelt, scheint ihm zu entgehen. Er steht noch immer auf dem Standpunkte der Specialgeschichte, wo diese längst aufgehört hat, ein Interesse zu bieten. Das Toscana Lorenzo's, Cosimo's I., Leopold's I. hat seine Bedeutung in sich; das Toscana Ferdinand's III. und Leopold's II. interessirt uns nur in seinem Verhalten zur europäischen Revolution und Restauration und später zum italienischen Nationalgedanken. Wir wollen den mächtigen Wellenschlag des Oceans

Empfand doch ein jeder das bloße Dasein dieses Mannes wie die Gegenwart eines guten Geistes, der über der Stadt schwebte; war es doch jedem, welcher Sinn für den Zusammenhang der Dinge und der Menschen hat, ein wohlthuendes Bewußtsein, mit solchem Mann in demselben Weichbilde zu leben, solch' einen Vertreter einer anderen und besseren Generation in denselben Mauern zu wissen, in ihm gewissermaßen die Bürgschaft für die Wirklichkeit einer Vergangenheit zu haben, die schon so ferne scheint. Wie viel tiefer mußten die Freunde, die Nahestehenden, den Verlust des Mannes empfinden, an dessen hohem Geist und edlem Charakter sie so oft und so gern Erhebung über das kleinliche und aufregend-

---

auch in der Bewegung dieser kleinen Bucht noch wiedererkennen. Und gerade diese Seite scheint uns Reumont, soll ich sagen, vernachlässigt oder verkannt zu haben. Daher denn auch der ganzen Darstellung in diesem vierten und letzten Buche des Werkes die Klarheit der Umrisse abgeht, die in den drei ersten Bänden so bestimmt hervortreten. Wir sehen weder dominirende Persönlichkeiten noch dominirende Ideen. Das Charakteristische der Gesellschaft wie der geistigen Bewegung tritt ebensowenig hervor wie das der politischen Entwicklung. Der Abschnitt ist vollständig, fast zu vollständig, aber er ist oft mehr Aufzählung als Schilderung. Auch das Urtheil, das in den früheren Theilen so hoch über den Parteien schwebte, wird hier befangen. Man fühlt zu oft, daß hier von Freunden des Verfassers oder von Gegnern seiner Freunde die Rede ist; daß die Erinnerung miterlebter Gräuel und Kindereien mehr als billig die großen Linien der Geschichte verrückt, daß selbst da, wo er von vor seiner Zeit liegenden Dingen redet, die Analogie mit jenem Selbsterlebten ihn verwirrt. Nicht, als ob er sich nicht aufrichtig bestrebte, auch hier gerecht und parteilos zu sein — er tadelt unbedingt die Unterdrückung der Nuova Antologia im Jahre 1833 und mißbilligt

haſtige Getreibe der Zeit geſucht und gefunden. Aber auch ganz Toscana, ja ganz Italien fühlte den Schlag. Denn ohne große Thaten verrichtet zu haben, ja ohne, wenigſtens bis kurz vor ſeinem Tode bedeutende Werke vollendet zu haben, übte Gino Capponi jenen tiefgehenden Einfluß, und genoß jene ehrfurchtsvolle Popularität, von denen wir uns in unſerer Bücher- und Kammerreden-Zeit, zumal im Norden, der das Leben hinter der Hausthüre abzuſpielen pflegt, nur einen unvollkommenen Begriff machen; iſt es doch ein Einfluß und eine Popularität, welche, gleich denen der großen Alten, durch die lebendig wirkende Perſönlichkeit allein erworben und feſtgehalten wird.

---

entſchieden die Aufhebung der Verfaſſung im Jahre 1852, wie er denn überhaupt zugiebt, daß ſich in der Geſinnung des Großherzogs ſeit 1848 eine Wandlung im reactionären Sinne vollzogen —; aber im Ganzen iſt der Ton doch recht bitter, wenn er von den revolutionären Neuerern redet, eine Bitterkeit, die um ſo unbehaglicher empfunden wird, als er ſich auch für die Größe des friedlichen Neuerers, deſſen gewaltige Thätigkeit ich hier in wenig Strichen zu ſchildern verſucht habe, nicht recht zu erwärmen weiß. Es zeugt keineswegs von der pſychologiſchen Einſicht, die der Verfaſſer ſonſt doch an den Tag legt, wenn er in Guerrazzi nur einen Egoiſten, in Montanelli nur den Komödianten der Geradheit und Empfindſamkeit ſieht. Sein Blick trübt ſich eben in der Nähe, wie der des Weitſichtigen; der Zuſammenhang, auf den ja Alles ankommt in der Geſchichte, entſchwindet ihm und ſo gelingt ihm kein anſchauliches Bild, wie kein billiges Urtheil. Beides wird erſt dem möglich ſein, der uns eine Geſchichte der nationalliberalen Bewegung des 19. Jahrhunderts in Italien giebt, die ja auch Toscana durchzittert hat, und von der eine Geſchichte der toscaniſchen Regierungsacte der letzten ſiebzig Jahre durchaus keinen Begriff geben kann.

Die Persönlichkeit Gino Capponi's war in der That eine seltene. Schon die äußere Erscheinung des Mannes war eine bedeutende, und ich erinnere mich noch lebhaft des gewaltigen Eindrucks, den er mir machte, als ich ihn zum erstenmal sah — eines Eindrucks, den der häufige und lebhafte Verkehr vieler Jahre keineswegs abzuschwächen vermocht hat. Es mögen nahezu zwanzig Jahre sein, als ich zum erstenmal Florenz betrat, und das Bild des alten Patriziers war eines der ersten, das sich mir darbot. Ich hatte gerade meinen Empfehlungsbrief bei dem gleich alten, vielleicht noch älteren, Vertreter der hohen Aristokratie eines anderen Landes abgegeben, und war eben erst von dem alten Herrn im blauseidenen Schlafrock und der pechschwarzen Perrücke in einem kleinen warmen atlasausgeschlagenen Boudoir aufs höflichste empfangen worden, als ich in die weiten Hallen des großen Palastes Capponi trat und von ein paar alten Dienern — ohne Livrée, mehr Clienten als Bediente — die vielen Stufen hinauf in die hohen leeren Säle geführt wurde, in denen einige gebräunte Oelgemälde in unscheinbaren Rahmen und Handzeichnungen zur „Divina Commedia“ über alten schwerfälligen Lederstühlen den einzigen Zierrath bildeten. In dem noch einfacher aussehenden hellen Studirzimmer empfing mich die hohe imponirende Gestalt des blinden Greises in schlichtem Ueberrock mit derbem Händedruck und tiefer Baßstimme, das wahre Bild des alten städtischen Aristokraten, wie jener den Höfling aus Ludwigs XV. Zeiten darstellte. Mögen die Medici oder die Lothringer immerhin den Nachkommen Gino und Pier Cap-

poni's einen Marcheſen-Titel angehängt haben, dieſer letzte der ruhm- und güterreichen Familie trug unverkennbar das Gepräge jenes republikaniſchen Stadtadels, der Jahrhunderte lang die kleine Stadt beherrſcht und ſie zu einer Großmacht in Italien erhoben hatte. Dabei erinnerte dieſe ganze äußere Erſcheinung doch wieder an gewiſſe vornehme engliſche Geſtalten: die Würde, Ruhe und Einfachheit der Urbanität ſowohl, als das edle großgezeichnete Profil des ſchönen Kopfes. Auch zog ihn eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft zu allem Engliſchen hin; von keinem Lande ſprach er lieber; aus keinem hatte er lebhaftere Jugenderinnerungen zurückgebracht; die engliſche Freiheit war ſein politiſches Ideal; aber hier erſchien der Engländer gemildert durch die demokratiſchen Gewohnheiten des Südens, und insbeſondere der Stadt, die ſelbſt unter dem Principat nie aufgehört hatte, in den geſellſchaftlichen Formen wenigſtens eine Demokratie zu bleiben.

Gino's Unterhaltung war auch für den Fremden intereſſant; denn ſie war immer ſachlich, von wahrer Theilnahme an den Gegenſtänden belebt, reich an Gedanken: aber nur der Vertrautere konnte den ganzen Reichthum dieſes Geiſtes kennen, dem ein wunderbares Gedächtniß zu Hülfe kam. Denn bei ihm entſprach der Lebhaftigkeit des Intereſſes die Vielſeitigkeit deſſelben: er war auf faſt allen Gebieten zu Hauſe und hatte ſich in keinem damit begnügt, nur an der Oberfläche herumzutaſten. Eine ſeltene Offenheit und Biegſamkeit des Geiſtes hatte er ſich bis an ſein Ende bewahrt — und er iſt 83jährig geſtorben. In einer Zeit, wo die meiſten

Menschen mit dreißig Jahren fertig sind, für neue Gedanken unzugänglich, einer Aenderung ihrer Grundansichten unfähig, war der alte Florentiner ein immer Werdender, immer sich Entwickelnder. Noch wenige Tage vor seinem Ende sprach der in den englischen Ideen der absoluten individuellen Freiheit Aufgewachsene aufs unbefangenste mit mir von dem gerade damals in Italien tobenden Streite zwischen den sogenannten Liberisten und den Anhängern einer starken und überall eingreifenden Staatsgewalt; und er betonte mit großer Billigkeit und in seiner scharfsinnigen Weise die Berechtigung des letzteren, moderneren Standpunktes, der in Italien (nicht in Florenz) von den Jüngeren, mehr deutsch Gebildeten, vertreten wird. Und ähnlich pflegte er sich über die unerwartete, vielleicht nicht ganz so von ihm gewünschte Entwicklung Italiens auszudrücken, ohne Bitterkeit, mit Verständniß, ohne gegen die Geschichte Recht haben zu wollen, immer sich und seine Urtheile zu berichtigen bereit. Und doch war dieser Natur nichts fremder als jene Beweglichkeit des Geistes, die in der Unsicherheit der Ueberzeugungen ihren Grund hat. Langsam hatte er sich seine allgemeine Weltanschauung wie seine besonderen Ansichten gebildet, und er gab sie nicht leichtsinnig auf: aber er scheute darum nicht, wie die Geistesträgheit es wohl gern thut, indem sie sich in den Mantel der Gesinnungstüchtigkeit und Consequenz hüllt, vor der Revision seiner Ansichten zurück. Entwicklung war für ihn nicht Abfall, Aenderung nicht Wechsel.

Sein Gedächtniß und die Mannichfaltigkeit seiner Erlebnisse gaben seiner Unterhaltung einen besonderen

Reiz. Gino Capponi war der Freund Balbo's und Niccolini's, Leopardi's und Giusti's, Foscolo's und Tommaseo's gewesen. Um ihn in Florenz sammelte sich in den dreißiger Jahren die italienisch nationale Opposition gemäßigten Charakters, um ihn die damals neu aufstrebende Literatur. Die edlen Piemontesen, die sich zuerst als Italiener fühlten, die Collegno und Mass. d'Azeglio, die Neapolitanischen Verbannten, der Geschichtschreiber Colletta wie der zukünftige Märtyrer Poerio, die patriotisch-gesinnten Literaten der Herzogthümer und der Lombardei, darunter der letzte Stylkünstler academischer Tradition, P. Giordani, und der erste, schüchterne Romantiker, A. Manzoni, — die alle waren eng mit Gino verbunden in jenen Tagen heimlicher Gährung. Er hatte in seiner Jugend in Deutschland, England und Frankreich gereist, war in der Londoner Whig-Gesellschaft der Restaurationszeit ein gern gesehener Gast, mit Lord Melbourne namentlich eng befreundet. Auch in Rom verkehrte er viel in bedeutenden einflußreichen Kreisen: Leo XII. und Pius VIII. wollten ihm besonders wohl, und Capaccini hatte großes Gefallen an dem intelligenten jungen Mann, mit dem sicheren Urtheil ohne Skepsis, mit der gehobenen Gesinnung ohne Schwärmerei. Kein Italiener der späteren Generation, welche die Epochen von 1848 und 1859 ins Werk gesetzt, war ihm unbekannt, und keiner wäre durch Florenz gekommen, ohne im Palast der Via San Sebastiano anzuklopfen.

Und Gino Capponi erinnerte sich gern: seine Schilderungen des römischen und des Londoner Lebens vor 1830 in den höchsten staatsmännischen und priesterlichen

Kreisen werde ich nie vergessen, so lebhaft bis ins Einzelne hinein wußte er jene Zeit im Gespräch heraufzubeschwören. Auch seine Reisen in Deutschland erzählte er gern: noch wenig Wochen vor seinem Scheiden hörte ich von ihm die lebendige Schilderung seiner Fahrt von Frankfurt nach Mannheim im Jahre 1820, um der Hinrichtung Karl Sands beizuwohnen, und der ganze Gegensatz des hellen Rheinlandes und der trüben Reactionszeit schien in den Worten des Alten wieder aufzuleben. Vor allem liebte er das Porträt bedeutender Zeitgenossen, mit denen er in Verbindung gewesen, und eine leichte Satire in der Zeichnung dieser gesprochenen Bildnisse verrieth, daß ihn Freundschaft und Parteigeist nie blind machten, während das Wohlwollen, die freudige Anerkennung menschlichen Werthes mit dem Verständnisse Hand in Hand gingen und den Gedanken an Mißgunst nicht aufkommen ließen. Wie es aber seine Kunst war, Jedem in der Unterhaltung das Beste zu entlocken, ihn zu beleben, ihn in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, ihm zuzuhören, von ihm zu lernen, aber dabei doch sich nicht überrumpeln zu lassen, so behandelte er auch die Abwesenden: es war, als ob er die herzliche und feinsinnige Gastfreiheit, die er uns Lebenden bewies, auch den Todten gegenüber an den Tag legen wollte.

Gino Capponi war ein gläubiger Katholik, aber er wußte dabei, wie sein Freund Manzoni, ein guter Patriot zu sein, und er wurde nie wie der Lombarde ein Betbruder. Er war für die Italianisirung Roms und den Sturz der weltlichen Macht des Papstes; aber er hätte nicht gern die Hauptstadt in Rom gesehen, mehr

noch weil er für das junge Königreich, als weil er für das alte Papstthum fürchtete. „Sie werden uns erobern, nicht wir sie," pflegte er in vorahnendem Geiste von den römischen Mächten zu sagen. Doch auch hierin wußte er der Nothwendigkeit Recht zu geben. In seiner religiösen Stimmung wie in seinem ganzen Wesen war er doch eben ein ächter Toscaner: gemäßigt, zu Compromissen geneigt, geschmackvoll, fein; dabei mehr aufs Ideale gerichtet als die jüngere Generation seiner Vaterstadt. Daher denn auch die beispiellose Verehrung des Mannes in allen Kreisen dieser Stadt, vom höchsten Adel bis herab zu der Familie des bescheidensten Popolano. Das instinctive Gefühl, daß noch lange nach dem Schluß einer bedeutenden geschichtlichen Entwicklung die florentinische Nationalität und der Geist des Frühlings unseres Jahrhunderts in diesem Manne verkörpert fortlebten und die unwiderstehliche Macht wahrer Humanität, die sich in allen Lebensbeziehungen des vornehmschlichten Florentiners kund gab — sie waren es, nicht aber die Gelehrsamkeit des Historikers, nicht die Erinnerung an den Ministerpräsidenten von 1848, nicht der Ruhm und der Reichthum seines Hauses, welche dem Dahingegangenen die wirklich einzige Stellung erworben hatten, die er in seiner Vaterstadt einnahm und die bei der tiefgehenden Umwandlung der Verhältnisse unserer Zeit wohl nicht so leicht ein anderer wieder einnehmen wird.

II.

Gino Capponi's florentinische Geschichte, das Werk seines Lebens, erschien bekanntlich erst am Vorabende

des Todes, der ihn in seinem vierundachtzigsten Jahre ereilte.*) Sie hatte den Nachtheil, zu laut vorausverkündigt und zu lange erwartet worden zu sein; den größeren, mit Posaunenstößen empfangen zu werden, die Niemanden unangenehmer berührten als den Autor, dem das μηδὲν ἄγαν aus Temperament, Gewöhnung und Einsicht zugleich zur Lebensregel geworden war. Dazu kam, daß der Vorhof, wenn ich so sagen darf, durch welchen man in das eigentliche Gebäude eintrat, gerade das wenigst Gelungene am ganzen Werke war: mit anderen Worten, das erste Buch, welches die Anfänge von Florenz bis zur Geburt Dante's erzählt, befriedigt die Ansprüche nicht, welche unsere Zeit an geschichtliche Forschungen stellt, während doch der Wunsch, vorsichtig und mit Kritik zu Werke zu gehen, dem körperlich Erblindeten nicht erlaubte sich unbefangen auf seinen rückwärts gekehrten Seherblick zu verlassen und statt mühevoller Einzeluntersuchungen ein allgemeines Bild jener primitiven Epoche zu entwerfen, wie es sich seinem inneren Auge darbot. Vielleicht auch ging ihm wirklich die

*) Wir haben jetzt sämmtliche Schriften des letzten Florentiners in fünf handlichen, schön ausgestatteten und wohlfeilen Bänden zusammen, von denen die drei ersten die „Geschichte der florentinischen Republik" enthalten, der vierte verschiedene kleine Aufsätze geschichtlichen Inhalts, welche früher schon in Zeitschriften erschienen; der letzte endlich den ausgewählten handschriftlichen Nachlaß des alten Patriziers. Man erlaube mir, mich besonders bei diesem letzten Band aufzuhalten als den einzigen, der nur Neues bringt und in welchem die Persönlichkeit des ausgezeichneten Mannes, der ja doch hauptsächlich durch die Persönlichkeit, nicht durch die Schrift gewirkt, mehr hervortritt, um daran einige Bemerkungen zu knüpfen.

Gabe schöpferischer Kombination ab, mit welcher ein Niebuhr, ein Otfried Müller, ein Augustin Thierry aus sparsamen Notizen und lebendigen Analogien frühe und dunkle Volkszustände heraufzuzaubern verstanden. Erst nachdem der helle Tag der Geschichte für Florenz angebrochen, ist der Geschichtschreiber wieder ganz er selber; denn auch in den folgenden Büchern des ersten Bandes fühlen wir noch, daß er sich nicht recht frei bewegt, außer in den Kapiteln über Dante, Petrarca und Boccaccio, wo er die Krücken der Gelehrsamkeit, die er doch stets nur unbeholfen handhabt, vertrauensvoll bei Seite wirft. Man fühlt, die Dichter jener Zeit sind ihm in's Blut gedrungen, und nie wird ein Fremder, selbst ein Italiener einer anderen Provinz, dies innige Verständniß jener Florentiner haben können. Man möchte dasselbe von seinen der Kunst gewidmeten Kapiteln sagen können; aber hier vermag er uns doch nur leidige conventionelle Urtheile zu bieten, diese selbst aus einer Zeit, deren Conventionen schon neuen Conventionen Platz gemacht. Gino fehlte, so das innere wie das äußere Organ, mit welchem die bildende Kunst erfaßt wird: Alles wird bei ihm gleich in's Rationelle, das Moralische, in besten Falle das Historische gezogen: und selbst das Urtheil über die historische Bedeutung der Quattrocentisten ist ein schiefes; worauf es eigentlich bei der ganzen Sache ankommt, hat der ausgezeichnete Mann nicht gesehen.

Auf dem staatlichen Gebiete athmet man freier in seinem Buche, sobald man die Schwelle des 15. Jahrhunderts übertritt, wo die Quellen reichlicher und klarer fließen, ohne doch noch durch ihre Uebermasse bedrohlich

zu werden, wie's bei neuester Geschichte so leicht eintritt. Hier fühlt sich der Mann zu Hause; es ist als ob er noch selber seinen großen Ahnen zugehört, wenn sie jene bewegten Zeiten unterm hohen Kamine oder an dem glimmenden Caldano sitzend, dem letzten ihres Geschlechtes erzählten. Man muß in Florenz gelebt haben, um den Reiz dieser Geschichte ganz zu genießen, um zu verstehen, welchen Unterschied es macht, ob die Zeit und die Menschen von einem gelehrten Deutschen, einem modernen französischen Demokraten, einem englischen Politiker oder einem Altflorentiner geschildert werden. Es sind seine Landsleute, seine Standesgenossen, die er uns vorführt: er ist auf dem Schauplatze geboren und hat da gelebt sein Lebenlang; er hat im Palazzo Vecchio in denselben Zimmern als erster Minister gearbeitet, wo seine Vorfahren gearbeitet, in denselben Sälen unter den Volksvertretern gesessen; alle die Paläste, die wir als Merkwürdigkeiten beschauen, hat er von Jugend auf besucht und durchschwärmt, mit den Abkömmlingen derselben Familien, die sie einst erbaut und mit Werken ihrer genialen Mitbürger geziert, die sich darin an Plato und Dante erfreut, darin den Sturz ihrer herrschenden Gegner geplant und vorbereitet. Ganz Florenz hat eine Continuität, die keine Stadt der Welt im selben Grade besitzt: und sie war noch viel ausgesprochener in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, als seit 1850 und namentlich seit 1870: Gino aber war siebenundfünfzig Jahre alt im Jahre 1850, als er sich Glück dazu wünschte, sein Augenlicht verloren zu haben, um den Einzug der Tedeschi in seine geliebte Vaterstadt nicht ansehen zu müssen.

Der ganze Ton dieser Geschichte des 15. Jahrhunderts hat, nicht nur in der unerreichten Sprache, etwas Anheimelndes und zugleich, ich möchte fast sagen Hausbackenes, um den doppelten Sinn des Wortes casalingo wiederzugeben, welches die Politik und das Privatleben, wie die Kunst und Dichtung jenes größten florentinischen Jahrhunderts am anschaulichsten bezeichnet. Alle die herrlichen Porträts florentinischer Staatsmänner in Gino's Geschichte erinnern in der That aufs lebhafteste an die Porträtköpfe Ghirlandajo's in dem Chore von Santa Maria Novella oder an die Masaccio's in der Kapelle der Brancacci im Carmine, gar nicht an die blonden Helden- und Erzengelgestalten Perugino's im Cambio. Das sind keine aristokratischen, luxusgewöhnten Staatsmänner englischen oder auch nur venetianischen Schlages, die Großgrundbesitz oder ein weitverbreitetes Kolonialreich hinter sich haben: es sind wohlhabende, aber schlichte Bürger — auch die Capponis selber sind vom Stadtadel, nicht vom Land- und Waffenadel — popolani grassi, die sich gegenseitig kennen, sich und ihren Ursprung, ohne rothes oder goldnes Buch. Sprechen sie noch heute von einander, wie z. B. Capponi hier in seinem „Siebzig Tage Ministerium," so sollte man glauben, die Corsini's, Ridolfi's, Serristori's wären gar keine Fürsten, Marchesen und Grafen, sondern einfache Bürgerliche, so wenig sind in das demokratische Florenz die Titel eingedrungen, die ein Saint-Simon z. B. sich wohl hütet auszulassen, wenn er von seinen Standesgenossen redet. In Florenz herrschte eben immer, selbst zur Zeit der Optimaten, eine absolute gesellschaftliche Gleichheit unter den Vornehmen

und auch ihr Betragen gegen das niedere Volk, wie gegen Gelehrte und Künstler hatte durchaus nichts von Leutseligkeit und Herablassung: man lebte unbefangen untereinander, ohne daß diese Vertraulichkeit je dahin führte, daß der eine oder der andere Theil die Grenze vergessen konnte, die zwischen den Herrschenden und Beherrschten gezeichnet war.

Diese Bescheidenheit und Natürlichkeit des Lebens innerhalb der mittelgroßen Stadt, wo sich alles persönlich kannte, giebt Gino Capponi wunderbar schön wieder, und auch die bequeme, etwas archaisirende, gemüthlich ruhige Sprache trägt dazu bei, den Eindruck zu erhöhen. Man wirft der reizenden florentinischen Sprache gern vor, daß sie sich zur Wiedergabe moderner Ideen, Gefühle und Dinge nicht eigne, und mir däucht, der Vorwurf ist sehr gerechtfertigt. Wird nun aber eine Zeit geschildert, die sich in unmodernen Gedanken, Gefühlen und Zuständen bewegte, so ist das von großem Vortheil: freilich ist's dann keine moderne Geschichtsschreibung mehr, in welcher die Vergangenheit ja stets im Lichte der neuen Zeit zu betrachten ist. Jene todte Sprache ist aber, das darf man nicht vergessen, keine Ciceronianische, in der Art Boccaccio's; sie ist stets ganz vertraulich, wenn auch manchmal etwas allzu gelassen; sie ist auch nicht französisch elegant; sie ist bürgerlich bescheiden, aber von einer Sicherheit der Umrisse, welche wiederum an jene Maler erinnert, die im 15. Jahrhundert mit unbeirrbarer Bestimmtheit die Form erfaßten, mit unerreichbarer Kunst wiedergaben.

Dabei endlich die Natur des Mannes, der aus

Billigkeit, Menschenkenntniß, einem gewissen practischen Skeptizismus, vornehmer Selbstsicherheit, einem ausgesprochenen Sinn der Pietät, einem anspruchslos innigen Patriotismus, die weltlichen Dinge ansieht und beurtheilt. Man könnte sagen: Alles, was an Gino Capponi, dem Geschichtschreiber und dem Staatsmanne, nicht ganz befriedigt, ist von Außen her in ihn hineingetragen worden. Das klingt freilich ein wenig wie ein truism, insofern als jeder Mensch, genial oder einfach an Geist, immer dann sein Bestes leistet, wenn er sich selbst treu bleibt und seine eigenste Natur am vollsten entfaltet. Hier aber war die Thatsache auffallender, als sie gewöhnlich zu sein pflegt, weil das Hinzugekommene nur lose anhing und ganz leicht vom Angeborenen getrennt werden konnte, nicht wie bei den meisten modernen Bildungsmenschen das Angeborene verfälscht oder verwischt hatte. Die deutsche Gelehrsamkeit, die politisch-ökonomischen Theorien des englischen Radicalismus, die parlamentarischen Begriffe der Franzosen, der neumodische liberale Katholicismus hatten sich wie schlechte Litanien, die wir schon auswendig wissen, wenn wir nur das erste Wort hören, auf werthvolle Palimpseste, so auf die schöne geistige und sittliche Natur des Mannes breit niedergelegt. Darunter aber stand unversehrt der alte unvergängliche Text: ein aufrichtiges, allgemeines und lebhaftes Interesse für die Menschen und Dinge, eine naive Vaterstadtsliebe ohne Kirchthurmseitelkeit, ein klarer practischer Sinn für das Mögliche, eine große Antipathie gegen Abstractionen, namentlich politische, und eine einfache Frömmigkeit, ohne Eifer wie ohne hohen Schwung, vor Allem

aber eine Redlichkeit der Gesinnung, wie sie mir so rührend unbefangen nicht ein zweites Mal vorgekommen; soweit von der Rhetorik des sittlichen Ernstes, als von der Losigkeit banaler Nachsicht entfernt: alles Schlechte, Gemeine war ihm einfach unsympathisch wie alles Uebertriebene; alles Edlen, Schönen bemächtigte er sich aber sofort als eines rechtmäßig ihm Zukommenden. Die Ironie, ohne die es keine wahre Intelligenz giebt, fehlte ihm deshalb keineswegs; aber sie bewegte nur leise seine Lippen, sie verzerrte seine Züge nie; denn auch in der Ironie giebt's ein Maß, das man nicht überschreitet ohne die richtige Beleuchtung der Dinge zu verrücken.

So finden wir ihn denn auch in seinen „Denkwürdigkeiten" wieder, welche einen guten Theil des letzten Bandes füllen.*) Leider sind sie äußerst fragmentarisch, da der Tod den alten Herrn überraschte, als er gerade ernstlich mit dem Gedanken umging, die Lücken auszufüllen und die Erzählung ununterbrochen wenigstens bis 1830 zu führen. Sein Gedächtniß war trotz seines Alters ein wunderbar frisches und bei aller Genauigkeit durchaus nicht von der mechanischen Art gewisser Daten- und Namensgedächtnisse, welche mit der seelenlosesten Mnemotechnik wetteifern. Wie oft habe ich nicht seinen Erzählungen gelauscht: seine Pariser Schilderungen von der Restaurationszeit, seine Londoner Erinnerungen, seine

*) Etwa 200 Seiten. Das Uebrige nehmen zerstreute Gedanken, eine Einleitung zu einer Geschichte der Päpste und lange Bruchstücke einer „Geschichte Peter Leopolds" ein. Letztere sind höchst werthvoll und flößen dem Leser das lebhafteste Bedauern ein, daß das Werk unvollendet geblieben.

römischen Priesterskizzen, seine Reisen in Deutschland, seine Silhouetten von Landsleuten, näheren und ferneren, meist erster Rollen aus dem italienischen Drama, stehen mir noch heute vor der Seele wie am Tage, wo er sie in seiner etwas feierlichen Weise hinwarf, — einer gemüthlichen Art von Feierlichkeit, hinter der der Schalk wohl hervorlugte. Wie oft habe ich nicht in ihn gedrungen, namentlich als er nach Vollendung seiner „Geschichte" seine Vormittage etwas lang zu finden anfing, sie auszufüllen mit Niederschreibung seiner Erinnerungen.

Es ist nur Weniges, wie's scheint, zu dem schon früher Niedergeschriebenen hinzugekommen: immerhin ist, was uns geboten wird, von großem Reize. Höchst unterhaltend ist die Erzählung von General Montrichard's Besuch bei der Mutter, wo der Knabe, der von den Franzosen nur als Penduledieben reden gehört, schnell seine Uhrkette verbirgt; von dem Abzug des republikanischen Heeres aus Florenz und wie alle Einwohner beim ersten Glockenschlage vor Palazzo Vecchio zu Knie fallen, um dem Himmel für die Erlösung von den Befreiern zu danken, während das Bild des Großherzogs in feierlicher Prozession zurückgebracht wird. Die Knabenjahre in Wien, wohin die siegreiche Revolution den Vater treibt; die Sendung Gino's zu Napoleon 1814 und sein kurzes, aber bei aller Kürze so ungemein charakteristisches Gespräch mit dem Gewaltigen, dessen Stern schon am Erbleichen war; seine Beziehungen zu dem zweideutigen Prinzen von Carignan, dem späteren Carlo Alberto, der auch als König seine Zweideutigkeit nicht verläugnete;

die nationalen Bewegungen nach der Julirevolution, die siebenzig Tage seines Ministeriums im Jahre 1848 und die beginnende Reaction von 1849 — sind zwar nur ebensoviele Bruchstücke, aber wie tritt der ganze Mensch, der redliche, wahrhaftige, kluge, wohlmeinende Mensch, darin vor uns hin, wie die Zeiten, die er durchlebt; wie das Volk, dem er angehört! Selbst das sonderbare Gefühl, das Einen überschleicht, wenn man so einen Zeitgenossen, der noch eben von Herrn Marco Minghetti und Quintino Sella und dem Parlamente in Monte Citorio geredet, auf einmal von Metastasio und Klopstock als von in der Kaiserstadt hochgefeierten Zeitgenossen sprechen hört, — man wußte dort von Schiller und Goethe so gut wie Nichts —: es erhöht den Reiz. Lebte doch in Wien zur Zeit von Marengo noch das Ancien Régime weiter, als ob Nichts vorgefallen wäre: „alle die Fürsten und Kardinäle waren noch dieselben, die in den friedlichen Zeiten, da die Völker ruhig litten, viel und ernsthaft über einen Vortritt stritten und, wenn sie dem Adel eine Abendunterhaltung gegeben, andern Tages in der Gazetta lasen, daß der Herr Fürst seine Hochherzigkeit in der Fülle der Erfrischungen an den Tag gelegt."

Schon im pedantischen Wien jener Tage wurde wohl der Grund zur heimlichen Antipathie Gino's gegen das Deutschthum gelegt: die Ungeduld des Patrioten, der die Fremdherrschaft haßte und hörte, wie deutsche Liberale in Frankfurt die Etsch als deutschen Grenzfluß forderten, hatte ihr gutes Theil daran; viel auch die Unbehaglichkeit, welche ihm der deutsche Gedanke einflößte:

er fühlte wohl, daß Etwas dahinter war, aber auch, daß er es nicht fassen konnte, und daß dies Etwas der Religiosität im lateinischen Sinne des Wortes gefährlicher war, als Voltaire's Witz: so vereinigte sich die kleine Demüthigung der Eigenliebe mit der Aengstlichkeit für den Glauben, an dem er nicht gern rüttelte, und bestimmten ihn, unbewußt, wie viele gescheidte Franzosen zu thun pflegen, den ganzen deutschen Gedanken als eitel Nebelhaftigkeit von sich zu weisen. Das Meiste jedoch zu dieser Antipathie, welche er im Umgange nie auch nur im Entferntesten an den Tag legte, trug der herausfordernde Hochmuth mancher deutschen Gelehrten bei. „Heute, wenn man gewisse Prätentionen der Deutschen hört, sollte man wirklich glauben, sie allein hätten alle Kultur gegründet und den andern Völkern das heutige Leben und alles andere gewiesen." Doch sah er wohl, daß diese Art von nationalem Hochmuthe eigentlich nicht in der deutschen Nation, sondern nur im „gelehrten Kreise (nel ceto de' letterati) Cours hatte, da freilich in höchstem Grade (molto eccessive). Schon früher schien es mir ein starkes Stück, daß sie sich zu Schöpfern der Municipalverfassungen machen wollten, sie, die vollständig ignorirten, was eine Stadt war, ehe sie, fast noch Nomaden, unsere Städte angriffen, und die ältesten Städte, die sie besitzen, sind römische Kolonien. Da kommt jetzt ein Biedermann und sagt uns, seine Deutschen hätten uns im 15. Jahrhundert lateinisch gelehrt; ein Glück nur, daß wir von ihnen nicht noch die Aussprache angenommen!" Das verhinderte ihn aber durchaus nicht, auch das wissenschaftliche Verdienst der Deutschen

anzuerkennen und die schwachen Seiten französischer Gelehrten zu sehen: so nennt er Legendre und Delambre „ausgezeichnete Männer; aber solche Gelehrte einer Wissenschaft, welche von den Dingen nur eine Eigenschaft sieht, finden sich oft gar kurz, wenn es gilt, einen ganzen Menschen zu verstehen und über die Thaten der Menschheit ein Urtheil abzugeben."

Gino kam noch früh genug nach Florenz zurück (1803), um Alfieri sterben zu sehen und besuchte, nachdem er herangewachsen, die Wittwe Karl Eduards, die des Misogallen Leben so ausgefüllt, ziemlich oft in ihrem Palast am Lung-Arno: „Ich glaube nicht, daß sie je besonders schön war: plump (massiccia) in den Formen, und auch im Geiste, wenn ich so sagen darf, etwas materiell (materialotta); doch gebildet und verständig, ein wenig derb (duretta), aber nicht übelwollend; gar nichts Poetisches; gekleidet wie eine Magd, hielt sie ein Haus wie eine Fürstin." Sie erzählte Gino, wenn Alfieri noch länger gelebt, würde er mit dem Rosenkranz in der Hand gestorben sein, wozu der Alte die Bemerkung macht: „sie liebte ihn eben seit mehreren Jahren nicht mehr und gewisse Sachen verstand sie nicht." Sie war eben doch eine Deutsche und wie es gewisse Sachen an uns giebt, die die Romanen nicht verstehen, so giebts sicherlich auch solche an ihnen, die wir nicht verstehen, darunter vor allen den Rosenkranz in der Hand Alfieri's, Manzoni's oder Capponi's. Uebrigens verhinderte der Rosenkranz unsern alten Marchese ebensowenig wie Alfieri oder Manzoni, die zeitliche Macht des Papstes (quel profano accompagnamento) als das Grundübel Italiens

zu betrachten. Nur die innere Freiheit ist ihnen ja unbehaglich.

Sehr schön in ihrer Kürze ist die Charakteristik Napoleons, in dem, meinte er, doch immer der Abenteurer vorherrschte; vortrefflich vor Allem die Schilderung der Umtriebe von 1830 und 1831 unter den Liberalen und Patrioten Italiens. Trotz allen toscanischen Stolzes wußte der Alte doch, daß es aus war mit Toscana, „einer Lampe, die zu lange gebrannt und die ein wenig trocken geblieben; ich glaube ein kleiner Zufluß, der sie belebte, thäte ihr fortan gut.“*) Auch daß die Piemontesen, mit denen er sonst nicht sonderlich sympathisirte, dies neue Oel liefern müßten, sah der kluge Mann wohl ein: „aus jenen subalbinischen Naturen zieht man heute mehr als aus uns Apeninern.“ Das Unglück hat gewollt, daß Italien sich allzuschnell von der Vormundschaft dieser braven Schweizer ihrer Halbinsel emancipirt.

Es ist schwer, ja unmöglich, in kurzen Strichen einen richtigen Begriff davon zu geben, was Gino Capponi uns in diesen schon sehr kurzen Kapiteln giebt; die unausgesprochene Freimaurerei, die alle Edlen Italiens mit einander verbindet, der verhaltene Haß und die verhaltene Begeisterung, die alte, nie ganz erloschene Freude an der Verschwörung, die wenigen Losungsworte, die von einem Ende der Halbinsel zum andern lautlos vernommen werden; das unsichtbare Band, das wie zwischen 1807 und 1813 in Deutschland alle freien Seelen mit

*) Das reizende Wort ist bescheiden in einer Anmerkung vergraben.

einander verbindet; die flüchtigen und verstohlenen Besuche der Hoffenden, die hochherzigen Illusionen, die leichten Herzens gebrachten Opfer; die Allgegenwart des Liberalismus und des Patriotismus, die sich bis in die Grammatiken drängen, die Höfe selber und die Kanzeln ergreifen.

Auch hier wieder zeichnet sich der Schreiber, ohne in den Spiegel zu blicken, ohne zu wissen, daß er sich zeichnet, auf's Klarste hin unter die erregten Gestalten der Freunde, die von Palermo und Turin, von Venedig und Neapel sich im alten Palaste der Via S. Sebastiano einfanden. Von Anfang an kennt er seine Grenzen; weiß, was seiner Natur gemäß ist, was nicht, weist Alles ab, wo krumme Wege nöthig sind. Von Revolutionen will der Mann, dem alle Heftigkeit zuwider ist, Nichts wissen; er liebt das Volk zu sehr, um es gerne, auch nur auf Augenblicke, wie ein verzogenes Kind herrschen zu lassen. Aber auch von Geheimbünden will er Nichts wissen; am wenigsten von Verrath. Gegen Mazzini ist er besonders streng und zerschneidet, nicht ganz billig, die bunten Lappen seiner Theorien mit der unerbittlichen Scheere seines gesunden Menschenverstandes (im Aufsatze über die lombardischen Freiwilligen). Der Bedeutung der Persönlichkeit Mazzini's, die so hoch über seinen Theorien stand, wird er nicht ganz gerecht. Immer will er, daß an das Bestehende angeknüpft werde; Maß, Anerkennung aller Rechte, Loyalität, im Sinne des englischen fair play, waren ihm die höchsten Gesetze des politischen Lebens. Man kann sich denken, daß er damit nicht immer ausgereicht hätte: er wußte es und

darum hielt er sich ferne mit der Hand, wenn auch nicht mit dem Herzen, das wärmer schlug als das irgend eines Patrioten. Und es gehörte Muth dazu, sich nicht von den leidenschaftlichen Freunden pressen zu lassen: aber er hatte diesen Muth und wußte, daß auch er eine Bürgertugend ist: denn „in den Gewaltthätigkeiten der Parteien und in den Irrthümern der Regierungen, welche selber noch Parteien sind, ist kaum zu sagen, welche Rolle die Furcht spielt, da viele Furcht sich unter dem Mantel des falschen Eifers birgt und andere mit Absicht zu unrechten Zwecken hervorgekehrt wird." So kam es, daß er fünfundfünfzigjährig, schon erblindet, das Ministerpräsidium in Toscana übernahm, als ein Naiver, soweit es ein Italiener sein kann, und ohne je vorher öffentliche Geschäfte besorgt zu haben.

„Ich nahm das Ministerium in den ersten Tagen des August 1848 zu leicht an und ich will sagen, wieviel Bagage ich aus meinem vergangenen Leben mitbrachte. Ich hatte viel gelesen und gedacht, geredet mit Vielen, war aber mit Wenigen umgegangen und hatte mich durchaus nie mit Staatsgeschäften befaßt. Immer zog ich dem Befehlen das Freileben und Anderefreilassen vor; aber wenn ich an Italien dachte, so kam es mir weit mehr auf andere Dinge als auf die Freiheit an. Bei alledem hatte ich einen großen Ruf als Liberaler, ein Ruf, der in Wahrheit ein wenig erschlichen (scroccata) war; nicht als ob meine Neigungen und meine Natur nicht derart gewesen wären, aber wegen der Abwesenheit irgend einer That und weil das Einverständniß zwischen den Liberalen und mir nicht bestand: auf

diese Weise war ich eine Art Liberaler in partibus, rein von geheimen Gesellschaften und Konventikeln (combriccole) wie ein unreifes Mägdlein (come impubere verginella). Die Regierung mißfiel mir, weil unter ihr die moralischen Mächte des Landes, die mir Alles sind, auseinander zu gehen schienen; aber ich gehörte nicht zu denen, welche gegen die täglichen Handlungen der Regierung zeterten, eher noch entschuldigte ich sie; im Grunde kümmerte ich mich wenig darum; das Land kannte ich nicht; und nie, wenn ich vor Palazzo Vecchio vorbeiging, fiel es mir ein hinaufzugehen: der Ehrgeiz lockte mich nicht . . . So lebte ich lange Jahre, erst sturmvoll-müßig, dann ganz in gewissen Studien vergraben, und als der Name Pio Nono's die italienische Sache volksthümlich zu machen begann und eine wunderbare Uebereinstimmung die Willen aller Naturen und Arten von Menschen in einem vernünftigen Gedanken zu vereinigen schien, und als dieser Gedanke die Secten zum Schweigen brachte und eine sittliche Wiederauferstehung die staatliche Befreiung verhieß, da, obschon sich ein lebhafter Glaube in mir regte und mir dann, dann zuerst, die Zeit zu handeln gekommen erschien — da war es schon zu spät für mich und Gott hatte mir schon das Verbot auf die Stirne gedrückt."

Nur siebzig Tage hielt der Erblindete im heftigen Sturme das Ruder in der Hand; dann kehrte er zu seinen geliebten Studien zurück. Seine Aufzeichnungen hören auf mit den letzten Wellenbewegungen jenes großen Orkans. Es folgte ein Menschenalter der Ruhe, nicht für die Welt, nicht für Italien, aber für den alten

Weisen. Diese Ruhe war indeß kein Stillstand, und das Durchgehen durch die harte, laute Wirklichkeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen; ich zweifle, ob er geworden wäre, was er wurde, wenn er nicht auch einmal im Leben im Vordertreffen gestanden. Diese Welt lag nun klarer vor ihm, und es war ihm keine Bitterkeit davon zurückgeblieben; Duldung bei höchster Klarsicht, Universalität des Antheils bei weisester Beschränkung, Lebhaftigkeit der geistigen Interessen ohne „Willen zum Leben" waren die seltenen Tugenden, die dieses edle Greisenalter bis zum letzten Athemzuge schmückten. Ob solche Menschen in solcher Stellung in unsern unstäten Lebensformen und bei unserm noch unstäteren Lebenssinn je wieder erstehen können? Ich zweifle daran und preise mich glücklich, noch einige wenige solcher Menschen gekannt zu haben.

IV.

N. Machiavelli.

Die Thatsache, daß Macchiavelli die Staatskunst zum Hauptgegenstande seines Nachdenkens und seiner Schriften gemacht, auch so vielfach im practischen Staatsdienste verwandt wurde, und es doch nie zu einer äußerlich angesehenen Stellung, geschweige denn zu einer leitenden Macht in der Republik brachte, wie z. B. Guicciardini oder auch nur wie sein eigner Vorgesetzter, Marcello Virgilio, wirft ein helles Licht auf ihn selbst. Wem

*) Dieser Aufsatz ward veranlaßt durch das Werk P. Villari's, Niccolo Machiavelli und seine Zeit. Durch neue Dokumente beleuchtet. In zwei Bänden. Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt von Bernhard Mangold. Band I. (Leipzig, H. Hartung u. Sohn 1877).

Schon seit Jahren wußte die gelehrte Welt Italiens, daß der Verfasser des „Savonarola" mit einer Lebensgeschichte Macchiavelli's beschäftigt war, deren Erscheinen jedoch durch die politische Thätigkeit und die Berufspflichten Herrn Villari's stets hinausgerückt wurde. Heute endlich, nachdem „Gott ihm die Muße gegeben," d. h. in moderne Sprache und Anschauung übersetzt, nachdem das souveräne Volk ihn nicht wieder zu seinem Vertreter gewählt, haben wir den Vortheil davon, indem wir das so lange und so ungeduldig erwartete Werk endlich in Händen halten. Villari aber ist nicht nur nächst Amari der angesehenste und populärste Historiker Italiens, er ist auch weit über die Grenzen

nicht Geburt, Reichthum, einflußreiche Verbindungen den Weg zu hoher Weltstellung eröffnen, dem helfen auch Talente und Kenntnisse nicht dazu, wenn sie nicht, sei's vom Glück oder der Intrigue, sei's von der Energie des Characters oder einer gewissen natürlichen oder angenommenen äußeren Haltung, unterstützt werden. Letztere nun können manche Menschen — und nicht immer die schlechtesten — denen sie nicht angeboren ist, durchaus nicht über sich bringen anzunehmen, weil sie darin eine Art Zugeständniß an die Weltlüge sehen, gegen das sich ihr Wahrheitsgefühl sträubt. So unser Lessing, der Zeit seines Lebens ein stellungsloser Literat blieb; denn auch sein letztes Amt war eine Versorgung und eine Gelegenheit zur Lieblingsthätigkeit, keine gesellschaftliche Stel-

seines Vaterlandes hinaus bekannt, was nur wenigen Italienern seiner Generation zu Theil geworden. Sein „Savonarola" ist ins Deutsche, ins Französische, ins Englische übersetzt und namentlich bei unsern Vettern an der Themse außerordentlich beliebt geworden: wozu der Gegenstand wohl ebensoviel beigetragen haben mag, als die Behandlungsweise desselben; die strenge und enge Natur Savonarola's, der sich vermaß, aus den heiteren Florentinern des Quattrocento eine Art puritanischer Rundköpfe zu machen, hat eine wahlverwandtschaftliche Anziehungskraft für die Nachkommen der Independenten; und Villari's Anschauungs- und Behandlungsweise verräth auf den ersten Blick die moderne englische Schule.

Auch das neueste Werk des keineswegs schreibseligen Verfassers erscheint zu gleicher Zeit in Original und in englischer wie deutscher Uebersetzung. Herr Villari kann von Glück sagen: er hat die seltene Perle eines trefflichen Uebersetzers gefunden. Wer selbst übersetzt hat oder selbst übersetzt worden ist, kennt die unsäglichen Schwierigkeiten dieser bescheidenen und lange nicht hoch genug geschätzten Thätigkeit. Herr Mangold versteht das Italienische aus dem Grunde, was die erste Voraussetzung ist,

lung. Und Lessing begnügte sich dabei, keine Rolle in der großen Lebenskomödie anzunehmen; Machiavelli ging weiter in der Unvorsichtigkeit: er sprach aus, was er darüber dachte, etwa wie der große französische Literarhistoriker Sainte-Beuve, der auch nie eine Wahrheit für sich behalten konnte, wie schiefen Urtheilen er sich auch bewußt war sich dadurch auszusetzen; denn dies Aussprechen der geheimsten Gedanken war in der, trotz so vieler Treulosigkeiten, Verräthereien und Lügen, im Grunde wahren Zeit Machiavelli's nicht so schlimm als in unserem goldenen Alter der Convention und der Heuchelei. Diese mag immerhin, wie das Sprichwort will, als eine Huldigung angesehen werden, welche das Laster der Tugend darbringt; Menschen, die zugleich naiv

---

und er schreibt deutsch, was als die höchste, aber auch seltenste Kunst des Uebersetzens angesehen werden darf. Er hat sich keineswegs die Freiheit genommen, „frei" zu sein in seiner „Bearbeitung," was gewöhnlich darauf hinausläuft, daß der Uebersetzer sich dem Verfasser substituirt, er hat sich aber auch nicht begnügt, ein peinliches Wort für Wort zu geben: es ist ihm gelungen, sich so mit dem Geiste und der Form des Originals zu durchdringen, daß er dessen Eigenthümlichkeiten auch im fremden Gewand deutlich hervortreten läßt, ohne daß der Stoff dieses Gewandes zu Falten gezwungen wird, die nicht in seiner Natur sind.

Villari nennt sein Buch „N. Machiavelli und seine Zeit," und in der That bilden die zwei ersten Drittel des vorliegenden ersten Bandes eine Einleitung, welche die politische und literarische Geschichte Italiens im 15. Jahrhundert behandelt; und selbst das letzte Drittel, das die ersten Jahre von Machiavelli's politischer Thätigkeit umfaßt, ist mehr eine Geschichte Italiens während dieser neun Jahre, als eine Biographie Machiavelli's. Und es konnte nicht wohl anders sein. Von Machiavelli's dreißig Jugendjahren bis zu seinem Eintritt in sein öffentliches Amt wissen wir so gut wie gar nichts. Von da ab aber bis ins zweiundvierzigste

und geſcheidt ſind, wie Macchiavelli und jedes andere Genie, iſt ſie ſtets unerträglich geweſen. Der Segretario mußte alles herausſagen, was er für wahr befunden, und wäre es im directeſten Widerſpruch mit allem dem geweſen, was uns durch die allgemeine Convention zur zweiten Natur geworden; daher ſeine Worte immer wirkten und noch wirken, wie wenn ſie plötzlich einen Schleier durchſchnitten, der um die Dinge liegt, und ſie uns von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen ließen was überhaupt die Thätigkeit des Genies und ſeine Beglaubigung bei den Menſchen iſt; denn das Genie wiederholt unaufhörlich die Parabel vom Ei des Columbus (oder des Brunnelleſchi, wie die Italiener ſagen). Doch ſelbſt für jene Zeit war Macchiavelli's Cynismus zu ſchroff:

Jahr geht ſein ganzes Leben in der Politik auf; auch hier beginnt er erſt am Schluſſe des von Villari behandelten Zeitraums (1507) einen beſtimmenden Einfluß auszuüben. Der folgende Band wird dagegen ein individuelleres Gepräge tragen müſſen, da Macchiavelli's Geſtalt fortan etwas mehr in den Vordergrund des Staatslebens tritt; und ſpäter die gezwungene und ungeduldig ertragene Muße (von 1512—1521) gerade die Zeit iſt, wo er die meiſten und die einflußreichſten ſeiner Werke geſchrieben und wo die Zeitgenoſſen dem damals ſchon vielgenannten Manne auch als Menſchen viel größere Aufmerkſamkeit ſchenkten, als ſie es dem obſcuren Jüngling gegenüber gethan und wir ſo, Dank namentlich den zahlreichen uns erhaltenen Briefen, beſſer über ſein Privatleben unterrichtet ſind.

Die Gewiſſenhaftigkeit, der Umfang, die Kritik von Villari's gelehrten Forſchungen ſind zu bekannt und anerkannt, als daß es nöthig wäre, noch einmal daran zu erinnern. Er geht ſtets auf die Quellen zurück. Auch dieſes Buch, wie der „Savonarola," beruht ganz auf Studien erſter Hand und zwar auf ungemein ausgedehnten und tiefgehenden Studien. In Bezug auf Vollſtändigkeit wie Sicherheit läßt das Werk ſo gut wie nichts zu

schon Giuliano de' Ricci klagte, sein Großvater sei „sowohl im Tadel hochstehender Personen der Kirche oder des Staats, als auch in der Zurückführung aller Dinge auf natürliche oder zufällige Ursachen viel zu frei gewesen."

Wenn er zu sagen wagte, die allermeisten Menschen hätten lieber bekannte Verbrecher zu Vorfahren, als Niemanden, oder sie verschmerzten schneller den Mord ihres Vaters, als den Verlust ihres Vermögens, so hatte er unstreitig recht; aber seine Zeitgenossen und Mitbürger hatten ebenfalls recht, wenn sie dachten, daß ein Mann, der so das innerste Wesen der Menschennatur aussprach, auch das des Staates so ausplaudern könnte; und er versagte sich's in der That nicht, wie männiglich bekannt ist. Der Staat aber bedarf wie die Kirche, wie der ein-

---

wünschen übrig. Dabei ist die Form eine äußerst gefällige; der Stil ist warm ohne Rhetorik, einfach ohne Steifheit, fließend und doch sorgfältig. Der Fortschritt seit dem „Savonarola," der Fortschritt zur Keuschheit und Klarheit der Sprache ist unverkennbar. Auch die ganze Anlage und Eintheilung des Stoffes ist klar und übersichtlich.

Wenn die Ereignisse nicht immer dramatisch, die Gestalten nicht immer plastisch hervortreten, so hängt das sowohl mit der Eigenart des Verfassers als mit dem Begriff zusammen, den er sich von der Geschichte macht; diese ist ihm Wissenschaft, nicht Kunst; und sein Geist hat weniger beschauliche, als analytische Gewohnheiten. Auch im Urtheil fühlt man, daß man es mehr mit einem Moralisten als mit einem Künstler zu thun hat. So tritt denn bei aller gewollten und auch erreichten Unparteilichkeit doch eine gewisse Strenge zu Tage, die den Schwächen der menschlichen Natur manchmal recht unnachsichtig gegenübersteht. So in dem Urtheile über Aeneas Sylvius, über Alphons und Ferrante von Neapel, über Petrarca, den alten Cosimo, Lorenzo vor Allen, dessen Poesie er nicht einmal recht will gelten lassen: er vermißt eben darin den idealen Schiller'schen Schwung; und er ist nicht

zelne Priester und Staatsmann des Scheines; er darf nicht erlauben, daß man der Masse seine innerste Natur offenbare: denn nur vor dem Nichtgekannten hat die Masse Ehrfurcht. Dabei konnte Macchiavelli sich durchaus nicht entschließen, seine Person mit diesem Schein, d. h. der äußerlichen Würde, Feierlichkeit und Ernsthaftigkeit zu umgeben, die man von öffentlichen Männern verlangt, weil man ihn — meist mit Recht, zuweilen aber doch auch mit Unrecht — für ein Zeichen der inneren Würde und der Festigkeit des Characters ansieht. Diese Festigkeit nun scheint Macchiavelli durchaus gefehlt zu haben. Das nothwendigste Erforderniß, um in der Welt vorwärts zu kommen, die kluge, stätige Lebensführung, war nicht in seiner Natur: der Geist der Ord-

Künstler genug, um zu fühlen, daß das höchste künstlerische Ideal gerade in der Art von Realismus liegt, den wir überall im 15. Jahrhundert finden, bei Filippino Lippi und Boticelli ganz ebenso wie bei Lorenzo und Ariosto. Villari gehört eben durchaus zu den Italienern seiner Generation, bei der die Reaction gegen die Zeit des Sigisbeismus, des Klienten- und Schmarotzerthums der letzten Jahrhunderte, den Character etwas ängstlicher Sittenstrenge, namentlich aber eines übertrieben empfindlichen Würdegefühls annimmt: so erwärmt er sich unter Anderem zu einer wahren retrospectiven Entrüstung, wenn Poliziano „sich so sehr vor seinem Beschützer erniedrigt, daß er ihm selbst um abgelegte Kleider bittet." Daß derlei Verhältnisse, selbst in dem Vaterlande moralischer Würde, in England, noch bis in's vorige Jahrhundert gedauert, scheint er ganz zu vergessen; und in diesem Sinne wünschte ich, er wäre etwas mehr Historiker. Auch hat er noch wie viele seiner Landsleute unbewußt gewisse kindliche Vorstellungen aus dem klassischen Schulunterricht mit in die Wissenschaft gebracht, welche wir Ultramontanen — Franzosen, Deutsche und Engländer — uns doch schon seit geraumer Zeit abgewöhnt haben: er leiht z. B. Lorenzo'n bewußte Absichten der Volkscor-

nung, die Regelmäßigkeit des geschulten, professionellen und traditionellen Staatsmannes, die z. B. Guicciardini im höchsten Grade besaß, gingen ihm ab. Auch hatte er nicht den rechten Willen, und da er als ein Denker, der die Nichtigkeit der weltlichen Dinge durchschaut, ohne eigentlichen Ehrgeiz war, so bedurfte er auch der Consequenz des Betragens nicht, der rastlosen Verfolgung eines Zieles, das man nur so erreicht. Eine zum Herrschen und Befehlen geborene Natur hatte er aber noch weniger. Nicht nur legte er sich selber nicht die große Wichtigkeit bei, die Männer im Amte sich beizumessen pflegen, er ließ sich sogar absichtliche Zurücksetzung gefallen, theils weil er vergaß, daß nur die Selbstachtung die Achtung der Welt erzwingt, theils

---

ruption, an die dieser große Mann sicherlich nie gedacht hat: er meint, derselbe habe „das Volk durch den Sinnenrausch einschläfern wollen;" er habe die Feste und Maskeraden geleitet, „um die Sittenverderbniß mittelst der Eleganz des Geschmackes noch tiefer eindringen zu lassen." Das erinnert fast an die Freudenmädchen, welche Pariser Politiker während der Belagerung von 1870 gegen die belagernden Deutschen loslassen wollten. Dagegen imponirt Villari'n das Apostelthum der Volksverbesserer so, daß er bei Savonarola sogar „wunderbar gesunden politischen Verstand" zu entdecken vermag, eine Eigenschaft, die ein so guter Richter in derlei Dingen wie Machiavelli selber nie bei dem Mönche zu finden wußte. Es liegt darin eine ganze Weltanschauung — ich möchte sie die englische nennen — wonach Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion sich Zwecke angewandter Moral setzen, wogegen der Historiker und Künstler in unserm Sinne, und auch im Sinne der italienischen Renaissance, die Moralität dieser Thätigkeiten einzig darin sieht, daß sie anstatt individueller Zwecke allgemeine und unpersönliche verfolgen, wie wir den Werth der Mildthätigkeit nicht im gelinderten Leiden des Unglücklichen, sondern in dem menschlichen Gefühle des Wohlthäters sehen. Um so anerkennens-

weil er wirklich nicht nach Glanz und Stellung geizte. Er ließ sich nicht nur vieles geschehen, er stieg auch — freilich nie zur Intrigue — wohl aber bis zur Aemterbettelei bei seinen Verfolgern, den Medici herab, eben weil's ihm auf's Aeußere gar nicht ankam, selbst da, wo dieses Aeußere die Bedingung erfolgreichen Wirkens war, sondern nur auf die Sache oder was er als solche ansah: hier also die Gelegenheit, seine Lieblingsthätigkeit auszuüben, und das bischen Geld, das er zu seinem Amüsement brauchte. Denn das Unglück wollte, wie er selbst sagte, daß er „weder über die Seide- noch über die Wollindustrie zu reden wußte, und da er sich nicht über Verlust und Gewinn unterhalten konnte, ihm nichts übrig blieb als zu schweigen oder zu politisiren." Und

werther ist die Mühe, die sich Villari giebt, allen Erscheinungen einer Zeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren innerstes Wesen ihm so antipathisch sein mußte: denn es war eine Zeit, welche rein unterm künstlerischen Principe stand, im Staate wie in der Religion, in der Wissenschaft wie in der Kunst selber, was selbstverständlich zu sein scheint, heutzutage aber doch fast nirgends und nie der Fall ist. Der moralische Werth der Handlungen, die moralische Anwendung der Theorien kamen für die Renaissance nicht in Betracht. Villari ist eben ein gewissenhafter Schriftsteller und eine hervorragende Intelligenz: Ehrlichkeit und Verstand reichen aber weit: sie retten selbst den vor der Einseitigkeit, der sich willentlich und wissentlich auf einen beschränkten Standpunkt gestellt. Und so lesen wir, selbst nach Voigt, Burckhardt und Reumont, gerne die geistreichen und hellen Seiten, die der Italiener der Geschichte des Humanismus in seinem Vaterlande gewidmet. Seine Darstellung der politischen Zustände und Verwicklungen Italiens im 15. Jahrhundert ist von seltener Belebtheit und Klarheit. Geistreiche und tiefe Bemerkungen, welche sowohl den originellen Denker, als den erfahrenen Menschen der That und der Beobachtung verrathen, sind in Fülle über das

Machiavelli war ein heiterer Lebemensch: liebte gute Tafel und munteren Scherz, nahm wohl auch die Würfel zur Hand, und selbst als Familienvater und Gatte konnte er den Schönen nicht entsagen; kurz Mona Marietta hätte so nachsichtig als Frau Schwerdtlein sein müssen, wenn sie nicht manchmal ein wenig geklagt hätte. Kaum ist er dem Kerker und der Tortur entronnen, so finden wir ihn schon wieder „um sich zu erholen" in mehr als munterer Gesellschaft (in casa qualche fanciulla per riaver le forze) oder gar auf dem Lande mit den Kärrnern spielend, oft auch auf der Vogeljagd, nur die Nacht allein in der erlauchten Gesellschaft der alten Schriftsteller. „Wir ahmen darin," schreibt er seinem Freund Vettori, „der Natur nach; sie

ganze Buch ausgestreut und machen die Lectüre desselben, die schon so lehrreich ist, auch zu einer der angenehmsten, die man finden kann. (Wir lassen hier die ziemlich ausführliche Besprechung des ausgezeichneten Werkes aus und fügen nur das Ende dieser Recension hinzu, welches den Uebergang zu unsrer eignen Beurtheilung Machiavelli's bildet.) Was das Urtheil Villari's über Machiavelli selber anlangt, so wird es sich erst aus dem zweiten Bande ergeben. Noch ist der Verfasser nicht an die Satiren und Komödien, den Fürsten und die „Discorsi," die Florentiner Geschichten und die „Kriegskunst" gekommen, noch hat er Machiavelli's hervorragende politische Thätigkeit nicht in Betrachtung gezogen; noch hat er seine Ungnade, seine Leiden, die Weise, wie er beides ertrug, nicht zu schildern die Gelegenheit gehabt; er versichert uns, er werde seines Helden Leben und seine Schriften nur studiren, „um zu versuchen, ihn kennen zu lernen und ihn zu beschreiben, wie er in Wirklichkeit war, mit allen seinen Vorzügen und Gebrechen, Lastern und Tugenden." Doch sieht man schon jetzt deutlich, wohin der Verfasser steuert und welches seine Lösung des vielverschlungenen Räthsels sein wird: eine Lösung, die, so erscheint es mir, wenn nicht alle Knoten, so doch viele löst: Villari

ist veränderlich, seien wir veränderlich wie sie. Wenn man ihr nachahmt, kann man nie fehl gehen." Die ganze Renaissance ist in dem Wort.

Selbstverständlich blieben auch die Geldverlegenheiten nicht aus und was sie im Gefolge führen: so daß der große Mann uns manchmal fast wie ein italienischer Capitain Booth vorkommt, leichtsinnig, schwach, sinnlich wie Fieldings Held, aber wie dieser nie unedel. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Macchiavelli nordische Feinheit und Zartheit des Gemüthes besessen; dagegen hatte er, was ihn zur Leistung des Größten befähigt hat, leidenschaftliche Liebe für zwei außerpersönliche Dinge: das Vaterland und die Wissenschaft; die einzigen, die er wirklich ernst nahm im Leben. Wis-

sieht offenbar in Macchiavelli den Mann der historischen Wissenschaft, der im Sinne seiner Zeit die thatsächliche Wirklichkeit des Staatslebens, das sich ihm darbot, studirte, indem er die moralische Seite ganz außer Acht ließ, etwa wie der Botaniker die Flora, ohne sich zu entrüsten, wenn er auf eine Giftpflanze stößt, ohne in Begeisterung zu gerathen, wenn er einem Heilkraut begegnet. Diese bis jetzt noch kaum ausgesprochene, aber leicht herauszulesende Auffassung scheint mir in der That von den unzähligen Urtheilen, die über Macchiavelli gefällt werden, dasjenige zu sein, das der Wahrheit am nächsten kommt; ganz erschöpft auch es nicht die Frage, die auch wohl nie ganz genügend beantwortet werden wird; denn in dem widerspruchswollsten aller Zeitalter ist Macchiavelli wohl der widerspruchsvollste aller Menschen gewesen. Mit einer einfachen These bewältigt man eine so komplexe Erscheinung nicht und die maitresse faculté ist nicht der Schlüssel, der alle Kammern dieses psychologischen Labyrinthes aufschließt. Auch Schreiber dieses, der in jüngeren Jahren den Werken Macchiavelli's ein besonderes Studium gewidmet, hat einen Lösungsversuch auf dem Gewissen (Etudes italiennes; p. 316—385), und er gesteht heute gerne, daß seine damalige An-

senschaft aber ist Erforschung der Wahrheit. Eben weil alle seine Energie auf die Erforschung der Wahrheit, des wirklichen Zusammenhanges der Dinge, ihrer natürlichen Ursächlichkeit gerichtet war, nicht auf die Erlangung einer Weltstellung, erreichte er erstere, während letztere ihm entging: denn die Welt erlaubt den praktischen Skeptizismus nicht, der an ihrem Werthe zweifelt und Macchiavelli's unüberwindliche Wahrheitsliebe gestattete ihm nicht sich zu stellen als ob er die Welthätigkeit und ihre fable convenue für baare Münze nähme. Seine große Folgerichtigkeit und Energie in der wissenschaftlichen Erkenntniß war somit schuld, daß er im praktischen Leben als schwach und inconsequent erschien.

Ein Lebemann, der den Schein verachtet, sehr klar sieht und stets seine innersten Gedanken ausspricht, dabei im Stande die beste Gelegenheit zum Carrièremachen zu versäumen, weil ein gutes Essen unter geistreichen Freunden oder ein wissenschaftliches Problem ihn gerade lockt; ein Politiker, der selbst inmitten der Geschäfte weniger an das Gelingen dieser seiner Geschäfte als an

schauung eine einseitige war, die nur insofern berechtigt ist, als man sie von anderen Gesichtspunkten aus ergänzt. Dies und nicht mehr, ja dies nur sehr fragmentarisch, wird in dem Obenstehenden versucht: wobei heute die Komödien, welche mir damals als Ausgangspunkt dienten, außer Acht gelassen werden, obschon auch heute wieder in dieser einseitigen Skizze des vielseitigen Macchiavelli mehr das Leben und die Schriften des Segretario nach 1507 in Betracht gezogen werden, als die in Villari's Werke besprochenen, weil erst dann, namentlich während der neun Jahre politischer Unthätigkeit und schriftstellerischer Wirksamkeit, Macchiavelli's eigenthümlicher Charakter bestimmter hervortritt.

die Beobachtungen der Menschennatur und die Auffindung der Gesetze staatlichen Lebens denkt; der überdies nicht allzu praktisch ist und wenn er selbst leiten soll, sich entweder zu „Phantastereien" verführen läßt, — wie Guicciardini seine Arno-Abgrabung nannte, mittelst welcher er das belagerte Pisa zur Uebergabe zu zwingen gedachte — oder aber keine 3000 Mann der von ihm selber geschaffenen Miliz nach der von ihm selber erdachten Weise manövriren lassen kann, ohne Alles in Verwirrung zu bringen, — ein solcher Mann kann um so weniger „vorwärts kommen" im Leben, wenn er wie Macchiavelli es nicht unterlassen kann, sich selbst mit einer gewissen Ironie zu beobachten. Aus diesem geheimen Gefühl seiner praktischen Unfähigkeit und seines Mangels an Charakter entsprang denn auch nicht nur seine Bewunderung — eine Bewunderung, die übrigens nie bis zur Sympathie ging — für einen Mann der rücksichtslosen That, wie Cesare Borgia, sondern auch seine ganze Theorie von der Energie (virtù) als dem Staaten schaffenden und Staaten erhaltenden Princip. Nichts imponirt dem nicht eitlen Menschen so sehr als das Schauspiel einer Geistes-, Character- oder auch nur Körpereigenschaft, die ihm selber abgeht, und Cesare Borgia war in Allem das gerade Gegentheil des florentinischen Gelehrten und Denkers. In allen Leibesübungen Meister, unermüdlichen Körpers und Geistes, vor keiner Gewaltthat zurückschaudernd, immer sich selbst beherrschend, ein Lügner mit eherner Stirne, in höchster Lebensstellung, zum Befehlen geboren und ans Befehlen gewöhnt, ohne eine Spur abstracter und theoretischer Studien oder Ge-

dankengewohnheiten, tapfer, grausam, düster in dem Lebensgenuß — wie viel mehr fiel das bei einem Machiavelli ins Gewicht als alle die Vorzüge feinerer Art, die er selbst besaß oder bei Studiengenossen fand!

Auch gründet man mit Herzensgüte, Rücksicht, Zartgefühl keine Staaten, sondern mit Energie allein und nur an Eines dachte Machiavelli, wenn er nicht seiner wissenschaftlichen Erforschung der Gesetze des gesellschaftlichen Lebens und der Staatenbildung nachging; dies Eine war die Gründung eines italienischen Nationalstaates, gleich denen, welche jetzt eben in Spanien, Frankreich und England gegründet worden, und um dazu zu gelangen, die Zerstörung der weltlichen Macht der Päpste. „Wir haben eine große Verpflichtung gegen die Kirche, sagt er in den „Discorsi" mit der ihm eigenen bitteren Ironie, denn wir danken ihr unseren Ruin; sie hielt und hält noch immer Italien getheilt; und wahrlich war nie ein Land glücklich und einig, wenn es sich nicht ganz einem Fürsten oder einer Republik unterwarf, wie es in Frankreich und Spanien geschehen." Ein Nationalstaat also muß vor Allem gegründet werden, was auch andere, wie Guicciardini, zu Gunsten der Kleinstaaterei und der Decentralisation sagen mochten; denn nur ein solcher Nationalstaat könnte das Land von der Fremdherrschaft befreien, die zum Himmel stinkt, wie er Shakespearisch sagt (ad oguno puzza questo barbaro dominio). Zu diesem Zwecke ruft er den „Erlöser" an, den „vom Himmel Geliebten," einen Moses, einen Theseus, einen Cyrus; alle „Nationenbefreier," deren Aller Sache weniger gerecht war als der Krieg zur Vertreibung der Fremden

und zur Einigung Italiens. Gegenüber einem solchen Zweck kommt die Moral für ihn gar nicht in Betracht: „jeder nothwendige Krieg ist gerecht," ruft er mit Ueberzeugung. Er trennt nicht allein durchweg „das politische Phänomen vom moralischen" und „die Kunst des Staatsmannes von dem individuellen oder privaten Charakter dessen, der sie ausübte," wie Villari sehr richtig bemerkt; er erhob sich nicht nur nicht, um ein anderes Wort seines neuesten Biographen anzuführen, bis zu dem Gedanken, daß das Staatsoberhaupt das Gewissen des Volkes darstellen soll, — er legt überhaupt auf die Moral, wie wir sie begreifen, keinen großen Werth: Achtung des Lebens und des Eigenthums der Mitmenschen, Treue, sei es eheliche, sei es dienstliche, Dankbarkeit, Wahrhaftigkeit, soweit es das praktische Leben angeht, hatten für ihn wie für seine Zeitgenossen theils aufgehört, theils noch nicht angefangen als gebieterische Sittengesetze zu gelten; die mittelalterliche Moral war untergegangen, die moderne war noch nicht begründet. Es war ein Interregnum, während dessen die italienische Menschheit nur zwei Gottheiten anerkannte und verehrte: die Schönheit und die Wahrheit, daher auch eine Zeit der Kunst und der Wissenschaft, die der größte Dichter des Jahrhunderts, Angelo Poliziano, unabsichtlich in einem Worte kennzeichnete, als er an Marsilio Ficino schrieb: „Du suchst das Wahre, ich aber das Schöne in den Schriften der Alten; unsere Werke ergänzen sich wechselweise und sind wie die zwei Theile eines und desselben Ganzen."

Im praktischen Leben ließ man die entfesselten Kräfte der menschlichen Natur sich bekämpfen, wie sie sich im

Thierreich bekämpfen. „Ahmen wir der Natur nach, so können wir nicht fehlgehen.“ Wie die Frauen, selbst die besten und höchstgebildeten, von allen menschlichen Natürlichkeiten unbefangen redeten, wie sie Macchiavelli's „Mandragola“ oder Cardinal Bibbiena's „Calandra“ anhörten, ohne zu erröthen, wie noch eine Margarethe von Navarra, Franz' I. literatenfreundliche Schwester, Rabelais' unfläthigste Zoten mit Wohlgefallen las, so bewunderten die Männer ganz laut die List und Härte eines Ludwigs XI., die Heuchelei und Gewandtheit eines Ferdinand des Katholischen, wenn sie nur ihren Zweck erreichten. Alle Fürsten und Staatsmänner jener Zeit aber würden heuzutage als die verabscheuungswürdigsten Verbrecher gelten und es ist auch nicht eine einzige Ausnahme zu machen: Ferrante von Neapel, Julius II. und Leo X., Lodovico il Moro, selbst Lorenzo der Erlauchte, Heinrich VII. und Heinrich VIII. von England, Karl V., ja auch der „gute“ Ludwig XII. und der „ritterliche“ Franz I., aller kleinen Tyrannen und Demagogen Italiens nicht zu gedenken, handelten auf dieselbe Weise. Und wie der Kannibale keine Gewissensbisse hat, wenn er seine Feinde verzehrt, so hatten Fürsten und Staatsmänner jener Zeit keine Ahnung von der Verwerflichkeit ihrer Handlungen: einen unbequemen Nebenbuhler mit List zu fangen, sich seiner durch Gift oder Dolch zu entledigen, einem Bundesgenossen die Treue brechen, galt für nicht schlimmer als heutzutage irgend einen parlamentärisches Manöver, wie Coalition feindlicher Fractionen, geheime Gunstversprechungen, Eisenbahnconcessionen u. s. w. Soweit Macchiavelli auch sein Zeitalter überragte, ein damals unbe-

kanntes moralisches Gefühl vermochte auch er nicht zu hegen. Erst die Reform und damit zusammenhängend die Neugestaltung des Katholicismus erweckten wieder jenes, zeitweise vollständig verfinsterte, moralische Bewußtsein.

Macchiavelli kannte nur eine praktische Tugend, die virtù κατ' ἐξοχην, vermöge deren erst Assyrer, dann Meder, Perser, Griechen, Macedonier, Römer die Welt beherrscht hätten und welche Italien wiederfinden müsse; er sucht sie im Volke wiederzuerwecken, indem er die Volksbewaffnung in Scharnhorst's Sinne predigt; er sucht sie bei den Mächtigen wachzurufen, indem er ihren Ehrgeiz erweckt. Daß die wahre, dauerhafte Macht, die staatliche wie die individuelle, auf der Sittlichkeit beruht, d. h. auf der Selbstentäußerung, mit welcher die Einzelnen einem Höheren sich hingeben, und auf der Mäßigung die sie ihren Begierden und Leidenschaften aufzuerlegen wissen, daran dachte er nicht, konnte er nicht denken; und hier ist seine Grenze. Kein Denker vor oder nach ihm hat die Natur des gesellschaftlichen Menschen und des Staates, wie sie waren und zum Theil noch sind, besser durchschaut als Macchiavelli; was sie sein sollten und könnten, hat er nicht gesehen.

Ist aber Macchiavelli noch heute in diesem unserm modernen Italien, das, theoretisch wenigstens, so ganz anderen Grundsätzen huldigt, noch so populär, so ist's weil Niemand dem italienischen Patriotismus eine beredtere Stimme geliehen hat als er, der Patriotismus aber, in Italien mehr noch als in anderen Ländern Europas, das stärkste Gefühl des 19. Jahrhunderts ist, ein Gefühl,

von dem selbst der Priester mit fortgerissen ist, wie es der Jesuitenpater Curci erst neulich treffend dargethan. „Dies Land scheint dazu bestimmt zu sein, die todten Dinge wieder zu erwecken, wie wir es an der Poesie, der Malerei und der Sculptur sehen," ruft der alte Colonna, in jenem herrlichen Werke über die Kriegskunst, das in der Form an Cicero's de Amicitia und de Senectute erinnert, sie aber an Schwung und Tiefe weit hinter sich läßt; und jene Worte des greisen Kriegers, der die römische Heereseinrichtung wiederhergestellt wissen möchte, wiederholt sich noch heute im Innersten seines Herzens jeder Italiener, zu welcher Partei er auch gehören mag. Mehr als je aber träumten sie in der Zeit, da sie ohnmächtig darniederlagen, von ihrer einstigen Größe, und wie Cosimo Ruccellai's Vater, der, „da er die Tugenden der Alten nicht üben konnte, wenigstens die Bäume pflegte, welche das Alterthum am meisten liebte," — so versenkten sie sich in die Erinnerung ihrer großen Vergangenheit, stets eingedenk, daß Italien es war, welches die drei universellsten Mächte der Weltgeschichte geschaffen: das römische Reich, das römische Recht, die römische Kirche.

In allem diesen fühlt jeder moderne Italiener noch heute wie Macchiavelli; nicht so in der Gleichgültigkeit gegen öffentliche Moral, wo er im Gegentheil eine höchst empfindliche, ja empfindsame Gewissenhaftigkeit, wenn nicht immer übt, so doch stets im Munde führt. Leider theilt er auch in einem anderen Punkte Macchiavelli's Ansichten nicht: Niemand hatte ein stärkeres Staatsgefühl als Macchiavelli, der stets predigte, „man müsse den

besonderen Vortheil dem Staatswohl zum Opfer bringen." Heute gehört es zum Credo des italienischen Liberalismus, das Staatsinteresse für vogelfrei zu erklären, das Einzelinteresse aber unter dem pomphaften Namen der individuellen Freiheit als schrankenlos anzuerkennen. Dahin hat J. Stuarts Mill's Anwendung unbestreitbarer Grundsätze der Nationalökonomie auf die Politik geführt; denn die herrschenden politischen Ideen des heutigen Italiens sind durchaus die des englischen Radicalismus.

So viel für heute. Macchiavelli hat den Reiz der Sphinx; man wird nicht müde, sich mit ihm zu beschäftigen. Was ließe sich nicht noch Alles vom Dichter und vom Geschichtsschreiber sagen, was vom Schriftsteller und dem Patrioten, welche Aussichten auf seine Zeit, den Humanismus, das Alterthum, Religion, Kunst, Wissenschaft, politische und Kirchen-Geschichte eröffnen seine Schriften nicht; aber wir wollen ja zu den hundert Werken über Macchiavelli kein hundertunderstes fügen, wir hätten um so weniger Entschuldigung dafür, als das neueste dieser hundert Werke, das von uns angezeigte Buch Villari's, zugleich das umfassendste, gründlichste und fesselndste von allen ist und ihm wenig oder nichts hinzuzufügen wäre, als ganz individuelle Gedanken, wie sie Macchiavelli immer und immer wieder bei denkenden Lesern anregen wird.

François Rabelais.

I.

Schreiber dieſes iſt in einer ungünſtigen Lage, um von Rabelais zu reden: er mag ihn nicht recht, und auch nach wiederholten Verſuchen, ihm näher zu kommen, hat er ihm keinen beſonderen Geſchmack abgewinnen können. Ein Bewunderer des Pfarrers von Meudon würde demnach nicht ſo ganz Unrecht haben, wenn er mein Urtheil perhorrescirte und mir entgegenhielte, daß ich eben noch immer nicht hinter den wahren Werth des berühmten Satirikers gekommen, weil ich ihn nicht verſtehe; man verſtehe doch nur, was man liebe. Dagegen möchte ich nun einerſeits die abſolute Wahrheit dieſes Axioms in Zweifel ziehen, andererſeits auf die Gefahr hin, unbeſcheiden und vordringlich zu erſcheinen, um die Erlaubniß bitten, einmal ganz ſubjectiv verfahren, das heißt, meine perſönlichen Eindrücke mittheilen zu dürfen und mich zum Vertreter einer ganzen Klaſſe von Leſern aufzuwerfen.*)

*) Rabelais, la Renaissance et la Réforme par Emile Gebhart, prof. de litt. étrangère à la Faculté des Lettres de Nancy, Ouvrage couronné par l'Academie française. Paris, Hachette 1877. X. 300 S. 8°.

Rabelais et ses oeuvres par Jean Fleury, lecteur en langue française à l'Université impériale de Saint-Petersbourg. Paris, Didier 1877. Zwei Bände. XX, 456 u. 581 S. 8°.

Das Buch des Herrn Gebhart über Rabelais iſt eines jener Werke, durch welche die Beſſeren unter den franzöſiſchen Facultätsprofeſſoren von Zeit zu Zeit das Publicum an ihre Exiſtenz und

Die Franzosen — wie übrigens die Deutschen auch in ähnlichen Fällen — sind gleich bei der Hand, wenn einer ihrer angesehenen Schriftsteller dem Fremden nicht gefällt, diesem entgegenzuhalten, er verstände ihn eben nicht, dazu müsse man Franzose sein. Nun ist das immerhin schon das Zugeben einer Inferiorität. An einem Homer und Virgil, Dante und Cervantes, Shakespeare und Molière bleibt noch immer sehr viel, selbst wenn die Harmonie und Kraft der Ursprache sich dem Fremden nicht offenbart; der allgemein menschliche Gehalt, der von der Form unabhängige innere Werth müssen doch etwas geringer sein, wenn sie dem nicht mit der Sprache vertrauten Ausländer so ganz unfindbar sind. Ist man aber, wie Schreiber dieses und viele

---

Existenzberechtigung erinnern zu müssen glauben. Es sind dies meist trefflich angeordnete und componirte Bücher, elegant, aber mit Maaß in der Eleganz, geschrieben, oft von einem kleinen rhetorischen Anklang, der sich dadurch erklärt, daß solche Bücher gewöhnlich aus Vorlesungen hervorgehen und die französischen Facultäts-Vorlesungen einmal wöchentlich vor einem gemischten Publicum gehaltene, „gemeinverständliche Vorträge" zu sein pflegen. Solche Bücher sind fast immer, auch was den Inhalt anlangt, sorgfältig gearbeitet, doch pflegt derselbe meist, was Gedanken und Facten anlangt, nicht durch allzugroße Originalität zu sündigen. Es sind gefällige, zahme, ziemlich erschöpfende Bücher, welche dem Lesepublicum — wie in erster Gestalt dem Hörerpublicum — die Mühe ersparen, Aristophanes oder Lucretius, Dante oder Shakespeare selber zu lesen und ihm doch erlauben sollen, einen Begriff davon zu haben und vorkommenden Falles ein Urtheil darüber auszusprechen. Das scheint auch bei keinem Schriftsteller so gerechtfertigt als bei Rabelais, den die Jugend, die Damen und viele Männer nicht im Stande sind zu lesen, ohne jeden Augenblick auf's Empfindlichste berührt zu werden, wozu dann noch die etwas veraltete Sprache und der in hundert

seiner Landsleute, der französischen Sprache so ziemlich Herr, hat man offenen Sinn auch für das wenigst Deutsche in der französischen Literatur, genießt man mit Lust den derben Regnier wie den feinen Racine, den verständigen Boileau und den schelmischen Lafontaine, hat man vollends für die großen Prosaiker Frankreichs, selbst wenn sie wie Bossuet oder Saint-Evremont dem deutschen Sinne am fernsten stehen, eine aufrichtige, fast allzu ausschließliche Bewunderung, hegt man überhaupt eine ausgesprochene Sympathie für französischen Geist und Geschmack — so muß doch wirklich noch ein tieferer Grund vorhanden sein, wenn man an einem Schriftsteller, in gewisser Hinsicht dem nationalsten Frankreichs, keinen Gefallen finden kann. Und dabei ist es nicht einmal

---

Schnörkeln vermummte Sinn ihre Schwierigkeiten hinzufügen. Hrn. Gebhart's Buch ist eine Preisschrift, und die Akademie, welche den Eloge Rabelais' auszuschreiben gewagt, hätte sich keinen besseren Bewerber wünschen können. Hr. Gebhart hat die erlauchte und delicate Versammlung nicht compromittirt und doch den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet, und ohne viel zu moralisiren, die Scrupel wohlerzogener Leser geschont.

Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte, deren erster den Menschen, der zweite den Schriftsteller, der dritte das Werk Rabelais' behandelt. Im ersten Abschnitte wird erst, nach Rathery's trefflichen Forschungen, die Lebensgeschichte Rabelais' kurz erzählt und zugleich die Sagen mitgetheilt, die sich sofort im Volksmunde über den „Pfarrer von Meudon" bildeten. Dann zeigt Hr. Gebhart, welcher Art das Verhältniß seines Helden zur Renaissance war, deren künstlerische und ästhetische Seite ihm so ziemlich entging, während er an der wissenschaftlichen Befreiungsthat jener welthistorischen Epoche seinen vollen Antheil hatte. Daß Rabelais wirklich Aristoteliker gewesen, wie Hr. Gebhart behauptet, scheint mir nicht erwiesen. Zur Reformation stellte sich (immer nach Hrn. Gebhart, dessen bezügliche Untersuchungen so scharfsinnig und neu

nothwendig, nur an diejenigen Seiten zu denken, welche einen Labruyère oder Lamartine, die doch wohl Franzosen genug waren um den Schlüssel zu Meister Rabelais zu haben, mehr als streng gegen ihren Landsmann machten.

Der Archaismus der Sprache ist sicherlich nicht das Hinderniß, welches den gebildeten Deutschen abschreckt; kommt ihm doch die Kenntniß des Lateinischen zu Hilfe und pflegt er doch den nicht viel jüngeren Montaigne mit ungestörtem Genusse zu lesen. Was aber die Anspielungen anbelangt, so haben wir ja treffliche Ausgaben mit Anmerkungen, die alles Nothwendige geben, oft viel mehr als das Nothwendige. Auch sind die Anspielungen Rabelais' meist sehr allgemeiner Natur, und obschon er selbst den Lesern in jenem herrlichen Prologe,

als überzeugend erscheinen) Rabelais Anfangs in eine Art Bundesgenossenschaft, wandte sich ihr aber bald wieder ab, um bei dem Gallicanismus stehen zu bleiben. Der zweite Abschnitt bringt wenig Neues, und wir vermissen darin eine Entstehungsgeschichte des Werkes. Hr. Gebhart hätte die Frage nach der Authenticität des 5., erst zehn Jahre nach Rabelais' Tode veröffentlichten Buches gründlicher untersuchen müssen; um so mehr, als er fortwährend dieses 5. Buch citirt, wozu er nach dem Stand der Kritik nicht berechtigt ist. Ebenso nimmt er an, das erste Buch des Pantagruel sei nach dem Gargantua abgefaßt worden, während es literarhistorisch ausgemacht scheint, daß das Gegentheil stattgefunden. Eine solche Behauptung hätte wenigstens erwiesen werden müssen. Das Kapitel über die Sprache und den Styl ist höchst beredt geschrieben; aber es ist rein ästhetisch und bereichert die französische Philologie um Nichts. Was wir über die literarischen Ahnen Frère Jeans' und Panurge's, Grandgousier's und Gargantua's erfahren, ist nach der Natur des Buches — einer akademischen Preisschrift — hinreichend; was über die geistige Nachkommenschaft derselben, namentlich über die Panurge's gesagt wird, ist des Guten fast zu viel; nicht nur Sganarelle und Scapin, Gil

der dem ganzen Werke voraufgeht, dringend anempfiehlt, „d'interprêter a plus hault sens ce que par adventure ils cuidoient dict par gayeté de coeur", so hat man doch längst darauf verzichtet, in Gargantua und Pantagruel Ludwig XII. und Franz I. oder Heinrich von Albret und Anton von Bourbon zu sehen. Wer seine Geschichte der Renaissance gut kennt — und diese Kenntniß ist doch unendlich viel verbreiteter als beispielsweise die der Scholastik und der italienischen Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts, welche zum Verständnisse Dante's erfordert wird — der begegnet gewiß bei Rabelais nicht der Schwierigkeit, welche sich ihm bei dem Italiener entgegenstellt, sobald es gilt, die Lehre aufzufinden

che s' asconde
Sotto 'l velame de' versi strani.

Blas und Figaro, sogar der Doctor Pangloß werden zu Urenkeln des Reinecke gemacht; das scheint uns denn doch etwas bei den Haaren herbeigezogen, wie denn auch das ganze letzte Capitel (le groupe de Rabelais) hätte wegbleiben können, wenn es nicht eben zum akademischen Genre gehörte. Fing Hr. Gebhart einmal an, Rabelais mit Aristophanes, Cervantes und Swift zu vergleichen, so hätte er noch hundert andere wie Mendoza, Scarron, Smollet u. A. hereinbringen können. In einer Anmerkung (S. 282—283) entschuldigt er sich, Sterne nicht mit Rabelais verglichen zu haben; seine Entschuldigungsgründe beweisen aber nur, daß im Vicar von Sutton mindestens ebenso viel mit dem Curé de Meudon zu vergleichen gewesen wäre als in Cervantes. Kapitel III des 3. Abschnittes handelt von Rabelais' Erziehungstheorie, der Hr. Gebhart, wie Hr. Fleury, wie früher die Herren Burgaud des Marets und Rathery, vor Allem aber Hr. Arnstädt und anschließend an diesen Hr. A. Réville (Revue des Deux Mondes 15. Oct. 1872) viel zu viel Bedeutung beigemessen haben. Was Hr. Gebhart über Rabelais' Verhältniß in dieser Frage zu

Natürlich, wer von Plato und Aristoteles nichts weiß, als die Namen, und keine Ahnung von dem hat, was Sorbonne oder Parlamente sind, der versteht nicht viel von Rabelais; aber ein solcher Ignorant könnte wohl auch, wenn er Franzose wäre, Maître François nicht sonderlich goutiren; er müßte sich denn, wie es in der That vielfach geschieht, an andere „Schönheiten" seines Autors halten. Diese sind aber gerade derart, die für uns nichts Einladendes hat.

Nicht der letzte Grund unserer Antipathie ist in der That wohl der Ekel, den uns — ich spreche hier immer im Namen einer ganzen Menschenclasse — der unfläthige Schmutz einflößt, mit dem Rabelais alle Zugänge zu seinem großen Werke besudelt hat. Mehr als Einmal

---

Montaigne, Locke und Rousseau sagt, ist meist dem Buche unseres Landsmannes entlehnt, das er übrigens auch citirt, während er Rathery's Notiz und Ausgabe unerwähnt läßt. Auch hat Hr. Gebhart die Resultate über Arnstädts Forschungen ganz selbständig verwerthet. Wohl gethan hätte er, wenn er von seinem deutschen Vorgänger auch das Kapitel über Fischart benutzt hätte. Es ist mehr als sonderbar, einen ganzen Band über Rabelais zu lesen und kein Wort über seinen deutschen Nachahmer zu finden. — Trotz all' dieser kleinen Ausstellungen bleibt übrigens Hrn. Gebhart's Werk ein sehr lesbares, unterrichtendes und in kleinem Raume ganz erschöpfendes Buch, das ich allen Denen empfohlen haben möchte — und sie sind zahlreich in Deutschland — welche Rabelais selber zu lesen die Geduld nicht haben. Die Wenigen aber, die wohl Lust und Zeit dazu hätten, aber vor der ungeheuren Masse Unrath zurückbebten, den sie zu durchwaten hätten, um zu den Schönheiten und Wahrheiten des „Pantagruel" zu gelangen, empfehle ich recht angelegentlich das zweite Werk, dessen Titel ich oben verzeichnet.

Die Petersburger Universität kann sich zu einem Lector wie Hrn. Fleury Glück wünschen; und ich zweifle, ob viele Professoren

ist es mir vorgekommen, daß die Anführung irgend einer herrlichen Stelle aus dem „Pantagruel" in einem modernen Schriftsteller oder der Anblick von Gustav Doré's Zeichnungen mich verlockte, das Buch, das solche Perlen enthielt, das solch ein Kunstwerk inspiriren konnte,*) noch einmal ernstlich vorzunehmen; aber wo ich es auch anfaßte, sei's beim ersten, sei's beim dritten oder vierten Buche, immer mußte ich nach wenigen Seiten, mir die Nase zuhaltend, in frische Luft flüchten. Ich bin wahrlich nicht zimpferlich und bin der Meinung:

Ein Zötlein in Ehren
Soll' Niemand verwehren.

Nicht allein Falstaff's Witze und Sancho's Incongruitäten, selbst Lafontaine's und Bandello's Nacktheiten

der französischen Literatur an den Facultäten Frankreichs im Stande wären, ein wissenschaftlich so gediegenes Werk wie diesen Rabelais zu liefern. Den Kern der ausgezeichneten Arbeit bilden zwölf Kapitel, welche einfach eine eingehende Analyse des Gargantua und Pantagruel geben, und zwar, soweit es für keusche oder einfach appetitliche Ohren erträglich ist, mit Rabelais' eigenen Worten. Die ausgelassenen Stellen, welche natürlich in der Mehrzahl sind, werden resumirt und die angeführten dem Verständniß durch eine discrete Annäherung an das moderne Französisch erleichtert. Die Erklärungen sind in philologischer, wie historischer Hinsicht gleich lobenswerth, denn sie sind vollständig und genau, vor Allem aber erklären sie nicht zu viel. Hr. Fleury,

*) Gustav Doré's Erstlingswerk, die Illustrationen zu Rabelais, ist auch sein später nicht wieder von ihm erreichtes Meisterwerk geblieben. Der damals noch blutjunge und unbekannte Zeichner fand nur mit Mühe einen Verleger, und seine Skizzen erschienen 1854 bei Brye (nicht bei Barré, wie Fleury sagt) auf Löschpapier, überall durchbrochen durch den Druck der anderen Seite. Doch ist seitdem eine neue Ausgabe davon erschienen, welche freilich wieder in anderer Hinsicht zu wünschen läßt.

schüchtern mich nicht ein, obschon sie mit demselben Rechte — oder Unrechte? — wie Rabelais schrieben, „um unter Männern gelesen zu werden" und ich nicht gern die Frauen misse, wenn laut gelesen wird; aber hier ist denn doch auch für manche Männernerven des üblen Geruches zu viel, und man braucht wahrlich keine atlasbeschuhte Dame zu sein, um zu fordern, daß man nicht in Unrath zu treten brauche, wenn man ein vielgepriesenes Denkmal der Vergangenheit bewundern möchte. Nun weiß ich freilich, namentlich seit ich Herrn Jean Fleury's Buch gelesen habe, welches eine ausführliche Analyse des großen Werkes mit langen Citationen und Weglassung alles Anstößigen enthält, wie viel bei Rabelais noch übrig bleibt, wenn dieser Unrath weggeräumt worden, und bin

---

wie übrigens auch Hr. Gebhart, will nicht in jedem Worte eine Anspielung sehen; er weist die ganze alte Erklärung, wonach die Helden des großen Romans bald Ludwig XII. und Franz I., bald Jean d'Albret und Antoine de Bourbon sein sollten, in's Fabelreich und sieht mit Recht in dem ganzen Werk eine allgemeine Satire gegen die Zeit und ihre vorübergehenden Schwächen, wie gegen die Menschheit und ihre permanenten Schwächen. Er unternimmt z. B. nicht alle fanfreluches antidotées — was übrigens keineswegs antidatées bedeutet, wie Hr. Fleury meint — zu erklären, sondern sieht darin nur Rabelais' Gefallen sich im Allgemeinen über die Astrologen, Weissager u. s. w. seiner Zeit lustig zu machen und sie zu persifflíren. War es aber auch nöthig, uns bei der Gelegenheit zwei Seiten von Nostradamus mit Anwendung auf Napoleon I. und Napoleon III. zu geben? Und damit komme ich auf den, ich hätte fast gesagt einzigen, Fehler dieser Analyse: Hr. Fleury hat sein XVI. Jahrhundert so wohl studirt, daß er in die Manie der damals modischen rapprochemens verfallen ist, die ermüdendste Manie der Welt. Dadurch wird sein Buch doppelt so lang als es nöthig wäre: er citirt uns, mitten in der Analyse, ganze Bruchstücke aus Plutarch,

der Sanitäts-Polizei dankbar dafür; aber es ist doch eben nicht Rabelais mehr, und das Monument verliert nicht nur von seinem Charakter, es verliert auch von seinem Werthe, was eigentlich eine Tautologie sein sollte.

Denn es ist eitel Heuchelei, zu sagen, die Verehrer Rabelais' nähmen die Unanständigkeiten mit in Kauf um anderer Schönheiten willen. Für die echten Rabelaisianer gilt das „nicht quoique, sondern parceque." Gerade die anstößigen Stellen sind diejenigen, welche sie am besten kennen, am liebsten anführen und nicht mit Unrecht, denn der Alte entwickelt darin eine unglaubliche Genialität und Virtuosität, am aufrichtigsten bewundern. Und da muß denn gesagt werden, was auch Guizot schon an seinen Landsleuten gerügt hat, daß

Lucian, Racine, Fénelon, Saint Simon, Boileau und sogar endlose Seiten von Victor Hugo's schwerfälligem Humor; ja einmal sogar eine ganze Seite des Herrn Perrot über den Werth der Morgenarbeit!

Vielleicht geht auch Hr. Fleury allzuweit in dem Aufsuchen des Planes (de l'enchainement rigoureux) des großen Phantasten; jedenfalls klingt es mehr als sonderbar, wenn er meint — und darauf beruht ja seiner Ansicht nach der ganze Plan und Gehalt des Werkes — die Frage Panurge's nach dem, was ihm in der Ehe bevorstehe, sei die Frage, ob man die Zukunft voraussehen könne; ob es fixe Gesetze in der Natur gebe, welches die Bestimmung des Menschen auf Erden sei u. s. w.? Daran hat Rabelais sicherlich nicht gedacht. Diese Entdeckung des Plans erlaubt ihm denn auch, ohne uns zu überzeugen, die Aechtheit des 5. Buches zu statuiren. Wie dem auch sei, diese Analyse ist als eine Ausgabe Rabelais' zum Gebrauch der Jugend und des schönen Geschlechts zu betrachten; und man ist erstaunt, wie viel künstlerisch und philosophisch Bedeutendes übrig bleibt, wenn man den schmutzigen Mönch so gewaschen vor sich sieht. Der Gelehrte seinerseits, vor Allem aber der Lernbegierige erhält über alle und

wohl in keiner andern Nation so viele Männer hoher Bildung und reifer Jahre sind, welche an der Zote um der Zote willen Gefallen finden, als in Frankreich. Das mag für Solche, welche nicht ganz mit dem französischen Leben vertraut sind, wohl etwas befremdend klingen, da ja keine Nation mehr Geschick im verblümten Ausdrucke und mehr Freude daran an den Tag legt, als gerade der Franzose im Salon, wo ihn der Fremde zumeist sieht. Ist man aber unter Männern und brennt die Cigarre, so kann der Franzose von heute, so gut wie

---

jede Frage, welche die Lectüre Rabelais' anregt, bestimmte, erschöpfende und immer interessante Auskunft.

Der großen Analyse geht ein einleitendes Kapitel über „Rabelais und sein Jahrhundert" und zwei Kapitel Lebensbeschreibung und über die „verschiedenen Schriften" vorauf, erstere ebenfalls nach Rathery; auf die Analyse folgen fünf Kapitel über die „Doctrinen Rabelais" — auch Hr. Fleury macht aus Rabelais keinen Ungläubigen; aber auch er übertreibt die Bedeutung von Rabelais' Erziehungstheorie — über die „Kunst Rabelais", ein Kapitel, das Schreiber dieses leider nicht unterzeichnen könnte, denn er ist nicht im Stande, diese große Kunst zu entdecken; über den „Styl, die Sprache und die Grammatik", das Beste, was meines Wissens noch darüber geschrieben worden, über die „Vorgänger und Nachfolger Rabelais'" und über den „Ruf Rabelais'". In letzterem vermisse ich verschiedene Urtheile deutscher Schriftsteller; ersteres ist ein geistreiches und feines Kapitel Literaturgeschichte, das freilich noch etwas vollständiger sein könnte. Man denke nur, daß auch hier Fischart fehlt oder doch nur im Vorübergehen nach Arnstädt angeführt wird! Die Sprache ist durchgehends einfach, anspruchslos, dabei belebt und geschmackvoll. Eine sehr vollständige und genaue Liste der benutzten Bücher steht an der Spitze des Werkes. Die Druckfehler sind leider sehr zahlreich, oft geradezu sinnstörend; die löschpapierne Ausstattung aber eines deutschen Verlegers von 1825 würdig.

der des sechzehnten Jahrhunderts, für den allein nach Herrn Fleury Rabelais sein Buch geschrieben haben soll, so rabelaisisch werden, daß einem Fremden Hören und Sehen vergeht. Und man sage doch ja nicht, es sei honneter, die Dinge beim Namen zu nennen, als sie witzig zu umschreiben oder durch Anspielung und Zweideutigkeit dem Hörer ein Lächeln abzugewinnen; der Einwand trifft nur scheinbar zu; in Wirklichkeit wird eine unanständige Natürlichkeit dadurch, daß ich einen durchsichtigen Vorhang davor ziehe, ein Spiel des Witzes und verliert somit ihre Materialität; es ist schon eine künstlerische Operation, meinetwegen die niederste, immerhin eine künstlerische. Wohl hatte Sainte-Beuve recht, wenn er zur Zeit seines grünsten Romantismus*) behauptete, „die Prüderie sei etwas Verderbliches in der Literatur, die Kunst heilige und reinige Alles, was sie berühre, selbst die Obscönität;" aber wenn nun die Kunst ausbleibt?

Auch das Reden von Rabelais' Gesundheit in der Derbheit ist nicht recht stichhaltig. Niemand, der den alten Satiriker von mehr als Hörensagen kennt, wird leugnen wollen, daß er eine durchaus gesunde Natur ist, daß in seiner Sinnlichkeit nichts Greisenhaftes, Corruptes ist; ja daß in seinem ganzen Buche nichts vorkommt, das unser moralisches Gefühl in Geschlechtsverhältnissen verletze. Das genügt aber künstlerisch keineswegs, und wir möchten ihm immer zurufen: Seien Sie etwas weniger unverdorben und waschen Sie sich

*) In der Vorrede zu seinem „Tableau de la poésie française au XVIe siècle."

etwas mehr. Freilich wenn die Corruption, die sittliche und die künstlerische, womit ich den Mangel an Naivetät bezeichnet haben will, wenn gar die Mittelmäßigkeit des Talentes auch noch zu dem Mangel an Anstand hinzukäme, wie bei unseren Baudelaire und Stecchetti, dann freilich wäre es noch weniger auszuhalten; aber wenn ein Bibbiena oder Macchiavelli, die sicherlich verderbter waren als Rabelais und in ihren Komödien Abgründe sittlicher Verworfenheit aufthun, von denen der Autor des „Pantagruel" vielleicht nichts ahnt, so haben sie ihre Gegenstände doch durch die Kunst in eine Sphäre gehoben, wo sie uns nicht mehr verletzen, während Rabelais mit Courbet'schem „Realismus", wenn auch mit unvergleichlicher angeborener Genialität, uns so recht absichtlich drunten hält; bei aller Gesundheit und Genialität kann man ja recht vulgär sein. Das aber ist Rabelais, vulgärer selbst als Smollet; er ist „Volk" und fühlt sich „Volk;" wir aber, die Gebildeten des neunzehnten Jahrhunderts — es wäre Affectation, es zu leugnen — sind nicht mehr „Volk." Wir fühlen uns keineswegs wohl im Kuhstall oder in der dampfigen Schnapskneipe; wir leben in einer gereinigten — wenn auch künstlich gereinigten — Atmosphäre. Vom Volk hat nur das Menschliche, das wir mit ihm gemein haben, ein Interesse für uns, in so fern es unmittelbarer und frischer bei ihm als bei uns, den Gebildeten, immer ein wenig Verbildeten, zu Tage tritt, wir uns selber darin unverdorbener wiedererkennen; das Menschliche, sage ich, aber nicht das Thierische: dies gehört der Naturwissenschaft an; die Kunst läßt

. . . im Staub die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.

Stößt man aber aus Rabelais „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit" aus, wäscht man den Pfarrer von Meudon — eine wahre Augias-Arbeit und am Ende doch immer eine Mohrenwäsche — so verschwindet eben, wie gesagt, auch der beste Theil dessen, was Rabelais zu Rabelais macht: der Humor und die Poesie, die bei ihm gerade in jenen Religionen am üppigsten und ungezwungensten wuchern. Denn es giebt auch eine Poesie des Schmutzes, wer wollte es leugnen? doch wird es erlaubt sein, zu erklären, daß man zu der Menschen-Kategorie gehört, welche dieselbe nicht goutirt. Ueberschlage ich doch auch die allzu parfümirten Kapitel des „Simplicissimus," wie ich die Straßen vermeide, in welchen gewisse nächtliche Operationen von etwas zu beleidigendem Realismus vor sich gehen.

Uebrigens ist's bei Rabelais noch lange nicht gethan mit dieser Reinigung. Es ist bei ihm auch noch eine solche Masse nicht unreinlichen, aber lästigen Gerölles und Gesträuches über und um den schönen Kern seines Gebäudes angehäuft — denn ein solcher Kern ist unbestreitbar da — daß es die mühseligste und langweiligste Arbeit der Welt ist, durchzudringen. Die Aufzählungen, Wiederholungen, haarspaltenden Schattirungen, eingeschachtelten Parenthesen nehmen so „naupengeheuerliche" Verhältnisse bei ihm an, daß selbst der unerschrockenste Leser davor zurückbeben oder darin stecken bleiben muß. Bald sind's 214 verschiedene Spiele, bald 100 verschiedene Gerichte und Getränke, dann wieder seitenlange

selbsterfundene Genealogien und wahre Rottenfeuer schlechtester Kalauer; oder es werden lange Reden gehalten, die mit unendlichen Citationen gespickt sind — man denke nur an des Advocaten Bridoye unmögliche Gelehrsamkeit oder an die Pyromantie, Hydromantie, Catoptromantie und andere hundert Mantien Her Trippa's, des Astrologen — oder aber es werden einem Menschen, wie beispielsweise dem Hofnarren Franz' I. Triboulet, nicht weniger als 210 Epitheta beigelegt; Quaremesprenant's Anatomie nimmt mehrere Kapitel ein, und die Beschreibung aller Tugenden des Pantagruelion (Hanf's) ist fast noch länger. Solcher athemraubender Listen und Litaneien aber enthält der Roman Hunderte, die natürlich auch von den devotesten Rabelaisianern überschlagen werden, immerhin aber den Weg verlegen. Dergleichen kommt auch bei größeren Schriftstellern vor, aber sie wissen immer Leben und Gliederung in solche Anhäufungen zu bringen, sie in Zusammenhang mit der Erzählung zu setzen, ihnen, indem sie sie in den Mund ihrer Personen legen, eine individuelle Farbe zu geben. Man vergleiche nur Sancho Pansa's und Sganarelles (im „Festin de Pierre") Sprichwörter mit der Reihe von siebzig Idiotismen, mit denen Rabelais gleich am Anfang des erstes Buches die Gewohnheiten des kleinen Gargantua aufzählt und wie dort überall Zusammenhang der Redeweisen unter sich und mit dem Voraus- und Nachhergehenden ist, während hier alle ganz zufällig aufeinandergehäuft sind. Dabei ist auch oft recht viel Geschmacklosigkeit, Schwerfälligkeit oder Puerilität des Witzes, eine ermüdende Pedanterie und Breite

selbst in dem, was nach Streichung von alledem noch übrig bliebe. Ja, auch wenn der redselige Pfaffe einmal einen guten Witz hat, so läßt er ihn sicherlich nicht los, bis er ihn zu Tode gehetzt, wie den Hirsch im Gleichniß; daraus entsteht denn wiederum bald nach jeder hellen Lache eine unbezwingliche Schläfrigkeit, und da die Fabel als Fabel keinerlei dramatische Neugierde, geschweige denn Spannung hervorbringt, die Personen meist eitel Abstractionen ohne alle Individualität sind, denen wir kein Interesse abgewinnen können, so wachen wir so bald nicht wieder auf.

Wohl stoßen wir oft auf herrliche, lebensvolle Schilderungen, tiefe Gedanken, wahre Poesie, aber auch sie werden uns immer wieder durch jene Auswüchse verdorben. Wer wollte die mächtige Genialität des Mannes leugnen? Die ciceronianische Cadenz gewisser Perioden, namentlich in den Prologen; jenes anmuthige Schaukeln der Sätze mit ihrem Parallelismus der Glieder, der an die attischen Redner erinnert; die Kühnheit der aristophanischen Wortbildung — wo sie nicht die Grenzen überschreitet? Denn oft begnügt sich Rabelais nicht, halbe Zeilen lange Worte zu bilden, sondern drei Zeilen lange, und zwar unverständliche, sinnlose, während Aristophanes' Composita immer einen klaren Sinn darbieten. Wer bewunderte nicht die Rubens'schen farbenreichen Bilder, die er vor uns heraufzaubert, sei es, daß er uns Grandgousier's Still-Leben vor dem flackernden Kamin (devant un beau, grand et clair feu) schildert, sei es, daß er die Peripetien des großen Sturmes erzählt, in dem Frère Jean sich so muthig-thätig, Panurge so furcht-

sam-erbärmlich, Pantagruel so ruhig-vornehm zeigen? Wer wollte nicht zugeben, daß es wenig Scenen von größerer Komik giebt, als die der Trauerfreude Gargantua's über die Geburt seines Söhnleins Pantagruel und den Tod seiner Frau Badebec, qui était la plus cecy, la plus cela qui fust au monde; daß wenig eindringlichere Satiren geschrieben worden, als die gegen Pikrochole's Höflinge und Schmeichler; daß neben den allegorisch allgemeinen Figuren eines Ponokrates, eines Epistemon und so vieler Anderer die lebensvollen Porträts der, freilich nicht zahlreichen Hauptfiguren, vor Allem Frère Jean's und Panurge's, sich mit wunderbarem Relief von der Leinwand abheben? Aber alles das ist zu theuer erkauft! Ein gewisses Verhältniß muß doch bestehen zwischen der Mühe und der Zeit, welche das Aufmachen einer Nuß mit allen ihren schmutzenden, zähnebrechenden und klebrigen Schalen erfordert, und dem Kerne, der drin steckt, oder gar dem Tropfen, den man aus diesem Kerne gewinnen kann. Und hier sieht man erst, was die französische Literatur jenem siebzehnten Jahrhundert schuldet, über dessen Pedantismus und Akademismus heutzutage so viel gejammert wird, gleich als habe es den französischen Genius entmannt, während es ihn doch gerade durch Auferlegung einer weisen Disciplin und eines mäßigen Regimes verhindert hat, sich durch Ausschweifungen vor der Zeit zu erschöpfen, und so erst in den Stand gesetzt, lebensfähige, unsterblichen Lebens fähige Werke zu zeugen.

II.

Das sechzehnte Jahrhundert war auch in Frankreich eine Zeit der Gährung; ja sie hatte mehr als irgendwo sonst den chaotischen Charakter einer Sturm- und Drangperiode. Die Renaissance aber, wie wir sie bei Rabelais und selbst noch bis zu einem gewissen Grade bei Montaigne und Regnier sehen, war, es ist hundertmal gesagt worden, eine Emancipation des Fleisches zugleich und der Vernunft von den Banden der kirchlichen Satzung, welche beide geknechtet hatte. Bei Rabelais nun ist der Ausbruch des befreiten Sklaven am lautesten und scheinbar auch am keckſten; man fühlt sofort, aus ihm spricht nicht nur die Zeit, sondern die eigene persönliche Erfahrung: der Mönch, der unter der Leib und Geist tödtenden Regel des Klosters geschmachtet, den ganzen Abgrund von Ignoranz und Schlechtigkeit ermessen, zu dem der Bruch mit der Natur am Ende hatte führen müssen; man fühlt die Wollust, mit welcher er das Kind mit dem Bade ausschüttet, alle äußeren Conventionen und Traditionen zugleich mit Füßen tritt, wie in wilder Orgie den Sinnen und bis zu einem gewissen Grade auch der Vernunft die Zügel schießen läßt. Keine Autorität ist ihm heilig, sofern sie nicht die Macht hinter sich hat: die Decretalen, welche seinem Geiste zu gebieten sich vermessen, so wenig wie die Umgangsformen, die seinen Trieben Schranken auferlegen wollen; er freut sich seiner Freiheit wie ein losgelassenes Füllen im Grünen, schlägt Purzelbäume wie der Knabe, der aus der Schule kommt, schneidet Gesichter, streckt die

Zunge heraus, macht unanständige Geberden wie ein Clown auf dem Jahrmarkt; vor Allem aber reizt ihn die verbotene Frucht. Alles will er genießen, bis zur Hefe genießen, und von allen seinen Genüssen will er reden; Alles will er wissen, von Grund aus wissen; Alles aber, was er weiß, muß heraus: ein Faust eben, der Mönch gewesen, anstatt Professor. Daher die unvergleichliche Fülle: er läßt nichts ungesagt, was in ihm gährt, ist eine Welt voll strotzender Kraft. In seinem Roman erscheint die Renaissance wie der bacchische Triumphzug der Natur, die zum Himmel jauchzt, der wilde Siegesgesang des Geistes, der dem Besiegten kein Quartier zu geben droht — nur droht. Vor nichts steht er still: Kunst, Religion, Wissenschaft, alle Wissenschaften, der Staat selber sollten erneuert, zur Quelle, zur Natur zurückgeführt werden. Die Alten leuchteten voran auf diesem Wege, und ihre Leuchte war kein täuschendes Irrlicht. Ihren Spuren folgend, glaubte man Alles ergründen, Alles sich aneignen zu können. Rabelais selber, ein plebejischer Pico della Mirandola, besaß alles Wißbare seiner Zeit — Philosophie, Theologie, Medicin, Philologie, Astronomie, Mechanik, Geschichte, Geographie — und das Alles wollte er zeigen, freute sich daran wie ein Kind. Aber auch der Sinne wollte er sich freuen: nicht mehr hinter den Klostermauern und versteckt, offen vor der ganzen Welt sollten die Gläser klirren, der Wein fließen, die vollbusige Schöne auf seinem Schooße die drallen Arme um seinen feisten Hals schlingen; ein Jordaëns'sches Bild: Was die Natur thut, das ist wohlgethan; sie ist die Unfehl-

bare, und alles Natürliche ist schön. Das sollte bald anders werden.

Wohl setzte das siebzehnte Jahrhundert die geistige Bewegung der Renaissance fort, und mit Bacon und Galilei gab es Newton und Leibnitz die Hand; aber es that es mit Methode, wo das sechzehnte Jahrhundert planlos vorwärts gestürmt war; und die Nothwendigkeit des Gesetzes schien ihm eine so dringende, daß es Alles, auch die Triebe des Menschen, seiner Herrschaft unterwerfen wollte: die Absolutie des Gesetzes, die man staunend im Weltall gefunden hatte, sollte auch die Gesellschaft und das Gewissen des Einzelnen regeln. Ebenso in der Kunst, der Poesie. Molière und Racine reagirten keineswegs gegen die literarische Bewegung des vorigen Jahrhunderts, sie setzten sie fort, gerade wie Descartes und Pascal die wissenschaftliche Bewegung fortsetzten; aber auch sie verfuhren nach Methode, suchten die Autorität wiederherzustellen, frei zu sein unterm Gesetze. Descartes wie Pascal, wie Newton und Leibnitz sind freilich keine Campanella und Giordano Bruno, sie sind aber darum noch keine Scholastiker: sie unterwerfen sich dem positiven Glauben, aber sie lassen sich nicht von ihm hemmen in der Erforschung der Wahrheit. So in der Literatur. Die Alten wurden Autorität, aber man fühlte sich ihnen nur zu freiem Dienste verpflichtet; Maß und Geschmack waren fortan die Gesetze, aber Gesetze, ohne welche die Kunst an Plethora zu Grunde gegangen wäre.

Es heißt die Dinge ganz äußerlich auffassen, wenn man sagt, diese ganze Revolution sei von den Damen,

insbesondere vom Hôtel Rambouillet, ausgegangen, welche jetzt erst zu lesen angefangen und deshalb Decenz gefordert hätten. Ich will gewiß den Einfluß des Hôtel Rambouillet nicht unterschätzen, weil er wie jede Reaction zu weit gegangen ist und durch seine Uebertreibung dann die Satire Molières herausgefordert hat; aber er war doch nur Ein Alliirter unter Hunderten, und er muß auch nicht überschätzt werden. Lange vor der Marquise v. Rambouillet lasen in Italien Isabella von Gonzaga, in Frankreich Margarethe von Navarra und beschützten Poesie und Poeten; doch die Geschichte berichtet nicht, daß sie Decenz forderten. Es ist eine Thatsache, daß, wie Rabelais nicht für die Frauen geschrieben, er sie auch nicht in sein Buch eingeführt (mit Ausnahme von Panurge's Edeldame in Paris); aber das geschah keineswegs aus Schonung für das zarte Geschlecht, sondern weil der Mönch „es weder kannte, noch achtete," wie Herr Fleury selber zugiebt. Aber wäre es ihm auch in den Sinn gekommen, „bei edlen Frauen anzufragen, um zu wissen, was sich ziemte," ich fürchte, die edlen Frauen seiner Zeit und seines Landes hätten ihn weniger gut berichtet, als Eleonore von Este den armen Tasso. Die Revolution, welche den Anstand in die Sitten einführte, drang in Frankreich erst ein halbes Jahrhundert später als in Italien durch; aber sie war hier so wenig wie dort eine Folge der Frauenemancipation, sondern fand bei beiden Geschlechtern zugleich statt. Die Wahrheit ist, man war nachgerade der Zügellosigkeit und Anarchie der Natur ebenso überdrüssig wie der Licenz des Geistes, und so legte man ihr den Zaum

an und suchte sie zu dressiren. Will man sich aber überzeugen, was die französische Literatur dabei gewonnen, was sie dabei eingebüßt hat, so vergleiche man, was Lafontaine, Molière, Racine (in den „Plaideurs") dem Rabelais entlehnt und was sie aus dem Entlehnten gemacht haben, mit dem, was Rabelais selber gegeben, und dann sage man noch, die Zucht verderbe die Natur! Nicht etwa weil Rabelais wirklich reicher wäre, als Lafontaine, Molière und Racine, finden wir bei ihm einen solchen Ueberfluß an Einfällen und Wortbildungen, an Farben und Arabesken, sondern weil er mit seinem Reichthum nicht hauszuhalten wußte, wie seine Nachfolger. Nicht die poetischen Einfälle machen den großen Dichter, sondern das Festhalten, die poetische Vertiefung, die künstlerische Verwerthung des Einfalls.

Sind aber Rabelais' Conceptionen wirklich so tief und neu, sind sie wirklich mit so viel Kunst dargelegt, als gewisse Bewunderer es uns glauben machen möchten? Was den großen Plan anlangt, so muß ich gestehen, daß der neueste Commentator mich nicht überzeugt hat. Wir wissen fast mit absoluter Sicherheit, daß Rabelais zuerst das Buch des Pantagruel schrieb, welches jetzt die zweite Stelle einnimmt, dann den Gargantua, der eine Art Wiederholuug jenes Buches ist, wenn es auch für gelungener und reicher erklärt werden muß, als das Original. Erst gegen Ende des dritten Buches (des zweiten des Pantagruel) kommt die Rede auf Panurge's Heirath und seine Aussichten, welche nach Herrn Fleury den allegorischen Kern des Ganzen bilden; und erst im vierten Buche fängt die methodische Orakel-Befragung

an. Das vierte Buch ist aber auch das letzte authentische, denn vom fünften sind erwiesenermaßen nur einige Episoden von Rabelais. Der ganze vielgepriesene Plan existirt also im Grunde nur in Einem Buche des Romans, und nicht im poetisch gelungensten. Die Wahrheit ist, daß Rabelais ein Humorist im vollen Sinne des Wortes war — der größte, ich hätte fast gesagt der einzige Humorist der französischen Literatur — und daß er keinen andern Führer kannte, als diesen Humor, die Laune. Der dünne Faden seiner Erzählung wird alle Augenblicke fallen gelassen oder bricht einfach ab; der Dichter bummelt sorglos in den belebten Straßen seiner Zeit herum, tritt heute in einen Laden und schäkert mit dem Ladenmädchen, morgen in eine Kneipe und kneift der Kellnerin in die Wange; dann wieder geht's in eine Bücherei — Gott bewahre uns, mit ihm hineinzugehen; von der Bibliothek St. Victor schenkt er uns keinen Büchertitel — oder aber in einem Hörsaal der Sarbonne, um einer Vorlesung oder einer Disputation beizuwohnen und darüber seine Witze loszulassen, manchmal sogar ins Hospital und die Anatomie, denn der Bummler ist auch Mediciner, und er ist nicht der Mann dazu, mit seinen Kenntnissen hinterm Schild zu halten. Auch in Klöstern, Kirchen, Schlössern spricht der Spaziergänger ein, wenn er gerade daran vorüberkommt; aber daß er ein Programm hätte für seinen Nachmittags-Spaziergang und ein Ziel, das macht man mich nicht glauben, und die Thatsache, daß er zufällig einem Abenteuer oder einem Problem einmal ein paar Tage hinter einander nachgeht, beweist so gut wie gar nichts.

Ist nun dieses Problem wirklich ein so tiefes, als man oft behauptet, und birgt der wörtliche Sinn einen allegorischen? Daß alle die verschiedenen Inselbewohner, bei denen Panurge sich Raths erholt, allegorisch gemeint sind, daran ist kein Zweifel; denn die Allegorie ist so durchsichtig, daß man meist nur die Namen zu übersetzen braucht, um den Schleier zu lüften; daß aber die Frage, welche Panurge an die verschiedenen Orakel stellt, die Frage, ob er Hahnrei werden wird oder nicht, in Wirklichkeit die Frage nach dem Menschengeschicke bedeute, nach der Existenz unumstoßbarer Gesetze, welche auch das Menschengeschick regeln und voraussagen lassen, daran hat Maître François sicherlich nie gedacht. Eher schon ist der endgiltige Bescheid, den Panurge von der „göttlichen Flasche" erhält, und zwar charakteristischerweise in der Muttersprache der Trinker, im Deutschen, erhält — eher schon ist der gute Rath: „Trink!" in allegorischem Sinne gemeint. Zerbrich dir nicht den Kopf über die Zukunft und genieße den Augenblick: Trink! das ist das Wort Rabelais' und der Renaissance, wie Rabelais sie auffaßte — das uralte Wort Sardanapal's. Auch eine so wenig neue Wahrheit darf und kann der Dichter illustriren; aber dann eben so, daß sie, Dank seiner Kunst, neu erscheine, was bei Rabelais nun einmal nicht der Fall ist. Ganz anders ist es mit den anderen Einfällen des Dichters, welche unendlich viel mehr Werth haben, als dieser so laut ausposaunte „Grundgedanke" des Romans. Rabelais hat sich amüsiren wollen auf Kosten der Pedanten, der Pfaffen, der Charlatane, der Weissager, der Höflinge

und Lanzknechte, er hat sich über Scholastik und Astrologie, über Medicin und modische Poesie lustig gemacht und überall den gesunden Menschenverstand vertheidigt gegen verknöcherte Ueberlieferung oder phantastische Schwärmerei; darin liegt seine individuelle wie seine nationale Bedeutung, nicht in tiefen und originellen Gedanken, denn er ist bei aller Extravaganz viel zu sehr Franzose, um an Paradoxen sein Gefallen zu finden oder sich zu erlauben, Gedanken auszusprechen, die als Paradoxe erscheinen könnten.

Auch die berühmte Erziehungs-Theorie Rabelais', der Herr Guizot ein ganzes Capitel und ein Deutscher, Herr Arnstädt, ein ganzes Buch gewidmet, ist im Grunde weder besonders tief, noch irgendwie originell. Es ist einfach, was der gesunde Menschenverstand einem Jeden sagt: nämlich, daß man nicht den Geist auf Kosten des Körpers ausbilden soll, daß Leibesübungen in der Erziehung ebenso nöthig sind, als Geistesübungen, daß man einem wachsenden Knaben Speise und Trank nicht zu knapp bemessen darf; daß man die Zeit wahrnehmen solle und „Ordnung nur lehre Zeit gewinnen;" daß es nicht aufs Wissen, sondern aufs Lernen ankomme; daß das Beobachtungsvermögen und das Gedächtniß zuerst, dann das Nachdenken geübt werden müsse; daß das mechanische Sichaneignen von Kenntnissen keinerlei Werth habe; daß Alles von der Methode abhänge, diese aber auf ein Turnen des Verstandes hinauslaufen müsse; daß die alten Sprachen die besten Instrumente seien, den Verstand daran zu üben, die alten Schriftsteller die größten Lehrmeister, wenn man zur Wahrheit gelangen

wolle u. s. w. Das sind nun doch alles Dinge, die sich jeder Verständige und Freie von selbst sagt, wenn er über die Frage nachdenkt, und es heißt wirklich von Gargantua's und Pantagruel's Erziehungsplan — wenn er überhaupt für Nichtmillionäre und in Tagen von weniger als 100 Stunden ausführbar wäre — allzuviel sagen, wenn man behauptet, Rousseau, Pestalozzi, Basedow und wer nur je über Erziehung geschrieben, habe hier seine Anregung erhalten, hier seine Mutter-Ideen geschöpft. Nein, wenn der Ideenreichthum eines Romanschreibers nach den in seinem Buche niedergelegten allgemeinen Gedanken und nicht vielmehr nach der ganzen Weltauffassung, sowie der Schilderung der Zustände, der Personen und ihrer Handlungen geschätzt werden müßte, so wäre das Gepäck Rabelais' eben nicht so absonderlich groß. Ja, selbst das Ideal des Lebens, welches dem Pfäfflein vorschwebt, die Abtei von Thélème, ist am Ende doch nur ein rechtes Pfaffen-Ideal, ein Schlaraffenland, wo man „thun kann, was man will," zum Beispiel seine heidnischen Autoren lesen, ohne Furcht, vom Prior gehänselt zu werden; nicht gezwungen ist, um 4 Uhr Morgens aufzustehen und halb ausgeschlafen leere Gebete zu murmeln; wo man tagsüber — o, wie sympathisire ich hier von Grund meiner Seele mit Rabelais! — nicht vom ewigen Glockengeläute gepeinigt wird; gut ißt und trinkt, im Nothfall auch ein wenig liebelt (denn es ist auch ein Nonnenkloster in Thélème), aber unter der Bedingung, zu heiraten und dann — die Abtei zu verlassen. Es handelt sich weder um ein beschauliches Einsiedlerleben, noch um ein thätiges Mit-

arbeiten an dem großen Werke der befreienden Wissenschaft, oder an Unterricht und Volksbildung, oder auch nur an Vermehrung des National-Reichthums durch Gewerbe oder Ackerbau. Wer gewisse reiche Klöster Italiens besucht, z. B. die Karthause bei Florenz, wo zwölf reiche Mönche, jeder mit einer kleinen Wohnung von vier Zimmerchen nebst Gärtchen und prachtvoller Aussicht, bedient von Hunderten von armen Brüdern, ihre unfruchtbare Existenz zusammen führten, braucht diese hocharistokratischen Forderungen nur in jedem Sinn zu verzehnfachen, und er wird das Ideal Rabelais' haben: eine Gesellschaft reicher Junggesellen, die von der Stiftung und von dem, was ihre Familien ihnen mitgeben, flott leben, jagen, fischen, schwimmen, Karten und Komödie spielen, auch lesen und studiren, wenn sie gerade Lust dazu haben, umgeben von einem Heer von Schneidern, Schustern, Haarkräuslern, Goldschmieden, Tapezierern, Musikanten und anderen dienstbaren Geistern, das ist das Ideal Rabelais', wie er es aus mittelalterlichen Ueberlieferungen, Reminiscenzen des classischen Alterthums und persönlichen Gewohnheiten zusammengebaut: ein Ideal, an dem aber doch blitzwenig Ideales ist, sei's daß man's mit der wahren Kloster-Idee des Katholicismus, sei's daß man's mit den Träumereien der St. Simonisten und Fourieristen vergleicht, und dies bringt uns auf den letzten Punkt, der zu erwägen wäre.

Ist nämlich so der Ideengehalt des Romans, wenn auch sicherlich nicht ärmlich, so doch auch keineswegs von so überwältigenderem Reichthum, als beispielsweise

der Ideengehalt des „Don Quixote“ oder der Montaigue'schen „Essays,“ so hat andererseits auch die hinter dem Werke stehende Individualität des Verfassers nichts von dem unwiderstehlichen, obgleich so ganz verschiedenartigen Zauber, der Cervante's und Montaigne's Personen umgiebt. Rabelais ist gesund, sagt man, und hat nichts Corruptes an sich, und ich habe die Wahrheit dieser Bemerkung schon zugegeben; aber ich muß auch von dem Menschen wiederholen, was ich von seiner Poesie gesagt: es fehlt ihm durchaus an Noblesse. Die zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen, Frère Jean wie Panurge, geben sich in Bezug auf Rohheit wenig heraus, und daß die Beiden zusammen des Pfarrers von Meudon Selbstporträt, von vorne und von der Seite gesehen, ausmachen, daran ist kaum zu zweifeln, wenn man die Liebe sieht, mit der er sie ausmalt: so genau kennt man nur sich selber, und die Art von Schwäche, die Rabelais für die Beiden, namentlich für Panurge hat, sieht ganz aus wie eine Vaterschwäche für den ungerathenen Sohn. Selbst die brutale Weise, in der fast alle practical jokes des Lustigmachers endigen — die Gefoppten büßen meist noch obendrein ihr Leben dabei ein — scheint den guten Papa nicht besonders zu erregen; er meint, das gehört dazu, und hat keine Ahnung, wie solche Tragik Einem die Komik verdirbt. Wie human und fein sind dagegen Shakespeare's derbste Scherze mit Falstaff oder Malvolio! Wie zartfühlend sind selbst ein Lazarillo de Tormes und ein Gil Blas im Vergleich mit diesem ihrem Vetter Panurge! Es versteht sich wohl von selbst, daß ich mit dieser Familien-

Aehnlichkeit zwischen Rabelais und seinen Personen nicht sagen will, Rabelais habe gestohlen, gelogen und betrogen wie Panurge, Händel gesucht, geprügelt und gekneipt wie Frère Jean; aber etwas von der polternden Klopffechterei des Einen und der Furchtsamkeit des Andern, der derben Gemüthlichkeit Beider war in ihm. Man verfolge Rabelais' Lebenslauf, man lese sein Buch mit Aufmerksamkeit, und man wird die Züge seiner zwei Freunde leicht wiederfinden. Manchmal möchte er dem Ideal, wie er's von weitem sieht — eben kein hohes Ideal, immerhin ein Ideal — manchmal möchte er Gargantua und Pantagruel nacheifern; aber da regt sich die Bequemlichkeit und die Lust am ungestörten Lebensgenuß, da regt sich vor Allem die Furcht, und der Idealist wird auf einmal wieder ein recht kluger und umsichtiger Realist. Er hat die Kutte abgeworfen, aber ganz aus der Kirche zu springen, wie Dr. Martin Luther, wagt er doch nicht; er läßt sich eine fette kleine Pfründe geben. Er schielt anfangs nach Calvin hinüber, aber unterwegs kehrt er um und küßt dem Papst den Pantoffel; denn er fühlt sich nun einmal nicht zum Blutzeugen geboren, er ist Freidenker jusques au fagot exclusivè. Er geißelt die Großen, ihre Verschwendung und Willkür, ist aber recht zufrieden, wenn ihn ein solcher Großer und keineswegs der Besten Einer in seine Dienste nimmt und vor den Folgen seiner losen Zunge schützt.

Und es wird ihm leicht, so zurückzugehen, weil er im Grunde doch keine recht warmen Ueberzeugungen hat; die Schranke, die er im Ausdrucke nicht kennt, hat er im Grunde seiner Seele: Rabelais ist nicht ganz

befreit; in der innersten Falte seines Herzens trägt er noch die Spuren der Kette, hegt er die Furcht vor neuer Gefangenschaft. Der so maßlos Scheinende ist im Wesentlichsten eigentlich fast gemäßigt; er vertritt darin eine ganze Classe seiner Landsleute, deren Glaubensbekenntniß nicht viel über einen gütlichen Vertrag zwischen Convention und gesundem Menschenverstand hinausgeht. Er hat, wie sie, eine gewaltige Antipathie gegen Alles, was nach Metaphysik schmeckt; man hat aus ihm bald einen Peripatetiker, bald einen Akademiker machen wollen, während er doch von Aristoteles und Plato nur annahm, was ihm in seinen kleinen eklektischen Kram paßte, in dem der einfache liebe Gott der Tradition unbestritten herrschte. Das Papstgötzenthum war dem Erfinder des Papimanenlandes ein Gräuel; aber sollte er darum mit der Kirche brechen, deren höchste Obrigkeit in Rom saß? Da war der Gallicanismus doch viel bequemer; man blieb Katholik und konnte doch noch Franzose bleiben; man verlängerte die Kette, ohne sie zu brechen, wie die Herren Lutheraner. Die Wissenschaft ist ihm wie vielen und nicht den schlechtesten seiner Landsleute ebenfalls kein Priesterthum im Dienste der Wahrheit. Rabelais ist so wenig Forscher, wie er ein Denker ist; er ist ein Neugieriger (un curieux), der von Allem nascht, sich keineswegs bei Halbkenntnissen oder unbestimmtem Wissen um die Dinge begnügt, sondern was seine Neugierde reizt, auch ganz zu erkennen sucht; aber nicht, um es als organisches Glied einzuordnen in ein wissenschaftliches System oder um es als Staffel zu brauchen, um weitere Sprossen nach dem Wahrheitsziele zu erklettern,

sondern um es als ein Stück mehr in seiner Raritäten-Sammlung aufzuheben; neun Zehntel der gebildeten Franzosen sind noch heute Collectionneurs und Connaisseurs.

Auch im Staat fand Maître Rabelais nicht Alles zum besten bestellt; aber er kam früh zur Einsicht, daß man dergleichen besser den Leuten überläßt, deren Amt es ist, was ihn nicht hinderte, von Zeit zu Zeit einzusprechen und seinen guten Rath anzubieten, vor Allem aber Alle, die im Amt sitzen, echt französisch für Spitzbuben oder Schwachköpfe zu erklären, factisch aber sie gewähren zu lassen. So kann er sich weder dazu entschließen, das „Weltwirrwesen" zu belachen, noch es zu verachten, noch es zu bekämpfen, noch eine Rolle darin zu übernehmen, noch es einfach zu beschauen und am „farbigen Abglanz" seine Freude zu finden — er möchte gern alles das zugleich thun, und so will ihm keines recht gelingen: es fehlt ihm eben an Charakter und an der Zucht, die den Charakter ersetzt; es bleibt also nur das Temperament, das gesunde, kräftige, überreiche, lebensvolle Temperament. Mit diesem allein, möchte man sagen, hat er sein Werk geschrieben, das strotzt von Leben und Fülle, die des äußern Maßes wie der inneren Seelenwärme entbehrt. Diese Vitalität ist sein großer Werth, diesen — und den historischen Werth als Denkmal des Jahrhunderts — wird es immer behalten; aber das genügt nicht Allen, und wer den höchsten Ausdruck der Renaissance zu kennen wünscht, wird wohl thun, ihn anderswo zu suchen; was er hier findet, ist nur Eine Seite der Renaissance.

In jener schönen Vorrede zum „Gargantua," die am Eingange des großen Werkes steht, ruft Rabelais dem Leser zu: „Habt ihr je einen Hund gesehen, der einen markigen Knochen erblickt? Habt ihr ihn gesehen, so habt ihr bemerken können, mit welcher Andacht er ihn belauert, mit welcher Sorgfalt er ihn überwacht, mit welcher Inbrunst er ihn festhält, mit welcher Vorsicht er ihn angreift, mit welcher Liebe er ihn zerbricht und mit welchem Fleiß er ihn aussaugt . . . Nach seinem Beispiele nun sollt ihr klug sein im Spüren, Riechen und Schätzen dieser schönen Bücher hohen Fettes (de haulte gresse), sollt leicht sein im Geschäft (au prochaz) und keck im Zugreifen; dann durch wißbegieriges Lesen und häufiges Nachdenken den Knochen zerbrechen und das substantive Mark daraus saugen, mit der sicheren Zuversicht, scharfsichtig und muthig bei besagtem Lesen zu werden; denn in selbigem werdet ihr ganz andern Geschmack finden und verborgenere Lehre, welche euch gar hohe Sacramente und furchtbare Mysterien offenbaren wird, sowohl in dem, was unsere Religion, als was den Staat und die Wirthschaft anlangt." Ich und mit mir Viele, in deren Namen ich reden zu dürfen glaube, haben gefunden, daß das „schöne Fett," das zweifelsohne drinnen steckt, nicht reichlich, nicht wohlschmeckend, nicht nahrhaft genug ist, um uns die Hände mit dem Knochen zu beschmutzen und die Zähne daran auszubeißen. Anderen sei es unbenommen, anders darüber zu denken.

Torquato Tasso.

„Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht," sagt Leonore von Sanvitale über Florenz, „Ferrara ward durch seine Fürsten groß."

Die echte Fürstenstadt in der That, und die erste: ein Stuttgart, ein Karlsruhe des 15. Jahrhunderts; ein Palast, um den sich eine Stadt baut, wie in Versailles, aber ein Palast, den wuchtige Thore verschließen, hohe dicke Thürme vertheidigen, tiefe Gräben umziehen. Die Idee der modernen Monarchie ist hier unter Gefahren entstanden, ist hier kämpfend gewachsen, hat sich hier trotz mächtiger Feinde zur schönen Blüthe entfaltet; freilich barg die Blüthe auch das Gift und reifte nie zu der Frucht, welche sich anderwärts aus ihr entwickelte, der Frucht des modernen Nationalstaats.

Von allen Fürstenhäusern Italiens war das der Este das einzige, welches alle Bedingungen einer nationalen und legitimen Dynastie in sich vereinigte: es war das älteste aller regierenden Häuser, es war italienischen Ursprungs, es war aus dem Feudaladel hervorgegangen. In allen übrigen monarchischen Staaten Italiens stammten die Fürstenfamilien von fremden Eroberern, bürgerlichen Emporkömmlingen oder glücklichen Abenteurern her; und dieser ihr Ursprung ging meist nicht über das 15. Jahrhundert zurück, d. h. er war zur Zeit der Renaissance noch ein Selbsterlebtes für die meisten Italiener. Alle tragen den Charakter der Tyrannis;

für legitim galten nur die Regierungen des Papstes, die überlebenden Republiken und — das Herzogthum Ferrara. Früh hatten die Este, ähnlich wie die Capetinger, durch Gewalt und List, Erbschaft und Heirath, klugen Geiz und klügere Verschwendung ihre Macht erweitert, ihr Ansehen befestigt, die Meinung bestochen. Von Petrarca bis auf Ariosto, von Guarino dem Humanisten bis auf Guarini den Dichter, von Bojardo bis auf Bembo hatten die ausgewählten Geister dieses Jahrhunderts sich an der Sonne von Ferrara erwärmt, ihren Glanz gepriesen. Auch das Verhältniß des dienenden Adels zum Fürsten war hier schon hundert Jahre vor Tasso ein ganz ausgebildetes. So ward der kleine Hof von Ferrara erst das Vorbild aller übrigen Höfe Italiens; dann empfing Madrid mittelbar, über Neapel, den Einfluß und suchte das spanische Ideal nationaler und religiöser Einheit mittelst der in Italien ausgebildeten Organisation zu verwirklichen. In St. Germain und Versailles wird nun dieses monarchische Ideal, dessen Wesen spanisch, dessen Gestalt italienisch ist, ein selbstbewußtes, durchdachtes, das man systematisch durchzuführen unternimmt. Nur hier gelingt es ganz; die Uebersetzungen in's Englische und Deutsche, welche Karl II. und Königin Anna, Friedrich I. und August der Starke, welche hundert andere versuchen, bleiben hinter dem Original zurück, obschon in allen noch die Familienähnlichkeit mit den Ahnen in Ferrara lebt. Der größte Dichter der neuen Zeit schaut die letzte Blüthe der dem Untergang geweihten Flora; er entwirft ein Bild davon, das treuer und lebendiger nicht gedacht werden konnte,

und giebt ihm die heimische Erde von Ferrara zum Schauplatz: ich meine Goethe und seinen Tasso.

Man ist wohl davon zurückgekommen, Goethe Mangel an historischem Sinn vorzuwerfen; allein man ist noch nicht dazu gelangt, ihn als den deutschen Dichter anzuerkennen, der mehr als alle andern den rückwärts gekehrten Seherblick des Historikers besaß. Kaum in Götz und Egmont aber ist die klare historische Anschauung und objective Wiedergabe wunderbarer als in Tasso. „Trägt der Dichter nicht die ganze Menschheit mit allen ihren Verhältnissen in seiner Brust?“ fragt Klinger's Dichter auf des Weltmanns Zweifel an seinem Verständniß des öffentlichen Lebens, und wer hätte sie vollständiger in sich getragen als Goethe? Man hat gesagt, er habe Weimar mit italienischen Namen geschildert: das ist nur insofern wahr, als eben in Weimar das Wesen des ferraresischen Hofes noch einmal auflebte; die ganze Gestalt dieses Lebens aber gehört Italien, gehört dem 16. Jahrhundert an. Nicht allein das Kostüm, die zufälligen Thatsachen, die vertheilten Rollen, die Zeichnung der ganzen politischen Lage der Halbinsel sind von seltener historischer Genauigkeit, (man denke nur an Antonio's Schilderung des römischen Treibens) auch die Gefühle und Gedanken sind die eines Jahrhunderts, wo die Kunst die höchste, Alles durchdringende Thätigkeit ist, einer Nation, in der aufbrausende Leidenschaftlichkeit und reizbarste Empfindlichkeit stets mit natürlicher Anmuth und stillschweigender Anerkennung der gezogenen Gesellschaftslinien wie des gegebenen Glaubens Hand in Hand gehn: ja der ganze Sigisbeismus des folgenden Jahrhunderts

ist schon in seinem edelsten Kerne hier im Voraus angedeutet. Wenn das Alles nicht den schärfsten Sinn bekundet für die Geschichte und was sie bewegt, so wüßte ich wahrlich nicht zu verstehen, was man unter Geschichte verstanden wissen will.

Als Torquato Tasso, ein einundzwanzigjähriger Jüngling (1565), an den Hof von Ferrara kam, war dieser schon in seiner Nachblüthe. Die Sitten waren milder, als zur Zeit Ariost's; die Hand fuhr nicht mehr so rasch nach dem Dolche; die feine, wie die grobe Zote, an der sich noch des ersten Alfonso's Schwester, die geistreiche Isabella Gonzaga und ihr geistlicher Bruder, Cardinal Hippolyt, so gerne erfreut, wäre von den Schwestern Alfonso's II., Lucrezien und vornehmlich Eleonoren, nicht mehr geduldet, geschweige denn genossen worden; die gesetzgeberische Thätigkeit der Akademien hatte schon begonnen und ihre Wirkung auf Sprache, auf Gedanken nicht verfehlt. Auch in geistlichen Dingen verstand man keinen Spaß mehr, wie zu den Zeiten Messer Lodovico's; Reform und Tridentinum hatten bitteren Ernst in die Religion gebracht; die Macht des Fürsten endlich war eine unumschränktere geworden, seit die letzten Reste des Vasallenthums unterdrückt waren; selbst die Willkür- und Gewaltthat des Monarchen — und Alfonso II. ließ es an solchen nicht fehlen — nahm den Charakter der Gesetzlichkeit an: eine gefällige Justiz räumte die Unbequemen weg, welche ein Jahrhundert früher vom Bravo aus der Welt geschafft wurden.

In solchen Zuständen war Nichts, das Tasso hätte verletzen können. Sohn eines alten Höflings und von

reinstem Adel, brachte er die zwei ersten Erfordernisse zum ehrenvollen Hofdienste mit auf die Welt. Eine sorgfältige, durchaus classische Bildung hätte es ihm möglich gemacht, den ersten Platz in der strengsten Akademie einzunehmen. Von enthusiastischer Frömmigkeit, war er doch der alten Kirche durchaus treu, und, keineswegs zum Grübeln über ihre Satzungen aufgelegt, brauchte er das Loos Renatens von Frankreich nicht zu befürchten, welche weder das Andenken des mächtigen Vaters, noch das des Gatten vor der Verbannung durch den eigenen Sohn schützte, da sie der neuen Lehre huldigte. Eine hochgespannte Natur, welche Liebe und Freundschaft gleich der Dichtkunst nur als reine hohe Flamme zu empfinden vermochte, fühlte sich der junge Tasso in Gesellschaft der schon reifen Lucretia und der kränkelnden Eleonore, der „Schülerin des Plato," in einer Region, wo alles Gemeine schwand; anerkennungsbedürftig schlürfte er hier den vollen Becher feinsten und berauschendsten Lobes, kredenzt von zartesten Händen. Und doch ging er zu Grunde. Das Ausschlaggebende für das Glück des Menschen ist eben weder Geist, nicht einmal immer der Charakter, noch weniger die Umstände, sondern das Temperament. Und furchtbar hatte das Geschick den armen Tasso heimgesucht. Welches auch das Unrecht Alfonso's gewesen sein mag — und es war groß — wie viel auch die Höflinge und Nebenbuhler am Dichter verbrochen haben mögen: die letzte Ursache seines furchtbaren Schicksals war sein Temperament. Auch Ariosto hatte mit Neidern zu thun, auch er diente einem unzuverlässigen Fürsten; auch er

liebte die Freiheit; aber er wußte, wo und wie man sie genießt, als er sich jenes bescheidene Häuschen baute, das an Goethe's Gartenwohnung gemahnt:

Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non Sordida,
parta meo sed tamen aere domus.

Auch Leonardo da Vinci, der Goethe des 15. Jahrhunderts, wußte Fürstengunst und Freiheit des Sinnes mit einander zu vereinen, Tasso's Herdernatur wäre überall unglücklich gewesen. Er wird uns darum nicht minder rühren: die Selbstverschuldung des Unglücks ist ja eher ein Grund mehr zum Mitleiden in den Augen derer, die im Wesen des Menschen sein Verhängniß erblicken: aber einsehen muß man, daß das Unglück selbstverschuldet ist, damit man nicht ungerecht werde gegen die Umgebung des Unglücklichen. Goethe hat ihn uns Allen vertraut gemacht, uns gelehrt ihn zu bedauern, zu lieben, zu bewundern. Die Dichtkunst keines Volkes bietet ein Bildniß von so entsprechender Aehnlichkeit und Individualität bei so allgemeiner Gültigkeit: und es wäre mehr als dreist, neben ein solches Gemälde noch eine magere Handzeichnung stellen zu wollen, die doch ihr Bestes von dort entlehnen müßte. Nur über die Menschen und Dinge, welche vor und nach jener von Goethe zum Vorwurf genommenen Krise in Tasso's Leben eingriffen, dürften wenige Worte am Platze sein, welche in die Geschichte jener Spätrenaissance und in den italienischen Charakter einige Ausblicke eröffnen.*)

*) Die historische Literatur Neuitaliens ist reich an Monographien und Documentensammlungen, welche von gelehrten Forschern für gelehrte Forscher bestimmt sind; reich auch an erneuerten

Italien ist das Land, das 16. Jahrhundert die Zeit der Gegensätze. Neben würdelosester Servilität begegnet man auf Schritt und Tritt selbst heute noch dem empfindlichen Ehrgefühl eines Bernardo Tasso, der auch nicht eine Gunst annimmt, die er nicht zurückzahlen könnte, stolz wie ein spanischer Hidalgo unter seinen Lumpen — muß er doch manchmal den Morgen über im Bette bleiben, um sein einziges Paar Strümpfe selbst zu flicken — und gleich Horatio

„. . . so gut vermischt,
Daß er Fortunen nie zur Pfeife diente,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger griff."

So Bernardo's Weib, die schöne Portia, fast noch ein Kind, als sie dem Fünfzigjährigen die Hand reicht;

Variationen über die anerkannten nationalen Größen des Mittelalters und der Renaissance, einer Gattung von rhetorischen Ergüssen, die heutzutage, selbst im Vaterlande der Akademien, nur noch von den Autoren selber gelesen werden; arm aber ist in Italien die historische Literatur der Gegenwart an durchgearbeiteten Werken, welche dem gebildeten Leser Vortheil und Unterhaltung zugleich bieten. Nehmen wir Villari's „Savonarola" und Gino Capponi's „Geschichte der florentinischen Republik" aus, so bleibt uns so gut wie Nichts aus den achtzehn ersten Lebensjahren des Königreichs; denn Comparetti's ausgezeichnetes, ebenso anregendes, als belehrendes Werk über „Virgil im Mittelalter" gehört schon nicht mehr der eigentlichen historischen Literatur an und Amari's „Sicilianische Vesper", Ricotti's „Compagnie di Ventura" wurden schon in den vierziger Jahren veröffentlicht. Ja auch Villari und vollends G. Capponi gehören ganz der voreinheitlichen Zeit an oder verdanken derselben ihre Bildung. Der Nachwuchs aber, der es versucht, jene Lücke auszufüllen, legt hier, wie in allen anderen Literaturgebieten, leider eine Unreife an den Tag, die uns seine wohlgemeinten Erzeugnisse etwas schwer genießbar macht.

wie verschieden ist sie von den gelehrten Damen Bologna's, den prachtliebenden Courtisanen von Rom, den vornehmen Prinzessinnen von Ferrara, den etwas hausbackenen Florentinerinnen. Eines indeß hat auch sie mit allen Frauen der Zeit gemein: die tiefe und ausgedehnte Bildung, welche nie der weiblichen Anmuth den geringsten Eintrag thut. Dagegen treten die Scheu vor allem gesellschaftlichen Treiben, der Sinn für Haus und Familie, die schwärmerische Auffassung der Mutterpflichten, die wir bei Portia finden, wie es in der Natur solcher Tugenden liegt, seltener zu Tage; sie sind darum nicht minder italienisch; ja ein gewisser Idealismus der Keuschheit, der von der Convention ganz unabhängig ist, und den uns Shakespeare's Imogen so reizend verkörpert,

---

Es ist nicht leicht, dieser Jugend, von welcher der Verfasser des vorliegenden Werks ein sehr charakteristisches Exemplar ist, ganz gerecht zu werden. (Torquato Tasso e la Vita italiana nel Secolo XVI di Pier Leopoldo Cecchi.) Es ist so viel guter Wille da, so redliche Gesinnung, so schöne Illusionen, dabei so treffliche Kenntnisse und so viel Fleiß, daß man gerne nur loben möchte, wäre nicht eben jener Grundfehler der Jugend, der das Alles verhindette, den rechten Ausdruck zu treffen. Nun sagt das Sprichwort allerdings, jenen Fehler lege man alle Tage ab, und das Sprichwort möchte recht haben; wenn die Jugend nur die Tage ruhig wollte gewähren lassen. Das thut sie aber nicht und wir haben mehr als Einen gekannt, der noch in seinem fünfzigsten Jahre in jenem Sinne jung geblieben war. Nichts aber befestigt den Menschen mehr in der Jugend als das frühe Hervortreten in die Oeffentlichkeit. Wer die Welt ganz erfahrungs- und voraussetzungslos mit zwanzig Jahren abgeurtheilt, tritt nicht so leicht wieder aus dem Gesichtskreise heraus, aus dem er jene Urtheile gefällt: denn das geschriebene Wort bindet den Schreiber nicht nur dem Publicum, es bindet ihn auch sich selber gegenüber. Ich möchte jedem talentvollen jungen Manne, der den Beruf zum

wird vielleicht nirgends öfter angetroffen als in dem Lande, dessen Weiber nicht mit Unrecht als die leidenschaftlich-sinnlichsten dargestellt werden; und er behält hier auch in der Ehe ein mädchenhaftanmuthiges Wesen, daß bei den transalpinischen Frauen mit dem Gürtel und dem Schleier meist zu verschwinden pflegt. Das Eigenthümliche des italienischen Charakters ist eben immer die unverwüstliche Natürlichkeit und Anmuth bei höchster Civilisation, oft sogar bis in die Corruption hinein.

Am auffallendsten vereinigt Alfonso II., als ein rechter Vertreter seiner Zeit, die schroffsten Widersprüche in sich. Obschon bezähmt, lebt doch auch in ihm die Bestie noch, deren Losbrechen die Tage der ersten Renaissance mit solchem Schrecken erfüllt hatte. Manch-

Schriftsteller in sich fühlt, wünschen, daß er doch ja vor seinem fünfunddreißigsten Jahre keinen Verleger fände, während im Gegentheil der zum Handeln berufene Mensch, und das Genie wo und wie es sich auch immer bethätigen möge, wohl nie zu früh zum Thun und Schaffen kommen können. Ein talentvoller Mensch, der einen guten Schatz von eigenen Gedanken und Eindrücken, Welt- und Bücherkenntniß angesammelt, dazu seinen Geist wie seine Feder gehörig geschult hat, kann, nach einer schweigsamen Jugend, ungestraft sogar ein Vielschreiber werden: er wird sich schon nicht so bald ausschreiben. Wer aber sein Getreide schon grün verzehrt, dem bleibt nichts für den Sommer.

Bessere Belege für diesen meinen guten Rath könnte ich nirgends finden, als in der italienischen Literatur der letzten zwanzig Jahre. Roman und Schauspiel, wie Geschichte und Kritik kommen hier nicht aus der „Jugendeselei" heraus, die der größte Dichter des Jahrhunderts als seinen einstigen Zustand bezeichnet hat, in der aber Niemand weniger verharrte als er; die Leutchen hier dagegen fahren munter fort, mit vierzig Jahren zu denken und zu schreiben, wie sie mit zwanzig Jahren dachten und schrieben; nur der Ton wechselt. An die Stelle der Empfindsamkeit

mal erinnert er an die Borgia selber; aber er hat, was die Borgia nicht hatten: ein hohes Bewußtsein seiner Pflichten als Herrscher, ein feines Gefühl für Kunstschönheit, Sinn für Maß im Luxus; er ist vor Allem schon viel conventioneller als die Menschen vom Ende des vorhergehenden Jahrhunderts und hier liegt der Haupt-Unterschied zwischen 1580 und 1480. Die Renaissance war eine Befreiung von den Banden des Mittelalters, den geistigen wie den sittlichen, je nach der Natur eines Jeden kam in dieser Freiheit das Lieblichste und das Furchtbarste des Menschen in gleicher Naivetät an's Sonnenlicht. Der Masse der Menschen aber bangte vor dieser Freiheit der Starken an Geist oder Charakter; und sachte nahmen sie die alte Arbeit

des lieben Ich tritt die Empfindlichkeit desselben; man geißelt seine Gegner mit Filelfo'scher Heftigkeit, wie man früher seine Freunde mit Gleim'scher Zärtlichkeit streichelte; das Ich aber bleibt doch immer die Hauptperson, und die Welt steht diesem Ich noch eben so allgemein gegenüber wie vormals, da sie noch voll guter Karle und böser Heinriche war; alle menschlichen Handlungen haben noch dieselben ganz einfachen Beweggründe; gewisse Menschenclassen, wie Pfaffen und Aristocraten, sind noch immer der Inbegriff aller Schlechtigkeit; Glück und Unglück hat nicht aufgehört, etwas ganz Zufälliges zu sein; Staatseinrichtungen sind mehr als je die Quelle alles Guten und Schlechten, das die Nationen befällt; und die Abstractionen des Jugendgeistes sind noch immer die einzigen Realitäten. Wie sehr dieser Jugendgeist aber unter der Herrschaft der Worte steht, bemerkt er selbst natürlich nicht.

Zu alle dieser Naivetät der Weltbetrachtung nun gesellt sich oft noch gar eine gewisse vordringliche Naivetät des Persönlichen, welche ja recht rührend und schön sein mag, den Leser aber durchaus nichts angeht. Die Herren scheinen eben zu glauben, das Recht des Sichselbstinsceneſetzens gelte nicht nur für den lyrischen

wieder auf, das alte unsichtbare und doch so feste Gespinnst, mit dem die Schwachen die Starken umspinnen, und welches so recht eigentlich die Arbeit und der Zweck aller Civilisation ist: ganz leise wurden die positiven Satzungen der Religion wieder hergestellt und durch eine straffere Organisation ihrer Dienerschaft in Sicherheit gebracht; ganz leise knüpfte der Staat seine augenblicklich gelockerten und zerrissenen Fäden wieder fester zusammen, richtete die Gesellschaft ihre zeitweilig umgeworfenen Wälle wieder auf; ganz leise ward Kunst und Poesie wieder unter Regeln und Gesetze gebannt, die sie strenger binden sollten, als die ritualistischen Fesseln des Mittelalters. Nur die Wissenschaft entging der gewandten und schlauen Hand der Convention, die

---

Dichter, dessen Object freilich immer sein eigenes Subject sein darf, sondern auch für den Geschichtschreiber und den Gelehrten. Hier z. B. bringt der junge Verfasser ganz unverblümt in der Widmung an zwei Professoren nicht nur seine Gefühle der Dankbarkeit gegen die Lehrer, sondern auch seine eigene Jugendgeschichte, seine Familie, seine Commilitonen vor das Publicum. Viel öfter aber geschieht's, daß die hoffnungsvollen Schriftsteller, weniger unmittelbar, dergleichen Persönliches in den Werken selber und zwar kaum verdeckt einführen, so daß der Leser gleich erfährt, mit welch' trefflichem Sohne, Bruder oder Ehegatten er zu thun hat; man denkt an gewisse Genrebilder neuesten Styles, in denen es dem Maler auch mehr um das Darthun seines Familiensinnes als um ein freies Wiederschaffen der Natur zu thun ist. Vielleicht dürfen oder müssen wir in dieser Kindlichkeit und Sentimentalität solcher jungen Italiener eine Reaction gegen die Sittenverderbniß früherer Zeiten, einen Widerstand gegen den vielfach noch herrschenden Skepticismus der Landsleute sehen, und wir würden es gern thun, wenn die Empfindsamkeit nicht eben ganz epidermaler Beschaffenheit wäre und all' dieser Naivetät denn doch die wahre Unmittelbarkeit fehlte, wie sie heutzutage der Jugend oft

auch sie unterbinden wollte, und rettete so die reine Flamme des von keiner weltlichen Rücksicht gebundenen, nur dem Befehle der Wahrheit gehorchenden, nur die Erkenntniß der Natur verfolgenden Menschengeistes: Galilei reicht Newton die Leuchte, die er von Kopernikus erhalten: vitai lampada tradunt. Für alle die aber, welche nicht der Wissenschaft dienen und doch ihre Persönlichkeit nicht aufgeben wollen, gilt es nun, ihre Kraft in den Banden des Gesetzes, oft des irrationellsten, zu bekhätigen; es gilt für den Staatsmann zu zeigen, daß er auch ohne Gewalt und unter Achtung der Verträge die ihm gestellte Aufgabe, die Macht und Größe seines Staates zu erweitern, erfüllen kann; für den Priester auch unter der Last starren Dogmatismus die Innigkeit

---

fehlt und erst durch ein Abkratzen des Frühangelernten und durch ein Vertiefen des Gedankens wiedererlangt wird. Interessirten sich die Leutchen etwas lebhafter für die Dinge, so würden sie nicht so viel mit sich selber beschäftigt sein; und hörte ihre Selbstbeschäftigung wenigstens nicht gerade da auf, wo sie fruchtbar werden könnte, d. h. an dem Punkte, wo die Wirkung nach Außen nicht mehr mit in Betracht kommt, so würde uns auch ihre Persönlichkeit zu interessiren anfangen.

Uebrigens bleibt die Kindlichkeit nicht bei der Anschauungsweise und der Vordringlichkeit des Ichleins stehen, sondern spricht sich auch im Ausdruck aus, wodurch dann alle diese Werke — ich nehme auch sehr berühmte Novellen und Theaterstücke nicht aus — uns immer als gute Primanerarbeiten erscheinen, welchen der Lehrer eine lobende Censur nicht verweigern kann. Das Publicum aber, das kein Lehrer ist, hat das Recht, sich zu wundern, wenn junge Leute, die so intim mit Macchiavelli's Discursen und Tasso's Briefen, mit Manzoni's Verlobten und Leopardi's Dialogen zu sein vorgeben, daraus so gar nicht gelernt haben, worauf es im Schriftstellern ankömmt, wie wir denn auch im Vaterlande der Kunst täglich Bilder, Statuen und Gebäude entstehen

des Glaubens und die Milde des Thuns zu bewahren; für den Künstler, für den Dichter sich den Formen anzubequemen, die ihm mit Recht oder Unrecht eine despotische Gesetzgebung auferlegt, wie der Mensch fortan die Aufgabe hat, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen sich die reine Menschlichkeit zu wahren, ohne gegen die Sitte zu verstoßen. „Denn das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Es ist das Tragische und Charakteristische in Tasso, daß er, der im Staate, in der Religion, in der Dichtkunst vor Allem, das Gesetz so unbedingt anerkannte, sich ihm so unbedingt unterwarf, dem gesellschaftlichen Gesetze sich nicht unterzuordnen vermochte. Nie fällt es ihm ein, weder an dem Rechte des fürstlichen Absolu-

---

sehen müssen, deren Urheber ebensogut in Chicago hätten aufwachsen können als am Arno oder Tiber: so spurlos ist das sie stets umgebende Schauspiel des Höchsten, was Malerei, Sculptur und Baukunst hervorgebracht, an ihnen vorübergegangen. In der Schreibart der neuen Schule nun herrscht vor Allem jener Mißbrauch des unbestimmten Adjectivum und jene Rhetorik nichtssagender Abstractionen, welche stets die sichersten Kennzeichen des verfallenen, nicht einmal des verfallenden Styles sind. Wie gesagt, ist unser junger Autor durchaus nicht der Einzige, noch der Schlimmste dieser modernen Stylkünstler und ich führe ihn nur an, weil mir gerade seine Schrift, deren Gegenstand zu interessiren versprach, unter die Hände gekommen und weil seine Manier die so Vieler ist: da ist Portia, die Mutter Torquato Tasso's, die könnte Figur am Hofe machen; aber es ist ihr nicht darum zu thun: „Ihre Freude ist das Haus, der Gatte; ihr glühender Wunsch, Kinder zu bekommen, um die unendlichen Freuden der Familie zu genießen." Auch der Vater Bernardo genießt — und zwar im selben Satze — „die unsagbaren Freuden dieses Kindes," seine alte Seele verjüngt sich und, wenn er, der Hofdichter, von seiner Frau spricht, wird er „einfach, wie das Herz des

tismus zu zweifeln, noch an den Satzungen der Kirche zu rütteln; correcter, classischer, akademischer war wohl kein großer Dichter mit Ausnahme Racine's; und wie herrlich gelang es ihm, in diesen Grenzen sein ganzes Genie zu entfalten. Scheint es doch, als habe er durch diese engen Schranken mehr gewonnen als verloren. Wie klar und durchsichtig ist sein Satzbau, der jede Inversion verschmäht, wie tadellos die Versification, die doch nie dem Reime und dem Tonfall zu liebe dem Gedanken ein Opfer auferlegt; wie keusch, fast nüchtern ist sein Ausdruck: gegen die Kühnheit Dante's gehalten, meint man fast Virgil neben Homer zu lesen; und doch welche Macht des Affects, welche Kraft der Erscheinung weiß der Dichter mit diesen anscheinend so verbrauchten

Weibes, ideal wie dessen liebender Blick," und sieht der Alte den zukünftigen großen Mann in seinem Söhnchen, weil es der Mutter nachschlägt, so ist das „eine wahre Intuition, weil geliefert vom Herzen einer tugendhaften Frau!" Die Worte Intuition, Ideal, Synthese, Aequation, Factor, Exponent, mit dem Zubehör vom Ewigen, Schönen, Göttlichen sind die Hauptingredienten dieser neuen nämlich philosophisch sein sollenden Rhetorik, in welcher leider der über Frankreich vermittelte deutsche Einfluß nicht verkannt werden darf.

Der deutsche Gedanke, die deutsche Gründlichkeit, die deutsche Wissenschaft genießen in der That in den romanischen Ländern eines sagenhaften Ansehens und trägt nur Etwas die deutsche Fabrikmarke, so ist man schon überzeugt, ohne weiter viel zu prüfen, etwas wunderbar Solides in Händen zu haben. Und da wir leider ebenfalls eine große Anzahl von Schriftstellern haben, die mehr mit volltönenden Worten als gediegenen Gedanken handeln, so meint man nur allzuoft, auch hier müsse doch ein Begriff bei den Worten sein." In Frankreich bildet wenigstens die angeborene Antipathie für alles Unklare immer noch ein heilsames Gegengewicht; auch läßt sich der Franzose nie so ganz über-

Mitteln hervorzubringen: er braucht sich eben den Ausdruck nicht erst zu schaffen, wie Homer und Dante, und er vermißt sich nicht, eine neue Sprache sich zu schaffen, wo eine fertige Sprache zu seinen Diensten ist: nur Dichter des Verfalls glauben im Ausdruck innoviren zu müssen, eben weil sie die ihnen abgehende Originalität durch eine erzwungene zu ersetzen das Bedürfniß fühlen.

Neben diese Correctheit der Werke Tasso's halte man die Abenteuerlichkeit seines Lebens. Der frühreife Knabe, der mit sieben Jahren einer der Ersten in der obersten Classe des Jesuitengymnasiums zu Neapel war, muß schon zehnjährig Schwester und Mutter verlassen; er ist zwölf Jahre alt, als er diese verliert, und nun beginnt das unstäte Wandern sein Leben lang, von

---

rumpeln, wie der Italiener, den gewisse fremde „Berühmtheiten" vollständig verblüffen.

Bei dem Studium der fremden Literaturen nämlich ist, wie es nicht wohl anders erwartet werden darf, der dem Italiener eigenthümliche Mangel an Sinn für Verhältniß und Perspective, welcher ihn den Namen eines Verdi im selben Athem mit dem eines Cherubini aussprechen läßt und dem Archäologen Canina eine Grabstätte in Santa Croce neben Michelangelo und Galilei bereitet, noch viel auffallender, wenn auch erklärlicher, als in seinen eigenen Dingen. So ein junger Italiener spricht euch von gewiß sehr anerkennenswerthen Männern, wie die „illustri" M . . . und L . . . genau wie er von Augustin Thierry und Ranke reden könnte. Von seinen ausländischen Vorbildern nun, unter denen der Hauptschuldige an dieser ganzen Rhetorik, Edgar Quinet, natürlich einen hervorragenden Platz einnimmt, hat der Italiener neuer Schule nicht nur die Gewohnheit wesenloser Worte, sondern auch die des Ausfüllens und Ausmalens angenommen, welche den Ton des Romans und zwar des schlechten Romans in die Sprache der Geschichte einführen möchte und leider oft wirklich einführt. So meint der brave Jüngling, dessen Büchlein

Rom, wo sein Vater Dienste genommen, nach dessen Vaterstadt Bergamo, von Bergamo an den Hof des Herzogs von Urbino, dessen Erstgeborener sein Spielgefährte wird, von Urbino nach Venedig; dann als Student nach Padua, wo er fünfzehnjährig sein großes Heldengedicht Rinaldo veröffentlichte. Von Padua geht's an die Universität Bologna und von da zurück nach Padua, dann zum ersten Male an den Hof von Ferrara, an den von Paris und Fontainebleau und wiederum nach Ferrara. Hier bleibt er am längsten; denn er lebt eigentlich voll nur im Frauenumgang, und hier hat er jede Art desselben wie Goethe in Weimar; und auch er läßt sich's nicht entgehen, bei aller hohen Liebe für Eleonoren mit allen anmuthigen Hoffräuleins zu

uns den Anlaß zu diesem Erguſse der Ungeduld giebt und der offenbar fürchtet, besagtes Büchlein könne zu mager ausfallen, er müsse uns beweisen, daß sein Held Torquato Tasso wirklich ein berühmter Mann sei, der es verdiene, daß man von ihm rede, und braucht vier volle Seiten dazu; in der Lebensbeschreibung selber aber ist er gut genug uns immer zu sagen, was „wohl" die Gefühle seiner Personen in jeder Lage gewesen sein mögen, ja er glaubt sogar, uns seine Vermuthung mittheilen zu müssen, Torquato „werde in den Windeln wohl wie alle Kinder gewesen sein; verwundert beim Anblick der Welt, wird er sie erstaunt angesehen haben; den Küssen, den tausend Gesten der in ihn verliebten Mama (sic!) wird er mit der Beredtsamkeit der Bewegungen geantwortet haben, welche immer voll hoher Bedeutung für die Eltern sind. Porzia nährte ihn selber und lehrte ihn mit ihrem Lächeln die unsagbare Melodie der Liebe verstehen." Als Tasso Eleonoren zum ersten Male erblickt, „fühlt er sich gerührt von jenem, ich weiß nicht was, welches jedes innere Gefühl aufregt, das Gesicht in Blässe färbt, die Augen niederschlagen und seufzen macht. Leonore muß es bemerkt haben; sie wird es für Schüchternheit gehalten haben; doch ist's unmöglich,

„miseln," um den Weimarer Kunstausdruck zu gebrauchen. Das Unglück will nur, daß er seine hohe Liebe allzuhoch, bis auf die Stufen des Thrones, bringt und rasche Gegenliebe fordert. Was Wunder, wenn der Boden auch hier bald zu heiß für ihn wird und es ihn auch in Ferrara nicht recht mehr duldete; wiederholt geht er nach Venedig und Padua, flüchtet endlich zu seiner Schwester nach Sorrento; hält's aber auch hier nicht lange aus, kehrt bald, wie der Schmetterling, zur Flamme von Ferrara zurück. Von neuem versengt, entflieht er von neuem, diesmal weniger weit, erst nach Urbino, dann nach Turin; von dort ausgeliefert, wird er auf Alfonso's Befehl in's Hospital gebracht, wo er jetzt endlich sieben Jahre lang gezwungene Ruhe haben sollte.

---

daß sie nicht etwas Ungewohntes und Unbegreifliches empfand. Alles wird man verbergen können, außer dem stillschweigenden Worte, welches aus dem Herzen kommt und zum Herzen niedersteigt." Als der berauschte Torquato sein Ferrara in den Himmel hebt, „wird wohl auch Bernardo, sich Illusionen hingebend, ausgerufen haben: Glücklich Du, der Du im Eden lebst, um rasch in's Empyreum zu fliegen!" Und so Seiten lang immer im Futurum, wie die Erzählung immer im Präsens ist: das ehrliche schlichte Perfectum und Imperfectum unserer Väter ist ja längst aus der Mode.

Ich wiederhole es, der junge Mann, der dieses Buch geschrieben hat, besitzt schöne und genaue Kenntnisse und er hat Talent. Selbst Kenner des 16. Jahrhunderts werden viel Neues bei ihm lernen, das Alte von überall her mit Fleiß zusammengestellt finden, wenn auch mit viel unnützen phraseologischem Beiwerk ausgestattet. Seine Porträts wie seine Schilderungen von Zuständen, wo er sie nicht allzusehr ausführt (z. B. das Porträt Bernardo Tasso's, das Franz Maria's von Urbino, das Alfonso's II., die Schilderung der Universität Padua) sind sehr gelungen; allein es fehlt dem Verfasser an Geschmack, an Klarheit,

Tasso war vierunddreißig Jahre alt, als die furchtbare Zeit für ihn begann, wo nunmehr der Geist statt des Körpers die irre Wanderung fortsetzen sollte. Auch nach Cecchi's Untersuchungen bleibt das wahre Motiv der Verfolgung Tasso's unklar. Mit einer einfachen Tyrannenlaune erklärt sich die Handlungsweise des einst so vom Dichter eingenommenen Fürsten nicht. Es ist möglich, daß er ihn dem Medici, mit dem er zerfallen, nicht gönnte, seine bitterböse Satire fürchtete wahrscheinlicher, daß er den oft Gestörten wirklich für wahnsinnig hielt, daß er vielleicht fürchtete, er möchte ihm selber in einem solchen Anfalle nach dem Leben trachten. Jene Zeit aber kannte keine andere Behandlung des Wahnsinns, als die Haft. Uebrigens darf auch diese nicht nach dem furchtbaren Verließe beurtheilt werden, das man in Ferrara dem Reisenden als den Kerker Tasso's zeigt — the cave which is my lair, wie Byron singt. Daß Tasso in einem solchen, fast luft- und lichtlosen, Raume keine Freunde hätte em-

an Maß, er müßte lernen nur dann zu schreiben, wenn er wirklich eine Idee, einen Eindruck, eine Thatsache zu melden hat, Nichts mehr, als diese Ideen, Eindrücke und Thatsachen, sie aber einfach und schmucklos, in dem Gewande mitzutheilen, das sie am bestimmtesten hervortreten ließe und sie endlich so zu ordnen, daß man dem Gange der Gedanken und Ereignisse leicht folgen könne. Wollte er noch dazu die Urtheile über den Werth oder Unwerth der Personen und Dinge dem Leser überlassen, so würde er, anstatt eines schwerlesbaren Buches von 300 Seiten, einen Essay von 50 Seiten geliefert haben, der so lehrreich als angenehm gewesen wäre und er wäre der Gefahr entgangen, als Specimen einer ganzen Gattung herhalten zu müssen, während er doch im Grunde alles Zeug in sich hat, um über dieser Gattung zu stehen.

pfangen, keine neuen und alten Bücher lesen, nicht unzählige Briefe empfangen und schreiben, noch seine Dialoge und seine polemischen Schriften gegen die Crusca verfassen können, liegt auf der Hand; und da kein Zweifel sein kann, daß er die sieben Jahre seiner Haft im Spital von Santa Anna zubrachte, so steht es frei, an andere Räume dieses großen Krankenhauses zu denken; jedenfalls muß man sich das Gefängniß des Dichters nicht wie die administrativen Casernengefängnisse und Irrenhäuser von heute vorstellen.

Als er endlich, man kann sagen auf die Fürsprache Italiens, aus der langen Haft entlassen wird, fängt das rastlose Reisen von neuem an. Kaum ist irgend ein Mensch unserer Eisenbahnzeit so viel unterwegs gewesen, als Tasso zu Fuß, zu Pferd, zu Schiff, immer fast ganz mittellos. Unausgesetzt wandert er neun Jahre lang von Ferrara nach Bergamo, dann wieder nach Ancona und Loreto, nach Rom, nach Neapel. Kaum glaubt man ihn in Florenz auf dem lieblichen Hügel von Montoliveto glücklich eingerichtet, so ist er auch schon wieder in Rom. Hier eröffnet sich ihm eine Aussicht auf dauernde Stellung, aber in der Furcht, sich zu binden, eilt er nach Mantua und so geht's bis an sein Ende; wohl sieben Mal pilgert er in den letzten Jahren von Rom nach Neapel, von Neapel nach Rom. Hier wartet seiner die höchste, schönste Ehre, die er sein Leben über geträumt: wie Petrarca soll er gekrönt werden auf dem Capitol. Da bricht er endlich zusammen, noch ehe seine Hand den ersehnten Kranz berühren kann. Jeder Reisende kennt das reizende Klostergärtchen von San Ono-

frio, wo sein gehetzter Körper, sein rastloses Gemüth endlich die Ruhe fanden. Nur der Tod konnte diese wilde Seele bändigen, die nicht Reichthum und Ehre, nicht Armuth noch Strafe, nicht Liebe noch Freundschaft hatten zähmen können: die Freiheit, die Tasso suchte, ist nicht von dieser Welt, und den, der ohne diese Freiheit nicht leben kann, zermalmt die Welt langsam aber sicher mit ihrem unwiderstehlichen Räderwerk. Wohl ihm und wohl der Menschheit, daß der Dichter zuweilen dem furchtbar ungleichen Kampfe entging und in die friedlichen Regionen seiner geträumten Welt flüchtete, aus der er uns jene süßen Gesänge zurückbrachte, welche die Ohren und die Gemüther der Menschen beglücken werden, so lange jene noch dem Wohllaut der Sprache, diese noch der Zartheit des Gefühles zugänglich sind.

John Milton.

Die Mitte des 17. Jahrhunderts war die Zeit, in der unter heftigen Wehen der moderne Engländer geboren wurde, wie sich der Nationalcharakter und die Weltanschauung des Italieners in der ersten Hälfte des 16., die des Franzosen am Anfange des 17. Jahrhunderts, die des Deutschen zwischen 1775 und 1825 unterm sich kreuzenden Doppelstrome unserer klassischen Literatur und der Befreiungskriege, dauernd festgesetzt haben. Nicht

als ob jede dieser vier Nationen nicht auch vorher schon eine bestimmte Physiognomie und eine bestimmte Lebensbetrachtung besessen hätten; aber in den bezeichneten Epochen ist eine gänzliche Umwälzung darin vorgegangen: die Grundzüge sind wohl geblieben, aber die ganze Richtung ist verändert worden. Man denke an das Italien Pulci's und Lorenzo's und vergleiche es mit dem Italien Tasso's und Alfonso's II.; man frage sich, ob ein Franzose von 1877 in seinen politischen, religiösen und sittlichen Begriffen nicht mehr mit seinem Vorfahren von 1650 gemein hat, als dieser mit seinem eignen Vater, der vielleicht noch die Religionskriege unter Heinrich IV. mitgemacht hatte; man vergegenwärtige sich, was den Deutschen noch zur Zeit Francke's, ja Klopstock's bewegte und wie er heute zu Religion und Staat steht.

Nirgends aber war diese Umwälzung tiefer als bei der englischen Nation. Das heitere Altengland der elisabethischen Zeit war wie weggeschwemmt nach der „großen Rebellion und der ruhmreichen Revolution". Noch heute gilt dem rechten Engländer das Theater als eine Erfindung des Satans. Kaum daß man sich heute noch vorstellen kann, daß Shakespeare wirklich ein Engländer gewesen. Heinen wunderte das bekanntlich noch mehr als seinen Hamburger Freund die fatale Thatsache, daß unser Heiland ein Jude war. Und es ist nicht zu leugnen, die englische Revolution mag dem Staate und dem „zoon politikon" sehr förderlich gewesen sein, der Kunst und dem Menschen war sie's nicht. Der Engländer ist starrer, enger, unliebenswürdiger daraus hervorgegangen. Die englische Religion, deren charakteri-

stische Eigenschaft die Langweiligkeit ist, hat auch ihrem Bekenner etwas von dieser ihrer Eigenschaft mitgetheilt. Der Puritanismus hat nicht nur die dem anglikanischen Protestantismus des 16. Jahrhunderts völlig unbekannte Heuchelei in die freie, wahrheitsliebende Nation eingeführt; er hat auch den falschen Begriff eingebürgert, der Shakespeare's Zeit ganz fremd war, daß der Ernst (earnest) das ganze Leben durchziehen müsse, während es doch hunderte von Verhältnissen giebt, in denen er geradezu vom Uebel ist und über die nur die Heiterkeit und der Leichtsinn hinaushelfen. Ist ja doch in einem Sinne die ganze menschliche Existenz auf letzteren gegründet, ohne ihn undenkbar: wer möchte nur eine Stunde weiter leben, das Leben genießen und handelnd ins Leben eingreifen, wenn er nicht den Tod vergäße, der ihn und seine Liebsten stündlich ereilen, alle seine Unternehmungen vereiteln kann, wenn er nicht vor Allem die Augen vor den Leiden, dem Elend, den Sorgen verschlösse, welche unausgesetzt und überall, nicht allein die Mitmenschen, sondern auch alle fühlenden Wesen foltern? Der heilsame, fruchtbringende Ernst ist gerade das Gegentheil vom unterschiedslosen Gewohnheitsernst; er besteht darin, Nichts leichtsinnig zu unternehmen, ganz und mit voller Seele bei dem zu sein, was man unternommen, dabei die höchsten Anforderungen an sich zu stellen; keineswegs aber immer an Tod, Sünde und Leiden zu denken.

Dabei ist noch überdies der englische Ernst immer mürrisch und hart: ihm liegt ja nicht das Mitleiden, sondern das Pflichtgefühl zu Grunde. Selbst die Schön-

heitsbedürftigen unter den Engländern, welche, wie Laud unter Karl I. oder Dr. Puſey unter Königin Victoria, die Religion gern auch den Sinnen gefälliger und einſchmeichelnder machen möchten, gehen immer mit einer gewiſſen verſtändigen und methodiſchen Härte zu Wege, die wieder ihr ganzes Unternehmen verdirbt. Denn Alles tritt bei der Nation ſofort in den Verſtand und wird vom Willen ergriffen: das reine, willenloſe Anſchauen eines Shakeſpeare iſt ihr durchaus fremd, ja unverſtändlich geworden; daher auch die ganz äußerliche rubrikenhafte oder aber ſtofflich-utilitariſche Art ihrer Kunſtauffaſſung, welche einen armen Italienbewohner, ſo ſagt man, bisweilen ſchier zur Verzweiflung bringen kann. Ueberhaupt darf man vielleicht ſagen, daß der Proteſtantismus, ſelbſt unſer reicherer lutheriſcher, den Verſtand wohl emancipire, den Charakter ſtähle, aber auch oft den künſtleriſchen Sinn erſticke, ja ſogar manchmal das Gemüth — die Charitas — verdörre, recht im Gegentheil vom Katholicismus, wenigſtens dem nichtjeſuitiſchen, der ſo recht die liebenswürdigen Tugenden und Untugenden der menſchlichen Natur, freilich meiſt auf Koſten für's thätige Leben wichtigerer Thätigkeiten, fördert und entwickelt. Am ſchlimmſten aber von allen Proteſtantismen iſt in der Hinſicht der engliſche: ich ſage der engliſche, als ob's nur einen Proteſtantismus in England gäbe. Der Puritanismus hat eben allen Secten des Inſelreiches, ſelbſt der hochkirchlichen, ſeinen herben und traurigen Charakter aufgedrückt.

An Niemand hat dieſe trockenſte aller Religionen, welche im 17. Jahrhundert dort zur Herrſchaft kam, mehr

verbrochen als an Milton, dem Dichter.[1]) Seine ganze Bildung war noch die der Renaissance gewesen. Er selbst war in seiner Jugend von seltener Vorurtheilslosigkeit und Unabhängigkeit des Geistes, jedem Eindruck offen, geneigt jede Form anzunehmen und gewandt in ihrer Behandlung: bald sollte es sich zeigen, nur allzu zugänglich den Strömungen der Zeit. Das Alterthum, die gerade damals zu ihrem großen Aufschwung ansetzende Naturwissenschaft, Italien hatten seine Jugend begeistert; an Spenser und Shakespeare hatte er sich gelabt und herangebildet. Wenn er sich auch schon als Jüngling mit einer gewissen mädchenhaften Hoheit und Reinheit von

[1]) Milton und seine Zeit von Alfred Stern. Erster Theil 1608—1649. Leipzig 1877. Duncker und Humblot. Ein Band von XIV und 848 S.

Wie der Titel besagt, haben wir es hier eigentlich mit zwei Werken zu thun, deren eines das Leben und die Werke Milton's, das andre die Geschichte seiner Zeit erzählt. Beide sind gleich sorgfältig gearbeitet; aber der literarische Werth leider ist darum noch keineswegs derselbe. Wo Herr Stern die Entstehung und den Fortgang der „großen Rebellion" darstellt, darf er sich mit den ersten Meistern heutiger Geschichtsschreibung messen: er fesselt uns, indem er uns belehrt, und wir haben überall das Gefühl, daß wir auf festen Boden treten. Wo er dagegen die Privatverhältnisse Milton's, dessen persönliche Beziehungen und Studien, Erlebnisse und Werke schildert, ist es uns oft recht schwer ihm zu folgen und trotz, ich dürfte wohl auch sagen wegen, der Masse des angehäuften Materials, gelangen wir zu keinem recht klaren Bild der Menschen und der Dinge. Die natürliche Anlage und was damit verbunden zu sein pflegt, die Neigung des Schriftstellers, welche ihn mehr auf's Allgemeine als auf's Besondere in der Geschichte hinweisen, in der Geschichte ihm aber das Politische näher legen als das Literarische und Psychologische, mögen dabei im Spiele sein; der Hauptgrund dieser Verschiedenheit

dem etwas wüsten Treiben der lärmenden Universitätsgenossen abwandte, so nahm diese Sittenstrenge doch noch nicht das rauhe Gewand an, das sie später trug. „Ich bestärkte mich," sagt er selber, „in der Ansicht, daß wer es nicht vergeblich unternehmen will, hohe Dinge würdig zu besingen, selbst vorher ein wahres Gedicht sein müsse, d. h. ein harmonisches Urbild der besten und rühmlichsten Züge." Aber an Plato's Idealismus suchte sich damals sein Geist zu diesem hohen Ziele zu erheben; sein Dichtersinn gefiel sich in den hellen Bildern des Hellenenthums und liebte es, dessen Gestalten heraufzubeschwören; seine Jugendgedichte bewegen sich noch ganz in den sinnlich-

---

scheint mir jedoch in der Methode zu liegen: Herr Stern hat sich in der Lebensbeschreibung Miltons als Quellenforscher zeigen wollen, in der Darstellung der öffentlichen Ereignisse hat er keinen Anspruch der Art erhoben, obschon derselbe ganz ebenso gerechtfertigt gewesen wäre. So hat er sich denn hier, nach langen, eingehenden Studien und vollständiger Durchdringung seines Gegenstandes, einfach auf seine Eindrücke, sein Gedächtniß, die gewonnenen und ihm feststehenden Anschauungen verlassen, und so aus dem Vollen schöpfend ist es ihm gelungen, eine wirklich meisterhafte Geschichte Englands im 17. Jahrhundert zu geben, während er für Alles, was Milton anging, seine Notizen sorgfältig aufbewahrt hatte und dieselben nun mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aneinanderreihte, ohne daß es ihm geglückt wäre, die Nähte zu verbergen. Hätte er doch wenigstens diese seine Notizen, wenn er den Muth nicht hatte, sie, nachdem er sich ganz mit ihnen durchdrungen, sammt und sonders zu verbrennen, unter die Seite in die Anmerkungen verbannt oder dieselben nebst den dazu gehörigen kritischen Disquisitionen, nach altem, gutem, leider aus der Mode gekommenem Gebrauch, als Excurse in den Anhang relegirt. Allein das wäre wiederum seine Sache nicht gewesen: es gilt ja heute den Büchern ihr pedantisches Aussehen zu benehmen, indem man den schwerfälligen Apparat von Anmerkungen unterdrückt, der die

schönen Vorstellungen des griechischen Heidenthums. Er plante ein Heldengedicht in Tasso's Sinne, das in der Person König Arthurs und der Ritter seiner Tafelrunde Vaterland und Christenthum verherrlichen sollte, ohne die Heiterkeit der antiken Fabel zu verläugnen. Da kam der Sturm, der diese Welt verwehte, und der schon zum Priester jenes holden Evangeliums der Schönheit Geweihte stand nicht an, den Stein auf die Ideale seiner Jugend zu werfen, die leuchtende hellenische Bildung auf dem Altar des finstern, alttestamentlichen Judengottes zu opfern, ja die Blasphemie auszustoßen, Homer und

---

Bücher unserer Väter verunstaltete. Wenn man nur auch die Sache unterdrückte! In Wahrheit aber steckt man sie in den Text, wo sie freilich dem Auge weniger störend sein mag, dem Sinne aber viel unerträglicher wird. Es ist, wie wenn ein Speisewirth aus Furcht, die Gäste durch die zu augenfällig gelegene Küche abzuschrecken, dieselbe ganz abschaffte und im Eßzimmer kochen ließe.

Diese Bemerkungen sind durchaus nicht ausschließlich gegen Herrn Stern gerichtet, der ja nur einer weitverbreiteten Sitte huldigt und die angesehensten Autoritäten unserer Zeit für diese seine Methode anrufen kann. Deshalb auch bestehen wir an dieser Stelle auf dieser Rüge: es handelt sich um eine, unserer Ansicht nach falsche Richtung, welche die neuere deutsche Geschichtsschreibung eingeschlagen hat und vor der gerade die Jüngeren gewarnt werden müssen. Man hat angefangen einzusehen, daß gediegene Bücher nicht auch durchaus unlesbar sein müssen und hat sich mit Erfolg daran gemacht, nach dem Muster der Engländer und Franzosen elegante und angenehme Geschichtswerke zu schreiben; allein man hat es doch nicht über sich bringen können, ganz auf den Ruhm deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu verzichten. Anstatt nun aber dem Fachgelehrten zu überlassen, die Festigkeit dieser Grundlage von Forschungen zu prüfen, beziehungsweise sie dem Publicum gegenüber zu bezeugen, so meint der Schriftsteller, er könnte das selber übernehmen.

Sophokles hätten nur von Palästina ihre Inspiration erhalten und fast ungeschickt nachgelallt:

„That rather Greece from us (Hebräer) these arts derived,
Ill imitated, while they loudest sing
The vices of their deities and their own
In fable, hymn or song, so personating
Their gods ridiculous and themselves past shame.
Remove their swelling epithets, thick laid
As varnish on a harlot's cheek; the rest,
Thin sown with aught of profit or delight,
Will far be found unworthy to compare
With Sion's songs, to all true taste excelling.
(Paradise Regained, IV.)

Gerade die unnachahmliche Schönheit solcher gotteslästerlicher Verse zeigt am Beredtesten und Eindrücklichsten, was der Puritanismus hier im Keim vernichtet

Allein auch das thut er nicht, indem er sich begnügt, in einer Fachzeitschrift oder in einem ausschließlich gelehrten Werke oder mindestens im Anhange seines für die Leser bestimmten Buches über seine gelehrten Forschungen und Untersuchungen Rechenschaft abzulegen; er glaubt beides miteinander verbinden zu können, indem er bald Seiten lang in schönem Flusse erzählt, darstellt oder auseinandersetzt und dann wieder ebensoviel Seiten lang über Daten und Pünktchen auf dem I herumargumentirt. Wie z. B. Herr Gregorovius — man sieht, ich wähle meine Beispiele nicht unter den verächtlichsten Autoren unserer Zeit — jeden Augenblick seine spannende Erzählung oder geistreiche Schilderung unterbricht, um uns im Texte alle seine archivalischen Entdeckungen über die Heirathscontracte der Cousinen und Kammerjungfern seiner Heldin nebst den Namen aller dabei anwesenden Zeugen mitzutheilen, so schenkt uns auch Herr Stern keine seiner, an sich ja sehr lobenswerthen, Untersuchungen über die Vorfahren Miltons, über ihre und seine Wohnungen, über die Pachtcontracte von Miltons Schwiegervater, über dessen Schulden und die Namen seiner Gläubiger, ja endlich über das ganze Inventar seiner verkauften oder sequestrirten Besitzthümer! Als ob es nicht ganz genug

hat. „Welch' edler Geist ward hier zerstört," möchte man mit Ophelia rufen; denn es ist nicht etwa ein Dichter zweiten Ranges, ein Byron, ein Heine oder ein Musset, es ist einer der wenigen Hochbegnadeten der Menschheit, deren die Weltgeschichte kaum Einen in einem Jahrhunderte verzeichnet, der hier von seinem rechten Wege abgelenkt und in die Wüste der protestantischen Scholastik geführt worden ist: dazu Einer, der zum Genius die klassische Bildung mitbrachte und durch sie die Sicherheit des Geschmackes, die den Meisten seiner Landsleute abgeht. Nie ist Milton von der echtenglischen Krankheit des Euphuismus angesteckt worden, der selbst ein Shakespeare seinen Tribut zahlen mußte und die, keineswegs von den Italienern oder Spaniern entlehnt, — denn

---

wäre zu wissen, daß der Mann seinem künftigen Schwiegersohne Geld schuldete, daß er, der Royalist, durch den Bürgerkrieg ruinirt ward und endlich mit der ganzen Familie ein zeitweiliges Asyl bei dem Sohne seiner Tochter suchen mußte. Ein Geschichtswerk ist ja keine akademische Lehrstunde, bei der es weniger auf das Resultat ankommt, als auf die Weise wie es gewonnen wird. Hier im Gegentheil ist das Ergebniß die Hauptsache. Alles was den Schriftsteller interessirt, interessirt deshalb noch nicht den Leser: nicht jedes neuaufgefundene Datum, nicht jede Entdeckung einer neuen Thatsache ist mittheilenswerth; und der Forscher muß, sobald er Schriftsteller wird, sich sofort klar machen, daß gewisse Funde, die ihm vielleicht am meisten erfreuen, welche oft die Frucht langer mühevoller Jagd gewesen sind, für den Leser gar keinen Werth haben: und die Bücher sind der Leser wegen, nicht die Leser der Bücher wegen da.

Auch darin folgt unser Verfasser berühmten und anerkannten Vorbildern, daß er, wo und wann bestimmte Angaben fehlen, der lieben Vollständigkeit wegen uns gerne mittheilt, was sein Held „wohl," „vielleicht," „offenbar," „ohne Zweifel" gethan habe, und uns zu wissen thut, wie „wir uns denken können," wie

lange vor Cavalier Marini und selbst vor Gongora blühte der Marinismus und Culterianismus in England — von Lily bis auf Dryden und von Dryden bis auf Swinburne die englische Poesie inficirte. Kein englischer Dichter, auch selbst Shakespeare nicht, handhabte den Vers meisterhafter als der Sänger des „Verlorenen Paradieses", keiner hatte den Alten das Geheimniß der Composition, das den Werken der englischen Muse so ganz abgeht, besser abgelauscht als er. Und diesen angeborenen und erworbenen Beruf zum Nationaldichter hieß ihn die „neue Lehre" aufgeben, indem sie ihn in ihren Sklavendienst preßte!

Tantum relligio potuit suadere malorum!

„man vermuthen darf," wie „es nahe liegt vorauszusetzen," daß er seine Zeit verbracht. Ebenso vollständig pflegt man in der Aufzählung aller der Namen zu sein, mit deren Trägern der Gegenstand einer Biographie je zusammengetroffen, oder der Titel aller Bücher, die er nachweislich gelesen hat. Auch das kann von Interesse sein, wie C. Justi in seinem „Winckelmann" bewiesen hat. Alle diese Charakterköpfe uns vordem selbst dem Namen nach unbekannter römischer Prälaten aus der Zeit Lambertini's leben, wir glauben sie persönlich gekannt zu haben, und mit ihnen lebt die ganze Zeit vor unserm innern Auge auf. Die Namen der florentinischen Freunde Milton's, über die wir erst gestern gelesen, haben wir heute schon vergessen: es sind eben Namen geblieben. Die Natur von Herrn Stern's Talent mag, wie schon bemerkt, dazu beigetragen haben, diese Partien seines sonst so ausgezeichneten Werkes weniger anregend zu machen: die künstlerische Gestaltungskraft, die lebendige Darstellung des einzelnen Menschen und des einzelnen Ereignisses scheint nicht seine Sache zu sein; selbst von seinem Milton gewinnt man keine recht klare Anschauung, geschweige denn von den Deuteragonisten und Tritagonisten. Dagegen ist er ganz zu Hause und glückt es ihm ungemein, wenn er den ursächlichen Zusammenhang in der Ge-

Selbst die Gräuel der Albigenserkriege und der Bartholomäusnacht, die irischen Metzeleien und die anglikanischen Verfolgungen, so viele andere Verirrungen frommen Eifers, die dem wirklich Frommen manchmal alle positive Religion als ein Werk des Bösen vorkommen lassen, erscheinen fast weniger empörend als solcher Geniemord: denn sie haben wenigstens nur die Leiber, höchstens solche Geister getödtet, die doch nie ein nationales Epos gedichtet hätten.

Man mißverstehe mich nicht. Niemand, Herr Stern selber nicht, kann das „Verlorene Paradies" aufrichtiger bewundern, als Schreiber dieses, der sicherlich nicht zu denen gehört, so da dem Apfel vorwerfen, kein Pfirsich zu sein. Hier aber ist auf den edlen Pfirsichbaum ein

schichte aufdeckt, die allgemeinen Strömungen in derselben verfolgt, die Nachwirkungen der Ereignisse darstellt, den Gesammtcharakter einer Epoche, eines Landes, einer Partei schildert. Vielleicht führt ihn auch hier bisweilen der Wunsch, Milton zu rechtfertigen, weiter als es die Thatsachen erlauben. (So wenn er sich durch einzelne, von den Independenten geradezu verläugnete Neuerer, wie Roger Williams und Hugh Peters, dazu verleiten läßt, den Independentismus als die Vertretung der Gewissensfreiheit darzustellen. In Wahrheit gaben die „Heiligen" den Papisten, Bischöflichen und Presbyterianern nichts nach an Intoleranz und Engherzigkeit des religiösen Standpunktes.) Im Allgemeinen jedoch scheinen uns Sterns historische Würdigungen auf gesündester politischer Einsicht zu beruhen. Auch wirkt seine Darstellung, trotz des Vielen und Vortrefflichen, was die angesehensten Historiker unserer Zeit über die englische Geschichte des 17. Jahrhunderts geschrieben haben, als eine frische, neue; und sie hat das Verdienst ebenso klar als lebendig zu sein, wie denn auch die Schreibart Sterns nicht nur warm und anregend, sondern auch von größter Deutlichkeit und Einfachheit ist. Nie stelzt er auf dem Kothurne einher, den gewisse Schriftsteller heutzutage wieder in Mode ge-

ärmlich Apfelreis gepfropft worden und gerade die wundervollen Gesänge, in denen die menschlichen Freuden der ersten Eltern, die menschlichen Leidenschaften des Fürsten der Hölle geschildert werden, lassen Einen bedauern, daß nicht auch die übrigen Theile, statt theologischer Argumentationen über die Prädestination und die göttliche Natur des Sohnes, ebenfalls die Schönheit der irdischen Natur und die Bewegungen des menschlichen Gemüthes besingen. Sehr richtig sagt Herr Stern: „Man bemerkt, wie der jugendliche Milton gleichsam auf der Grenzscheide von zwei Zeitaltern steht. Abgestoßen von der Frivolität und Manierirtheit der Modedichter, flüchtet er sich zurück zu jenen reinen Gebilden der Renaissancezeit, wie sie Spensers Hand vorzüglich ge-

---

bracht, aber er schlendert deshalb auch keineswegs, wie eine andere Kategorie beliebter Historiker, in Pantoffeln und Schlafrock herum.

Unser Verfasser hat leider in der Literaturgeschichte der Miltonischen Zeit nicht dieselbe Methode verfolgt, wie in der politischen Geschichte. Er hat auch hier, wie in der Biographie, sowohl seinem Talente Zwang angethan, als den Punkt verkannt, auf den es ankam. Er kann sich nicht dazu verstehen, uns mit Eigennamen, Daten und Analysen höchst uninteressanter Bücher zu verschonen. Daß er aber auch über die Erscheinungen auf diesem Gebiete nachgedacht, daß er tiefe und eigenthümliche Ansichten darüber besitzt, hat er zur Genüge bewiesen und gewisse Charakteristiken der Geistesrichtungen jener Zeit dürfen dem Besten angereiht werden, was in der Literaturgeschichte geleistet worden; nur schade, daß sie in solchem katalogischen Apparate vergraben sind. Auf welche Leser rechnet denn Herr Stern? und, ich wiederhole es, Herr Stern ist mir nur der Repräsentant einer ganzen Gattung und zwar der Besten Einer, wie es denn immer angezeigt ist, sich beim Ankämpfen wider eine falsche Richtung gegen die Zugführer, nicht gegen die Gregarier zu wenden. Für wen schreibt man derartige Bücher? Für Solche, die wieder ein Werk

schaffen hatte. Er fühlt sich durch die Gemeinsamkeit des Enthusiasmus für das sittlich Schöne und die schöne Sittlichkeit besonders zu ihm hingezogen; aber dieser Enthusiasmus erscheint eben nicht mehr in der vollen Freiheit der früheren Epoche. Die Kraft der puritanischen Ideen, dem Entscheidungskampf mit den feindlichen Mächten nahe, droht ihn von großen Gebieten ganz abzulenken und ausschließlich auf das der didaktisch-religiösen Dichtung hinüberzuleiten. Es bedurfte nur einer lebhaften Theilnahme an den gewaltigen Kämpfen, die sich vorbereiteten, einer stärkeren Durchdringung mit den biblischen Vorstellungen, um Milton aus dem letzten Dichter der englischen Renaissance zum ersten, zum größten des Puritanismus zu machen." Allein der Pu-

über dasselbe Thema schreiben wollen, vielleicht auch schon geschrieben haben, jedenfalls den Lebensberuf haben, den Schriftstellern in irgend einem gelehrten Anzeiger die Druckfehler zu corrigiren! Oder aber für gebildete Menschen, welche angeregt und belehrt sein wollen, denen es aber keineswegs darum zu thun ist, zehn Seiten über das Datum von Milton's Skizzen- und Notizenbuch oder über die Quellen des „Comus" zu lesen. Nicht als ob gerade diese Untersuchung nicht meisterhaft geführt wäre: recht im Gegentheil; aber non erat hic locus. In einer Zeitschrift für literarhistorische Forschungen oder in einer Appendix würde sie ganz an ihrer Stelle und von großem Werthe sein. Hier, im Texte einer Biographie, unterbricht sie die Darstellung und läßt kein rechtes Gesammtbild aufkommen. Wieviel besser hätte Herr Stern gethan, uns den „Comus" selber in guter Uebersetzung, statt all dieser seitenlangen Untersuchungen und Analysen zu geben. Und wenn ihm der „Comus" zu lang war — er hätte übrigens Auszüge daraus mittheilen können — so gilt das weder für den „Allegro," noch für den „Penseroso," am wenigsten aber für einzelne Sonette, oft die wichtigsten, deren Analyse zuweilen ebensoviel Platz einnimmt als der Text eingenommen haben

ritanismus ist eben seinem Wesen nach unkünstlerisch und es ist durchaus nicht einerlei, ob man der Dichter der Renaissance oder des Puritanismus ist, ob man die Artussage oder den Sündenfall bringt. Die gestaltlosen Religionen Moses' und Mahomed's werden nie einem epischen oder dramatischen Dichter sein können, was die gestaltenreichen Mythologien des Alterthums und des Mittelalters ihm sind. Jene sind ihrer Natur nach abstract und subjectiv, während die Anschauungen dieser concret und objectiv sind.

Nicht Alles an Milton's schwächeren Seiten soll darum dem Puritanismus zugeschrieben werden. Wie schon oben gesagt, hat die Revolution den englischen Geist nur gewaltsam und ausschließlich in eine Richtung geworfen, nach der er schon immer hinübergeschielt. Wäre

---

würde. Daß Herr Stern, wenn er seine Notizen im Pulte läßt und nur seinen Kopf zu Rathe zieht, auch im Literarhistorischen, obschon er es nicht so sehr wie das Politische beherrscht und durchdringt, Glänzendes leisten kann, beweisen seine Urtheile über Ben Jonson, über Spenser, über Milton's Platonismus und so vieles Andre, was uns ja unendlich viel interessanter ist als alle die alten Cambridgefellows, die sich einander auf's Haar gleichen und von denen wir doch nur die Namen, oft auch diese nicht, im Gedächtniß behalten.

Doch diese Kritik soll kein Buch werden. Verweilten wir so lange bei den weniger anziehenden Partien des angezeigten Werkes, so war es gewiß nicht um den Leser davon abzuschrecken. Er braucht nur von den vierzehn Kapiteln des Buches die fünfe auszuwählen, welche eine zusammenhängende Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I. bilden (1649) und bei den neun übrigen die kritischen Untersuchungen zu überspringen, so hat er eine der anregendsten und belehrendsten Lectüren, welche der Büchermarkt des Jahres 1877 uns bietet.

es nicht in ihm gewesen, nie hätte die Revolution ein solches Resultat zu Wege gebracht, denn man ändert so wenig einen Volkscharakter, als einen individuellen, es müßte denn sein, daß neues Blut hinzukommt, eine Kreuzung stattfindet. Ein Zug tiefer Melancholie geht durch die englische Poesie vom ersten Tage an, ist schon im Beowulf fühlbar; ebenso jenes wunderbare Gefallen an personificirten Abstractionen, welches so recht das Kennzeichen verständig angelegter Naturen ist. Schon im Mittelalter bewegen sich W. Langland's Dowell, Dobetter und Dobest in ähnlichen Formen wie zu Milton's Zeiten Bunyan's Christian und Faithful; selbst der Dichter der Renaissance kat' exochen hat in seiner „Feenkönigin" zahlreiche Figuren, die an Milton's Sin und Death erinnern. Aber diese Tendenz wird fortan vorherrschend, ja despotisch, und reißt selbst solche Genien mit sich fort, die, wie Milton, anders angelegt waren und an lebendigen Gestalten ihre Freude gehabt hätten. Ein Blick auf seine Jugendgedichte beweist das ja zur Genüge. Milton war, so paradox das auch klingen mag, weich und biegsam wie Wachs, wo es sich um Annahme poetischer Formen handelte: in Italien machte er italienische Sonette, in Cambridge Elegien, in Horton Schäfergedichte; und er wußte selbst in dieser willkürlichen Kunstform, welche trotz ihrer Künstlichkeit ganz Europa über zwei Jahrhunderte lang beherrschte, das Größte zu leisten. Es ist kein Zweifel, daß nur die Strömung der Zeit ihn auf jenes undankbare Gebiet der biblischen Poesie fortriß: und ich wiederhole, England, die Welt hat dabei unendlich viel eingebüßt.

Aber selbst vom politischen Standpunkte aus, was hat die Welt, was hat England dabei gewonnen, daß Milton zum republikanischen Puritanismus übergetreten? (das Wort ist ganz gerechtfertigt: Milton war Presbyterianer und Monarchist gewesen); seine unsterbliche Flugschrift für die Preßfreiheit hätte er auch ohne diesen Uebertritt schreiben können und seine Vertheidigung des englischen Volkes gegen die Anklage des Königsmordes hätte auch jeder andere „Rédacteur aux affaires étrangères“ — denn das etwa war sein Amt unter Cromwell — anzufertigen vermocht. Ich muß gestehen, obschon ich sehr wohl weiß, welcher Mißdeutung ich mich dadurch aussetze, daß ich Milton's Leben nicht anders denn als ein verfehltes ansehen kann. Er war für den Journalismus und den Staatsdienst so wenig als für die Ehe und die Familie gemacht.

Eine nervöse, erregbare Künstlernatur wie Milton mußte allein leben. In ihm war nichts von Shakespeare's und Goethe's olympischer Heiterkeit; und doch umgingen auch diese, in höherer Einsicht der Bedingungen wahrer Künstlerexistenz, die Ehe im gewöhnlichen Sinne, der Eine, indem er mit beiden Füßen herausſprang, der Andere, indem er sich in antiker Weise eine schöne Sklavin zugesellte. Milton machte seine drei Ehefrauen — und hinterher noch seine eigenen Töchter — alle mehr oder minder unglücklich, ohne doch selber irgend etwas davon zu haben. Ebenso hatte er zur öffentlichen Thätigkeit viel zu viel Leidenschaft und Reizbarkeit und zu wenig wirklichen Muth. Wir müssen uns nicht durch Macaulay's Phantasiemilton verwirren lassen: ein Mann, der in der

Blüthe der Jahre (33), unabhängig in seinen Vermögensverhältnissen, noch unverheirathet, in allen Leibesübungen ausgezeichnet, zu Hause bleibt, wenn die ganze Nation zu den Waffen eilt, um ein großes Freiwilligenheer zu bilden, und es vorzieht mit der Feder zu fechten und die Gegner auf's Heftigste mit Worten anzugreifen, dann aber, sobald die Gefahr herannaht, die Fahne des Pamphletisten in die Tasche steckt und den Dichter herauskehrt, der wie Pindar von den Kämpfern verschont zu werden bittet, weil er über ihren rohen Zielen stehe; ein politischer Schriftsteller, der nur dann die Feder ergreift, um ein staatliches oder juristisches Princip zu vertheidigen, wenn er sein persönliches Interesse verletzt sieht, dem es erst einfällt, gegen die Unlösbarkeit der Ehe zu schreiben, als ihm seine Ehe unerträglich geworden, erst dann die Censur bekämpft, als sie an seine Schriften rührt, den dann eine frühe Erblindung auch körperlich zur öffentlichen Thätigkeit unfähig macht, ein solcher Mann, der dem Staate nur kleine Dienste, der Muse die höchsten zu leisten vermochte, hätte offenbar besser Dieser gelebt als Jenem. Man soll ihm darum aus jener nervösen Scheu vor roher Gefahr und jener Reizbarkeit für Alles, was die Person anging, so wenig ein Verbrechen machen als aus seiner Blindheit; auch Goethe blieb zu Hause, als die Nation an den Rhein zog und auch Schopenhauer baute, wie fast alle Menschen, seine Weltanschauung auf seine persönlichen Stimmungen; — aber sie hatten Selbsterkenntniß genug, sich vom Schlachtfelde des öffentlichen Lebens fernzuhalten und keine Kriegshymnen zu singen: ein Tyrtäus muß an der

Spitze des Vordertreffens schreiten; und wer für die Freiheit reden will, muß nicht nur den Mund öffnen, um pro domo zu sprechen.

Auch als Privatmensch mag Milton nicht sehr behaglich gewesen sein und zu jenen großen Unausstehlichen gehört haben, die wie Michel Angelo mit Niemandem auskommen können und stets auf die Umstände und Umgebung schieben, was in ihnen selber liegt. Es ist derselbe hochgespannte Idealismus, das Bewußtsein, nur Großes zu wollen, die Verachtung der Kunstgenossen, die aus ihrem Priesterthum ein Handwerk und einen Gelderwerb machen; dieselbe hehre Einsamkeit auch, zu der sie die Schwingen ihres Genius tragen und zu der ihnen Niemand folgen kann. Milton's Charakter ist eigentlich kein in England gewöhnlicher. Zwischen den zwei Strömungen, welche in fast allen englischen Dichtwerken fühlbar sind und als deren edelste Vertreter in der Literaturgeschichte wir Fielding und Richardson ansehen, zwischen dem gesunden, lebenslustigen, humoristischen, sinnlichen, zur raschen That aufgelegten, klassisch gebildeten Engländer, und dem ernsten, trockenen, verständigen, tugendhaften und langweiligen „Selfmade", wandelt der hohe reine Idealist Milton wie ein Fremdling, ein Beethoven der Poesie, der mit seiner Umgebung nichts zu thun hat, nichts von ihrem Treiben versteht. Anstatt aber wie Beethoven dieser Umgebung den Rücken zu kehren und vornehm allein in der Welt seines eigenen Innern zu leben, läßt er sich verführen Theil zu nehmen an dieser Gesellschaft und an den Leidenschaften, die sie bewegen. Weder er noch seine Kunst haben dabei gewonnen.